

2. Die Westliche Unterstadt

INKEN KEIM

1.	Erste Eindrücke und Kurzcharakterisierung	44
2.	Sozialräumliche Gliederung der Westlichen Unterstadt	46
2.1.	Grenzen zu anderen Stadtteilen und historische Entwicklung der Westlichen Unterstadt	47
2.2.	Die Filsbach: Grenzen und Beurteilung	56
2.3.	Sozialräumliche Binnengliederung der Westlichen Unterstadt	59
2.3.1.	Derzeitige sozialräumliche Binnengliederung	59
2.3.2.	Binnengliederung der Westlichen Unterstadt vor dem 2. Weltkrieg	66
2.3.3.	Die Entwicklung der Westlichen Unterstadt nach dem 2. Weltkrieg	74
2.3.3.1.	Überblick zur Bau-, Nutzungs- und Bevölkerungsstruktur	74
2.3.3.2.	Charakteristika des Stadtteils direkt nach dem Krieg	75
2.3.3.3.	Charakteristika des Stadtteils in den 60er/70er Jahren	79
3.	Schauplätze der Westlichen Unterstadt	85
3.1.	Markt, Spielplätze und Freiflächen	85
3.1.1.	Der Markt	85
3.1.2.	Spielplätze und Freiflächen	86
3.2.	Lokale	88
3.2.1.	Ausländerlokale	88
3.2.2.	Studentenlokale	91
3.2.3.	Bürgerliche Lokale	94
3.2.4.	Bars und Absteigen	97
3.2.5.	Beizen	100
3.2.6.	Tanzlokale	102
3.2.7.	Echte Filsbachwirtschaften	106
3.2.8.	Das Café Filsbach	115
4.	Formen sozialer Organisation in der Westlichen Unterstadt	117
4.1.	Öffentliche Einrichtungen	117
4.1.1.	Kindergärten und Vorschulen	117
4.1.2.	Schule	121
4.1.3.	Kirchen	123
4.1.4.	Polizei	124

4.1.5.	Sonstige öffentliche Einrichtungen	126
4.2.	Vereine und Initiativen	127
4.2.1.	Ausländische Vereine	127
4.2.2.	Deutsche Vereine	129
4.2.2.1.	Begegnungsstätte Westliche Unterstadt	129
4.2.2.2.	FC Filsbachklausen	134
4.2.2.3.	Hinterhofbühne	137
4.2.3.	Initiativen	138
4.3.	Informelle Formen sozialer Organisation	140
4.3.1.	Einkauf	141
4.3.2.	Fenster- und Telefongespräche	142
4.3.3.	Hausbesuche	143
4.3.4.	Nachbarschaften	145
4.3.5.	Private Feste	146
5.	Soziale Kategorien und Segmentierungen	147
5.1.	Ausländer	147
5.1.1.	Auffällige Ausländer	148
5.1.2.	Unauffällige und arrivierte Ausländer	153
5.1.3.	Veränderungen im Stadtteil durch den Zuzug von Ausländern	154
5.2.	Deutsche Stammbevölkerung	156
5.2.1.	Echte Filsbacher	156
5.2.1.1.	In gesunden Verhältnissen Lebende	157
5.2.1.2.	In ungesunden Verhältnissen Lebende	161
5.2.1.3.	Exil-Filsbacher	162
5.2.2.	Filsbach-Flüchtende	163
5.2.3.	Nichtseßhafte („Penner“)	164
5.3.	Deutsche Zugewanderte	168
5.3.1.	Zuzügler nach dem Krieg	168
5.3.2.	Studenten	169
5.3.3.	Jüngere Zuzügler	169
5.3.4.	Spätaussiedler	171
5.4.	Figuren des öffentlichen Lebens	171
5.4.1.	Organisatoren	171
5.4.2.	Originale	174
6.	Soziale Ereignisse: Feste	176
6.1.	Festveranstaltungen der Begegnungsstätte Westliche Unterstadt	176
6.1.1.	Stadtteilstefte	176
6.1.2.	Kappenabend	178
6.1.3.	Feste der Seniorengruppe	180
6.2.	Filsbachtreffen	181
7.	Anhang	186

1. Erste Eindrücke und Kurzcharakterisierung

Meine ersten Eindrücke von der Westlichen Unterstadt stammen aus einer Zeit, lange bevor ich nach Mannheim kam. In einer Kleinstadt in der Vorderpfalz aufgewachsen, hörte ich öfter, wie sich Halbwüchsige hämisch grinsend hinter vorgehaltener Hand zuflüsterten, daß der X und der Y (als wohlsituierte und wohlhabende Geschäftsmänner der Kleinstadt bekannt), am Samstagabend wieder in Mannheim in den Filsbach- und Jungbuschpuffs waren, *wenn des die fraue wüßte, hahaha!* oder *daß der ausflug vom männerstammtisch* (ca. 6-8 Geschäftsleute) *net in de Pfälzerwald sonnern nach Mannem in die Filsbach gange is* u.ä.

Als ich Anfang der 70er Jahre nach Mannheim kam, war ich neugierig auf diese Stadtteile. Die Westliche Unterstadt machte mit einigen Bombengrundstücken und noch teilzerstörten Häusern einen etwas verwahrlosten Eindruck, doch die Atmosphäre gefiel mir: das etwas träge Leben in den Vormittagsstunden, einige blasse, übernächtigte Frauen mit Lockenwicklern beim Einkauf oder mit anderen vor der Haustür redend, zigarettenrauchende Männer mit Händen in den Taschen vor Lokalen oder an Straßenecken, ältere Leute aus dem Fenster schauend, die Lebendigkeit am Abend, besonders in den Straßen mit Bar- und Amüsierbetrieben, die mir von Mannheimern als *abends gefährlich* beschrieben wurden. Von Studenten wurde mir in H 7 ein Lokal genannt, *das lokal Mannheims*, in dem regelmäßig was los sei, *so=n bißchen kleinkunstbetrieb*.

Als ich dann Anfang der 80er Jahre als Mitglied des Projekts die Chance sah, diesen Stadtteil „genauer unter die Lupe zu nehmen“, griff ich zu. Der Stadtteil, die Quadrate E – K umfassend, hatte sich zu dieser Zeit (ich war seit Jahren nicht mehr dort) stark verändert; er war im Zentrum der I- und H-Quadrate „sauberer“ geworden, viele Neubauten mit Grün, das Bombengrundstück auf H 6 war begrünte Freifläche. Doch trotz der baulichen Erneuerung machten der Stadtteil und das Leben im Stadtteil zu dieser Zeit auf mich, andere Beobachter und einige Informanten den Eindruck des Absterbens, des Verfalls. Durch die Bevölkerungsumstrukturierung im Zuge der Sanierung lösten sich gewachsene Sozialstrukturen auf; in der Öffentlichkeit war der soziale Verfall sichtbar in den vielen Alkoholikern und Stadstreichern, den vielen kleinen, billig aussehenden und heruntergekommenen Bars, den vielen noch nicht sanierten, stark vernachlässigten Altbauten, in denen viele Ausländer wohnten, kleine Kinder in dunklen Eingängen und Treppenhäusern spielten und alte Deutsche aus den Fenstern schimpften. In den ersten Interviews mit Funktionsträgern spiegelte sich die äußere Trostlosigkeit; sie zeigten eher Resignation, kaum Hoffnungsfreude, wenn ich sie auf das Leben im Stadtteil und seine Entwicklungsmöglichkeit hin ansprach. Auch gab es damals noch wenige Kontakte und kaum Kooperation zwischen einzelnen im Stadtteil tätigen Organisationen und öffentlichen Einrichtungen.

Den ersten Zugang zum Stadtteil bekam ich über die Begegnungsstätte Westliche Unterstadt (4.2.2.1.), zwei ihrer Mitglieder kannte ich bereits vorher. Über die Begegnungsstätte kam ich in Kontakt zu einigen Funktionsträgern und zu verschiedenen sozialen Gruppen. Danach setzte ich unser „normales“ ethnographisches Verfahren in Gang und traf bei fast allen Informanten auf Offenheit und große Bereitschaft zur Mitarbeit. Aus der Rückschau scheint der zunächst zufällige Zugang über die Begegnungsstätte (BGS) günstig gewesen zu sein; zum einen kristallisieren sich in der BGS und in ihrem Umkreis sehr deutlich Stadtteilprobleme heraus, besonders Probleme, die im Zusammenleben und -arbeiten verschiedener sozialer Gruppen auftreten; zum anderen hatte ich über die BGS und später als gelegentliche Mitarbeiterin beim „Filsbachboten“, der von der BGS herausgegebenen Stadtteilzeitung, die Möglichkeit, mich für einige Informanten und deren Interessen einzusetzen.

Nach intensiven Beobachtungen, Recherchen und Analysen, die im wesentlichen von 1982 bis 1986 durchgeführt wurden, läßt sich der Stadtteil derzeit folgendermaßen charakterisieren: Obwohl Teil des Mannheimer Zentrums und auf verschiedenen Organisationsebenen (Polizei, Bezirksbeirat) auch mit dem Zentrum eng verbunden, bildet die Westliche Unterstadt sowohl aufgrund historischer Gegebenheiten (relativ eigenständige Entwicklung im Vergleich zur Gesamtinnenstadt) als auch aufgrund der derzeitigen Spezifik der Bau-, Nutzungs- und Bevölkerungsstruktur eine eigenständige sozial-räumliche Einheit. Die Westliche Unterstadt ist der einzige Stadtteil des Zentrums, der einen volkstümlichen Namen hat, die Filsbach. Seit Anfang der 70er Jahre ist die Westliche Unterstadt Sanierungsgebiet; der historische Stadtteilkern ist abgerissen, ein Großteil der angestammten Bevölkerung ist weggezogen, neue Bevölkerungsgruppen sind zugezogen.

Der Stadtteil hat seine relativ kleinräumige interne Differenzierung in Stadtteilkern und Außengebiete bewahrt, allerdings mit einer Umkehr der Bewertungen. Früher war der Kern der ärmere, sozial niedriger eingestufte Teil gegenüber den besseren Außengebieten. Heute ist das Zentrum neu, hier wohnen vor allem die deutschen Zuzügler (darunter sogenannte Besserverdienende und Jungakademiker), die Randgebiete vor allem zum Ring hin und in Richtung Marktplatz gehören (noch) zu den weniger guten Wohngebieten mit z.T. hoher Ausländerquote. Die Bevölkerung ist äußerst heterogen; den größten Anteil machen die Ausländer verschiedener Nationalitäten aus, gefolgt von der Stammbevölkerung und verschiedenen Gruppen deutscher Zuzügler.

Der heterogenen Bevölkerung entspricht auch die Nutzung der wesentlichen Schauplätze im Stadtteil, die vielen Lokale. Jede Bevölkerungsgruppe hat ihren Lokaltyp, Filsbacher verkehren in Filsbachwirtschaften, Ausländer in Ausländerlokalen, Studenten in Studentenlokalen. Außer dem Café Filsbach, das von dem Verein Begegnungsstätte geführt wird, gibt es im Stadtteil keinen Schauplatz, der regelmäßig von Angehörigen mehrerer sozialer Gruppen genutzt wird und auf dem die Arbeit an einer 'gemeinsamen Identität der

neuen Filsbachbewohner' stattfinden könnte. In jedem Lokaltyp herrschen unterschiedliche Verkehrsregeln; die Geschlossenheit der jeweiligen Lokalpopulation spiegelt die relativ starke Trennung zwischen unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen wider.

Bestrebungen, der Aufsplitterung der Bevölkerung entgegenzuarbeiten, finden sich vor allem auf der Ebene formeller sozialer Organisationen. Funktionsträger im Sozial-, Erziehungs- und Sicherheitsbereich arbeiten eng zusammen, um den Kontakt zwischen unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen und die Entwicklung einer neuen Gemeinsamkeit zu fördern und die soziale Aufwärtsentwicklung voranzutreiben. Die starke Umstrukturierung der Bevölkerung in relativ kurzer Zeit ist vor allem auf der Ebene des Vereins- und Verbandswesens spürbar: Der Stadtteil ist heute in dieser Hinsicht unterorganisiert. In jüngster Zeit zeigt sich allerdings, daß alte Filsbachtraditionen (d.h. Vereinswesen auf der Ebene der Filsbachwirtschaften) weiterleben bzw. weiterentwickelt werden und neue Formen sozialer Organisation entstehen, z.B. (sozial/kommunal) politisch motivierte Initiativen, an denen Angehörige verschiedener Bevölkerungsgruppen beteiligt sind.

Zwischen den unterschiedlichen Bevölkerungsgruppen bestehen deutliche soziale und kommunikative Unterschiede. Die in der Öffentlichkeit und in verschiedenen Formen sozialer Organisation am deutlichsten in Erscheinung tretenden Gruppen sind Ausländer unterschiedlicher Nationalität, die von anderen in „auffällige“ Gruppen (d.h. vor allem an Heimattraditionen gebundene) und „unauffällige“ (d.h. an deutsche Lebensweise angepaßte) unterteilt werden, Angehörige der Stammbevölkerung mit ihrer Trinkfreudigkeit und allgemein an hedonistischen Vorstellungen ausgerichteter Lebensweise, ihrem direkten und derben Kommunikationsstil unter Verwendung breiter dialektaler Varianten Mannheims und einem reichen Inventar an lokalspezifischen Witzen und Sprüchen, und Angehörige von Gruppen junger Akademiker, z.T. mit sozialpädagogischem Interesse, die einen von der Stammbevölkerung sehr verschiedenen Kommunikations- und Lebensstil haben.

Diese Unterschiede treten zutage, wenn Angehörige verschiedener sozialer Gruppen bei arbeitsorientierten (im Verein, in politischen Initiativen u.ä.) oder arbeitsentlasteten Anlässen (z.B. beim Feste-Feiern) aufeinandertreffen. Bei solchen Ereignissen kann es zu regelrechten kulturellen Machtkämpfen kommen, wenn Angehörige der einen Gruppe versuchen, ihre Vorstellungen von Art und Verlauf solcher Anlässe gegen die Vorstellungen der anderen Gruppe durchzusetzen.

2. Sozialräumliche Gliederung der Westlichen Unterstadt

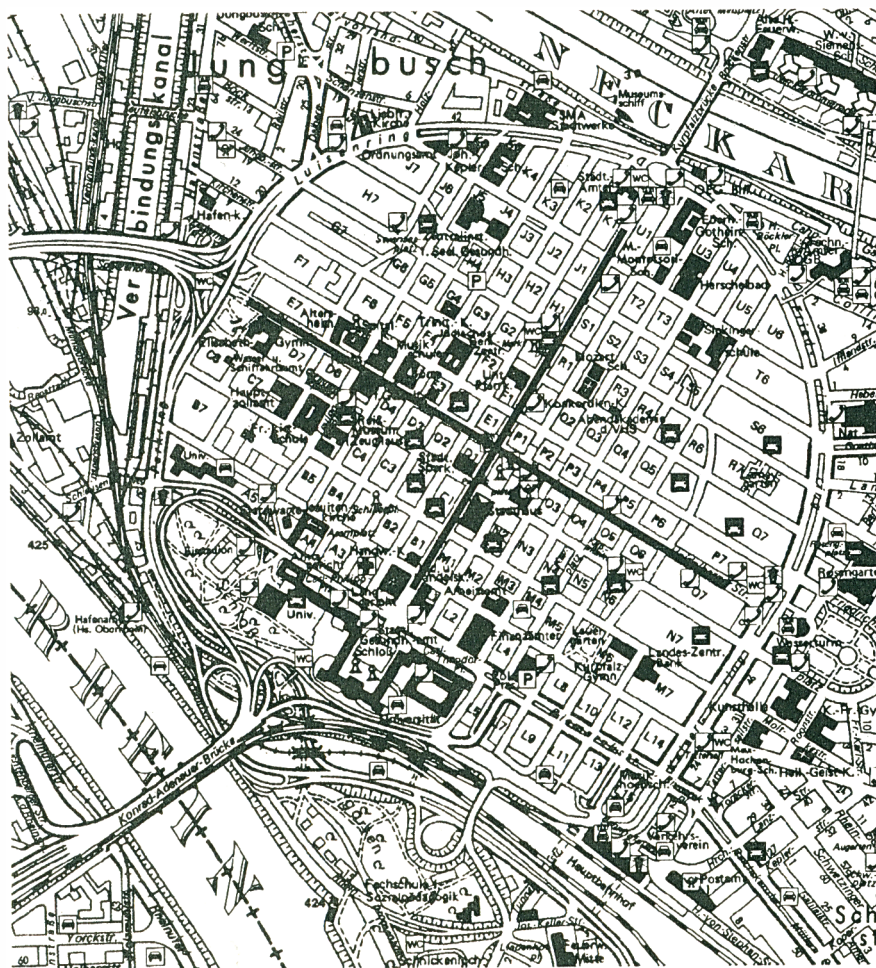
Die Mannheimer Innenstadt ist unterteilt in die Ober- und Unterstadt einerseits und in einen Ost- und Westteil andererseits. Die Innenstadt umfaßt das Gebiet, das innerhalb der Ringstraße liegt und auf seiner südwestlichen Seite durch

Schloßanlage und Bahnhofsanlage begrenzt wird. Die beiden „Hauptstraßen“ des Mannheimer Zentrums, die Planken und in der Verlängerung die Rheinstraße einerseits und die Kurpfalzstraße (Breite Straße) und die Verlängerung zum Schloß hin andererseits, teilen das Zentrum kreuzweise in vier flächenmäßig etwa gleich große Sektoren.

Bereits zur Zeit der Gründung der Festung Friedrichsburg 1607 hatte die Stadt einen einheitlichen Grundriß mit den rechtwinklig sich kreuzenden Straßen und rechteckig geformten Häuserblocks; diese Quadrate-Struktur hat sich bis heute erhalten. Während bis Ende des 18. Jahrhunderts die Altstadt Straßennamen hatte, wurde 1798 die Altstadt neu eingeteilt; die Häuserblocks, die sog. Quadrate, wurden mit Buchstaben bezeichnet, zunächst von A – K, seit 1811 von A – U.

2.1. Grenzen zu anderen Stadtteilen und historische Entwicklung der Westlichen Unterstadt

Der Terminus 'Westliche Unterstadt' ist eine Verwaltungsdefinition, das Areal der Westlichen Unterstadt, die Quadrate E – K, 1 – 7, existiert als Verwaltungseinheit. Dem Beobachter stellt sich dieses Areal aufgrund der städtebaulich deutlichen Außenabgrenzungen zu anderen Stadtteilen als Einheit dar: Die Westliche Unterstadt ist im Norden durch die vierspurige Ringstraße vom angrenzenden Stadtteil Jungbusch, weiter durch die breite Rheinstraße von der Oberstadt und die Breite Straße von der Östlichen Unterstadt optisch getrennt.



Die Innenstadt von Mannheim, unterteilt in Ober- und Unterstadt, Ost- und Westteil

Obwohl statistische Verwaltungseinheit, hat der Stadtteil keine territorial begrenzte Organisationsstruktur. Die Westliche Unterstadt bildet politisch keine Einheit, sondern gehört auf der Organisationsebene des Bezirksbeirats zum Gebiet „Innenstadt/Jungbusch“, d.h., für die spezifischen Belange des Stadtteils gibt es keine selbständige politische Vertretung; vielmehr werden die Belange des Stadtteils politisch zusammen mit anderen Innenstadtbelangen verhandelt.

Mit den politischen Grenzen fallen auch die heutigen Polizeigrenzen zusammen. Das Polizeirevier in H 4 ist verantwortlich für die gesamte Innenstadt, d.h. das Gebiet innerhalb des Rings (einschließlich Universität und Eisstadion) und für das Jungbuschgebiet.

Ganz anders verlaufen die Grenzen der beiden christlichen Kirchengemeinden und die heutigen Grenzen des Einzugsbereichs der Grund- und Hauptschule. Die Johannes-Kepler-Schule umfaßt die Quadrate A – K, 3 – 7, die Gemeinde der evangelischen Trinitatiskirche das Gebiet der Westlichen Unterstadt und der Westlichen Oberstadt, d.h., in Schule und evangelischem Kindergarten sind Kinder der Unterstadt und der Oberstadt zusammengefaßt. Die Grenze der katholischen Kirche zieht sich quer durch den Stadtteil. Zur Jungbuschkirche „Liebfrauen“ gehören das Jungbuschgebiet und die Quadrate 4 – 7 der Westlichen Unterstadt. Zur Marktplatzkirche „Untere Pfarrei“ gehören die Quadrate 1 – 3 der Westlichen Unterstadt und große Teile der Östlichen Unterstadt.

Obwohl die Verwaltungsgrenzen und die Grenzen dieser Organisationen nicht zusammenfallen, existieren sehr deutliche Grenzziehungen zur Östlichen Unterstadt und zur Oberstadt in der Sicht der Bewohner ebenso wie in der Sicht von Funktionsträgern aus den oben genannten Organisationen.

Informanten, die, in der Westlichen Unterstadt groß geworden, jetzt in der Östlichen Unterstadt wohnen, bezeichnen das Gebiet der Westlichen Unterstadt als *do driuwe* oder *do unne*; die Bewohner als *die do driuwe*. Eine Informantin aus der Östlichen Unterstadt kennzeichnet ihre frühere Beziehung zu Bewohnern der Westlichen Unterstadt durch: *mit denne do driuwe woldd isch nix zu due hawwe*. Mitarbeiter der Polizei nennen explizit die Breite Straße als Grenze zwischen Westlicher und Östlicher Unterstadt. Früher mußte die Polizei aufpassen, daß der Amüsierbetrieb auf die Westliche Unterstadt begrenzt blieb, *daß die wirtschaften* (Bars u.ä.) ... *möglichst die Breite Straße nicht überspringen, daß das nicht rüberschwappt*. Dies gelang jedoch nicht, und heute ist die Östliche Unterstadt aus Polizeiperspektive wesentlich *auffallender* als die *ruhiger* gewordene Westliche Unterstadt. Eine Informantin nimmt eine deutliche Trennung zwischen Östlicher und Westlicher Unterstadt besonders in bezug auf die Nutzung der Stadtteile vor. Die Geschäfte und Lokale der Östlichen Unterstadt seien besonders durch die Nähe zum Theater geprägt; in der Östlichen Unterstadt gäbe es einige Antiquariate, gute second-hand-shops, eine Reihe Boutiquen und *gute lokale*; in der Westlichen Unterstadt dagegen gäbe es so etwas nicht.

Die Grenze zur Oberstadt wird von den Informanten ebenso deutlich angegeben. Informanten aus der Unterstadt bezeichnen die Bewohner der Oberstadt als *die do owwe, die feine leid*, das Gebiet als *do owwe*. Informanten aus der Oststadt, die früher in der Oberstadt wohnten, bezeichnen die Unterstadt als Gebiet *da drunten*, oder: *da runter kommen wir nicht*. Kirchliche Funktionsträger unterscheiden zwischen Gemeindemitgliedern der Unterstadt und der Oberstadt.

Nur die Grenze zum Jungbusch wird in den Informantenäußerungen nicht eindeutig gezogen. Einige Informanten grenzen den Jungbusch scharf von der Westlichen Unterstadt ab; der Jungbusch wird als Gebiet *do hinne* bezeichnet, als Gebiet, mit dem man nichts zu tun haben wolle. Andere Informanten beziehen das Jungbuschgebiet in das Gebiet der Unterstadt mit ein.

Die Grenze zur Östlichen Unterstadt (Breite Straße) und zur Oberstadt (Rheinstraße) sehen die Befragten nach meinen bisherigen Informationen also eindeutig; die Grenze zum Jungbusch jedoch wird nicht einheitlich gesehen. Dafür gibt es mehrere Gründe. Zum einen ist der Jungbusch durch eine Reihe organisatorischer Grenzziehungen an das Gebiet der Unterstadt angebunden; auch von den Schulgrenzen her gehörte der Jungbusch bis in die jüngste Zeit zur Westlichen Unterstadt, Schüler aus dem Jungbusch besuchten die Johannes-Kepler-Schule in K 5. Zum anderen hat die undeutliche Grenzziehung zum Jungbusch, ebenso wie die deutliche Grenzziehung zu den übrigen Sektoren des Mannheimer Zentrums m.E. auch historische Gründe. Dies soll in dem folgenden Exkurs erhellt werden.

Exkurs: Die historische Entwicklung der Westlichen Unterstadt¹

Die Unterstadt war aufgrund ihrer geographischen Lage als Siedlungsgebiet bis Anfang des 20. Jahrhunderts stark benachteiligt. Während die günstige Lage der Oberstadt (Raum zwischen Planken/Rheinstraße und Schloß/Bahnhof) – hochwassersicher, natürliche Schutzlage zwischen Rhein und Neckar – sich zur Anlage der Festung Friedrichsburg Anfang des 17. Jahrhunderts und später zum Bau des Schlosses eignete, lag die Unterstadt im Überschwemmungsbereich des Neckars. Das sumpfige Umland und die Wasseransammlungen an allen tieferen Stellen der Unterstadt bildeten als Seuchenherde eine dauernde drohende Gefahr. Erst mit der Begradigung des Rheins 1827 bis 1867 und des Neckars 1866 bis 1871 endete die ständige Überschwemmungsgefahr.

In der Zeit von 1720 bis 1778, als Mannheim kurpfälzische Residenz und Hauptstadt war, erlebte die Stadt ihre erste große Blütezeit. Die Wirtschafts- und Sozialstruktur Mannheims im 18. Jahrhundert wurde im wesentlichen durch den Bau des Schlosses (1720 bis 1760) und die Hofhaltung der Fürsten Karl-Philipp

¹ Zum folgenden vgl. Friedmann (1968) sowie Veröffentlichungen des Stadtplanungsamtes Mannheim.

und Karl-Theodor bestimmt. Mannheims Kleinindustrie, das Handwerk und das Gaststättengewerbe waren alle auf den Hof ausgerichtet. Die Bevölkerung wuchs vom Anfang bis zum Ende des Jahrhunderts um das Dreifache, wobei durch die laufende Vergrößerung des Hofstaates Beamte, Bedienstete, Adlige und Militär einen großen Teil der Bevölkerung ausmachten. Die im öffentlichen Dienst Beschäftigten wohnten besonders in der Oberstadt, ebenso wie die Adligen und die Offiziere des Militärs, während in der Unterstadt Bürger und Beisassen (= Einwohner minderer Rechte) wohnten.

Sowohl Grundstücksaufteilung als auch Bauweise der Oberstadt unterschieden sich von der Unterstadt. Die Oberstadt war in großflächige Grundstücke parzelliert, während in der Unterstadt ganze Quadrate der Kleinbebauung vorbehalten waren. Durch die ständig anwachsende Bevölkerungszahl und die steigende Wohnungsnachfrage wurde besonders in der Unterstadt der hinter den ein- bis dreigeschossigen Häusern liegende Hof- und Gartenraum mit Wohnräumen bebaut, die ohne eigenes Treppenhaus nur über Galerien erreichbar waren. Sowohl diese kleinparzellige Grundstücksstruktur als auch dieser Wohnhaustyp, im Lauf der Zeit weiterentwickelt, blieben bis ins 20. Jahrhundert für die Unterstadt charakteristisch.

Nach der Übersiedlung des Hofes von Mannheim nach München im Jahre 1778 und mit der Auflösung der Kurpfalz 1802 (Mannheim wurde Grenzstadt zu Frankreich) sank die Stadt, die zur Fürstenzeit internationale Bedeutung hatte, in Provinzialität. Die auf lokale Bedürfnisse (Hofhaltung) ausgerichtete Konsumwirtschaft mit vielen Luxusgütern brach zusammen, die Zahl der Bevölkerung sank auf fast die Hälfte ab (1809 ca. 15 000 Einwohner). Die Überschwemmungskatastrophen von 1784 und 1789 und nachfolgende Kriege beschleunigten Mannheims Niedergang. Um 1800 war jeder 15. Bürger Mannheims als Bettler registriert.

Erst durch die Rheinschiffahrtskonvention von 1831 und bedingt durch die günstige Lage am Endpunkt der Rheingroßschiffahrt erlebte Mannheim eine neue Wirtschaftsentwicklung; es wurde zum Handelszentrum und übernahm die Verteilerfunktion der Güter für Süddeutschland, die Schweiz und Österreich. Zu Beginn des 19. Jahrhunderts fand die erste Stadterweiterung über den Ring hinaus zu den Schwetzingen Gärten und den Neckargärten statt; im Laufe des Jahrhunderts dehnte sich die Stadt jedoch besonders in Richtung Jungbusch und zum Handelshafen hin aus. Adlige verließen die wirtschaftlich aufblühende Stadt und überließen ihre Paläste dem Großbürgertum, das sich in Mannheim zu dieser Zeit bildete. Die Bevölkerungszahl wuchs von 1833 bis 1871 auf fast das Doppelte (von 20.657 auf 39.620 Einwohner). Trotz des erheblichen Bevölkerungszuwachses lebten 1870 noch 90 % der Bevölkerung innerhalb des Ringes, d.h., die Bevölkerungsdichte in der Altstadt nahm erheblich zu, in der Unterstadt jedoch wesentlich mehr als in der Oberstadt. Nur die Quadrate entlang der beiden Hauptstraßen, Kurpfalzstraße und Planken und um den Marktplatz wiesen eine geringere Bevölkerungsdichte auf. Im Zuge der

Stadterweiterung nach Nordwesten hin wurden direkt im Anschluß an die dichtest besiedelten Quadrate der Westlichen Unterstadt die Quadrate 6 und 7 neu bebaut und im Anschluß daran das Gebiet des Jungbusch.

Die Baupolitik von 1879 ermöglichte durch genaue Angaben für Mindesthofgröße und für Häuserhöhe eine sehr enge Bebauung der Unterstadt mit hohen Hinterhäusern und engen Hinterhöfen. Diese baulichen „Freiheiten“ führten mit zur Verwahrlosung der Westlichen Unterstadt. Auch als 1901 der Versuch unternommen wurde, menschenwürdige Wohnungen zu bauen, blieb in der Unterstadt die geschlossene Bauweise mit hoher Ausnutzung der Grundstücke zulässig, während beispielsweise in der Oberstadt nur Villen in offener Bauweise gebaut werden durften.

Das wirtschaftliche Leben Mannheims konzentrierte sich in der westlichen Hälfte der Stadt zum Hafen hin, im Jungbusch und in Teilen der Westlichen Unterstadt. Hier ließen sich viele Handels- und Speditionsbetriebe nieder. In den Stadterweiterungsgebieten und besonders in den 6er- und 7er-Quadraten der Westlichen Unterstadt siedelten sich auch größere Industriebetriebe an, z.B. die Gasfabrik in K 6 auf dem „Pestbuckel“², die Zuckerraffinerie in I 6 und H 6 und die Tabakfabrik in F6. Die Straße zwischen I und K hieß Fabrikstraße; hier gab es auch noch Tabakfabriken und eine Druckerei.

Kleinere Industriebetriebe waren ohne Schwerpunktbildung über die ganze Altstadt verteilt. Die größte Betriebsdichte und gleichzeitig die kleinste durchschnittliche Betriebsgröße fand sich in der inneren Unterstadt, besonders in den H- und I-Quadraten der Westlichen Unterstadt. In den Quadraten E bis G (ebenso wie in A bis D der Westlichen Oberstadt) lag das Zentrum des Großhandels und der Speditionsbetriebe in der Nähe zum Hafen. Da Mannheim lange Zeit Mittelpunkt des deutschen Getreidehandels war, hatte die Produktenbörse in E 4 große überregionale Bedeutung.

Die zentrale Stellung Mannheims auf dem Gebiet der Güterverteilung blieb bis zur Jahrhundertwende erhalten. Mit dem Ausbau der Rheinschifffahrt weiter nach Süden bis Straßburg hin verlor Mannheim jedoch allmählich seine zentrale Stellung. Die überregionale Bedeutung der Mannheimer Industrie war im 19. Jahrhundert noch gering, nur die Tabakindustrie und in geringem Maße auch die chemische und die metallverarbeitende Industrie hatten einige überregionale Bedeutung. Die Industriebetriebe waren durchweg Kleinbetriebe, sie beschäftigten nur wenige Arbeiter. Doch der Güterverkehr beschäftigte viele Schauerleute und Transportarbeiter (Spanner und Sackträger).

Die Industrieansiedlungen im großen Stile begannen dann gegen Ende des 19. Jahrhunderts; die Zeit von 1871 bis 1914 ist in Mannheim die Zeit des starken industriellen Aufstiegs. Die Industriebetriebe innerhalb der Altstadt wanderten

² Der „Pestbuckel“ erstreckt sich vom Jungbusch über K 5 bis in den Westteil. Hier wurden 1666 im Pestjahr die Toten begraben.

allmählich in die Vororte ab. Dafür konzentrierten sich in der Altstadt immer mehr das Handwerk, der Handel und das Dienstleistungsgewerbe.

In der Zeit von 1871 bis 1914 wuchs die Bevölkerungszahl Mannheims um das Sechsfache; durch Geburtenüberschuß, Wanderungsgewinn und besonders Eingemeindungen stieg sie von 39.600 auf 226.700. Auch der Bevölkerungsanteil der Altstadt stieg gewaltig an. Die Quadrate mit überhöhter Bevölkerungszahl (über 600 Einwohner auf 1 ha)³ nahmen besonders in der Westlichen Unterstadt stark zu; hier konnten 19 Quadrate (K 2 – K 4, I 1 – I 7, H 1 – H 5, G 3 – G 6, F 4 und F 5) als überbevölkert charakterisiert werden. Nur die E- und Teile der F-Quadrate und das Quadrat K 1 waren normal bevölkert (150 bis 450 Einwohner/1 ha).

1910 lebten etwas über 6000 Juden (das waren 3,3 % der Bevölkerung) vorwiegend in der Mannheimer Innenstadt (in der Unterstadt ca. 3000 Juden = 6,5 % der Bevölkerung der Unterstadt). Etwa 1/3 der selbständigen Händler waren Juden; sie wohnten in der Regel am Platz ihrer Handelsbetriebe. Juden waren führend im Getreide- und im Tabakhandel, in der Tabakindustrie, im Bankwesen und bei der Handelskammer. Sie hatten außerdem großen Einfluß auf das kulturelle und das gesellschaftliche Leben in der Stadt.

Nach der Stadterweiterung nach Osten hin, der Erschließung Oststadt und der Nutzung der neu errichteten Gebäude vorwiegend zu Wohnzwecken verließen um die Jahrhundertwende viele der wohlhabenden Einwohner die Altstadt und zogen in die neuen Wohngebiete (Villenviertel). In der Altstadt wurde dadurch Raum frei für weitere gewerbliche Nutzung bzw. für den Nachzug weniger wohlhabender Bevölkerungsgruppen.

Für den lokalen Bereich Mannheims galt die Altstadt und zwar besonders die Westliche Ober- und Unterstadt bis zur Jahrhundertwende als das Geschäftszentrum. Doch mit zunehmender Stadterweiterung nach Norden, Osten und Süden (eine Stadterweiterung nach Westen war nicht möglich) und mit zunehmender Industrieansiedlung im Norden und Südosten der Stadt verloren die Hafenanlagen im Westen und der Handel hier ihre Bedeutung als herausragender wirtschaftlicher Faktor. Hauptverkehrswege und Geschäftszentren verlagerten sich allmählich von dem westlichen Teil der Altstadt in den Ostteil.

Diese Entwicklung setzte sich nach dem 1. Weltkrieg fort und war bis zu Beginn des 2. Weltkriegs fast abgeschlossen. Der Geschäftsbereich hatte sich in großem Maße vom Westteil auf den Ostteil der Stadt verlagert. Die Westliche Unterstadt als einstiges Handelszentrum verlor fast vollständig ihre Bedeutung; größere Betriebe waren abgewandert, nur Kleinbetriebe blieben.

³ Die Definition zur Bevölkerungsdichte habe ich von Friedmann (1968) übernommen.

Aus diesem Abriß kann folgendes für Grenzziehungen innerhalb der Innenstadt entnommen werden:

In der ersten Blütezeit Mannheims, als die Stadt Residenz- und Hauptstadt der Kurpfalz war, teilte sich die Altstadt in zwei sozialgeographische Einheiten: Im Südosten die Oberstadt mit dem Schloß und seinen Außenanlagen, den Wohnsitzen der Adligen und Hofbediensteten, den großzügigen Wohnhäusern von Angehörigen des Militärs und der Administration; im Nordwesten die Unterstadt, wesentlich dichter bebaut, das wirtschaftliche Zentrum der Stadt mit vielen Handwerkern und Kleingewerbetreibenden.

Im 19. Jahrhundert, als Mannheim zur großen Handelsstadt aufstieg, erfolgte eine weitere sozialgeographische Aufteilung der Innenstadt entlang der heutigen Breiten Straße; der Nordwesten der Stadt erlebte eine Ausweitung zum Hafen hin durch die Bebauung der 6er und 7er Quadrate und des Jungbuschgebiets. Hier siedelten sich die großen Handels- und Speditionsunternehmungen an; hier entstand das Zentrum des Handels und der Güterverteilung. Teile der Westlichen Unterstadt und des Jungbuschs bildeten eine bauliche und wirtschaftlich-soziale Einheit.

Im Zuge der Industrialisierung der Stadt Mannheim und durch die enorme Stadterweiterung nach Osten, Süden und Norden hin, verlagerte sich im 20. Jahrhundert der Geschäftskern vom Westteil der Innenstadt auf den Ostteil. Die Westliche Unterstadt und der Jungbusch sanken in ihrer wirtschaftlichen Bedeutung stark ab; die Breite Straße bildete die Grenze zum Ostteil der Stadt, dem neuen Geschäftszentrum. Die alte sozialgeographische Grenze zur Oberstadt blieb erhalten. In der Oberstadt mit den Schloßanlagen lebten zu Beginn des 20. Jahrhunderts viele der Reichen Mannheims. Im Zentrum der Westlichen Unterstadt lebten die kleinen Handwerker, Arbeiter und Tagelöhner.

Historisch ist die Anbindung des Jungbuschs als Stadterweiterung an die Außenquadrate der Westlichen Unterstadt sowohl von der Nutzung wie von der Bevölkerung her einsichtig. Daß trotzdem einige Informanten eine Grenze zwischen dem Jungbusch und der Westlichen Unterstadt ziehen, könnte in der zeitlich verzögerten Abwärtsentwicklung beider Stadtteile und der damit verbundenen sozialen Differenzierung begründet sein. Durch die völlige Abhängigkeit der Wirtschaft im Jungbusch von Bedeutung und Größe des Hafens sank der Jungbusch, nachdem der Hafen an wirtschaftlicher Bedeutung verlor, schneller ab als die Westliche Unterstadt, die traditionsgemäß in ihrer Wirtschaftsstruktur weniger vom Hafen abhängig war. Außerdem wurde der Jungbusch, durch die Nähe zum Hafen bedingt, zunehmend zum Vergnügungszentrum Mannheims. Der Amüsierbetrieb im großen Stil siedelte sich zuerst im Jungbusch an und griff erst nach dem 2. Weltkrieg auch auf die Westliche Unterstadt über.

2.2. Die Filsbach: Grenzen und Beurteilung

Die Westliche Unterstadt ist der einzige Stadtteil der Mannheimer Innenstadt, der eine volkstümliche Bezeichnung trägt, „die Filsbach“. Im Zusammenhang mit der sozialräumlichen Binnengliederung des Stadtteils in ehemals *bessere* und *ärmere* Wohngegenden wird von Informanten immer wieder der Begriff „die Filsbach“ genannt. Eingrenzung und Beurteilung des Filsbachgebiets sind jedoch je nach Informantenperspektive unterschiedlich.

Viele der Informanten haben einige Kenntnis über die Herkunft des Begriffs „Filsbach“. Es soll früher in der Unterstadt einen kleinen Bach, den Filsbach gegeben haben, in dem die Hutmacher ihre Filze, Pelze u.ä. wuschen. Dieser Bach soll ein kleines stinkendes, zum Teil unterirdisch verlaufendes Rinnsal gewesen sein, das durch die „schiefe Gass“ bis zur Kurpfalzbrücke floß. Der Verweis auf *früher* geschieht dabei entweder ganz unspezifiziert, oder es wird auf unterschiedliche Zeitabschnitte referiert. Entweder berufen sich die Informanten auf Berichte der Eltern, der Generation um die Jahrhundertwende, oder es wird auf die Zeit verwiesen, als der Stadtabwassergraben noch existierte, also auf die Zeit vor 1870. Zwischen 1850 und 1870 wurde der übelriechende Stadtabwassergraben zugeschüttet. Die „schiefe Gass“ zog sich bis etwa 1935 von dem K 2-Quadrat beginnend schräg zwischen den I 3-, I 4-, I 5- und H 5-Quadraten durch, dem Verlauf der alten Stadtmauer folgend, und stieß schräg auf das H 6-Quadrat. Ob es diesen Bach wirklich einmal gab, ist schwer ausfindig zu machen; in alten Stadtplänen ist er nicht eingezeichnet. Auch ist der Name „Filsbach“ in keiner alten Karte Mannheims als Gebietsbezeichnung eingetragen.

Aus einem Aufsatz von K. Bräutigam aus dem Jahre 1939 kann man folgendes über die Entstehungsgeschichte des Begriffs „Filsbach“ erfahren:⁴ Hiernach ist der Name „die Filsbach“ volkstümlich und stammt aus neuerer, wenn auch wegen der noch femininen Form „die Bach“ nicht aus neuester Zeit. In der Zeit um 1860 bis 1870 scheint der Name nicht bekannt gewesen zu sein, denn damals hieß die heutige Filsbach das „Erbseviertel“, „Linseviertel“ und „Starepfiff“. Erst um die Jahrhundertwende wurde der Name „Filsbach“ bekannt, als in einem neu errichteten Gebäude in I 3 die Wirtschaft „Zur Filsbach“ eröffnet wurde. Als die Wirtschaft noch im Rohbau stand, soll zu den Bauherren der Fuhrmann Schröder (der „Wasserschröder“) gekommen sein und gebeten haben, dem neuen Lokal den Namen „Filsbach“ zu geben, denn an der Stelle, an der das Lokal stand, sei um 1850 herum ein Wassergraben gewesen, in dem die Hutmacher ihre Filze wuschen. Das neue Lokal sollte also in Erinnerung an die alte Zunft der Hutmacher diesen Namen tragen. Von da an blieb der Name „Filsbach“ für das Stadtviertel im Gebrauch.

⁴ Vgl. Mannheimer Morgen vom 7.1.1982, S. 24.

Bei dem Versuch der Informanten, die Filsbach einzugrenzen, spielen immer Bewertungen über die Filsbach eine Rolle. Für Nicht-Stadtteilbewohner ist der Begriff „die Filsbach“ immer verbunden mit „Armut“, „Überbevölkerung“, „Ausschweifung“ und „Verrufen-sein“. Je nach Einblick in die konkreten Lebensverhältnisse im Stadtteil wird das Areal der Filsbach unterschiedlich eingegrenzt. Für einige Informanten gehört der ganze Stadtteil (die Quadrate E – K) zur Filsbach, da er sich früher (und z.T. auch heute noch) von anderen Stadtteilen durch *schmutz und gestank* abhob und geprägt war durch *nutzen*, durch *beizen*, in denen *es täglich zu schlägereien* kam, durch dreckige dunkle Wohnungen, in denen viel zu viele Leute hausten. Jemanden Filsbacher zu nennen, sei früher (vor dem 2. Weltkrieg) ein Schimpfwort gewesen.

Andere Informanten fassen unter dem Begriff „Filsbach“ nur die G-, H- und I-Quadrate (aber nicht E, F und K), in denen *immer was los war ... da hat=s schlägereien gegeben un da waren besoffene schiffsleute*. Die Sprache der Filsbacher, *filsbachmannemersch*, sei immer *das übelste* gewesen, *breit, derb, ordinär*.

Eine sehr differenzierte Haltung zur Eingrenzung der Filsbach zeigt ein Informant, der nach dem Krieg in die Westliche Unterstadt zog. Er lokalisiert die Filsbach entlang des angenommenen Bachverlaufs, erfaßt also einen Teil der K-, I- und H-Quadrate. Sein jetziger Wohnort in den F-Quadraten gehört nicht mehr zur Filsbach. Doch wenn er nach außen hin Angaben über seinen Wohnort macht, sagt er, er wohne *in der Filsbach*. Der Ruf des Viertels mit *vor dem krieg vielen nutzen, vielen absteigen, vielen beizen* habe ihn niemals gestört. Doch wenn es um die Beurteilung der heutigen Filsbach mit dem hohen Ausländeranteil geht, distanziert er sich und zählt seinen Wohnort nicht mehr zur Filsbach.

Von den alten Bewohnern der Westlichen Unterstadt, die seit ihrer Geburt dort wohnten, werden übereinstimmende Eingrenzungen der Filsbach vorgenommen mit je nach Wohnstandort unterschiedlichen Bewertungen. Bei allen Informanten dieser Gruppe ist das *herz* der Filsbach die *schief gass*, die daran angrenzenden Quadrate machen die Filsbach aus. Die Informanten, die aus dem Herzen der Filsbach kommen, dort ihre Kindheit, Jugend und Erwachsenenzeit erlebten, bezeichnen die Filsbach als *arm, mit billigeren mieten*, aber als Viertel, in dem sie gerne gewohnt haben, in dem es *schön* und *familiär* war, in dem *sehr liebe menschen* lebten.

Eine andere Einschätzung der Filsbach zeigen zwei Informantinnen, die früher in den G 7- und H 7-Quadraten wohnten, den äußeren Quadraten des Stadtteils. Sie grenzen ihre Wohngegend, in der *reiche, betuchte leute* wohnten, scharf gegen die „arme Filsbach“ ab, mit deren Bewohnern sie nichts zu tun hatten: *wisse se, mer sin halt dort (Filsbach) nit so hiekomme, da weiß mer des nit ... ach ja, da is mer durchsgeloffe mal net, awwer kontakt mit dene leut ... hat ma nit ghabt ... erscht wo wir mal konfirmiert wurde, daß ma dort mit de leut, wo da wohnte, sammekam*. Daß zwischen den Bewohnern der Fils-

bach und den Bewohnern zum Luisenring hin vor dem Krieg wechselseitig klare Einschätzungen vorlagen und eine Art Kontaktvermeidung praktiziert wurde, wird auch an Äußerungen deutlich wie *des is dei gegend, an die kann ich misch nit so erinnere* oder *do bin ich nit hiekomme* (Bewohnerin von I 3 zur Freundin aus G 7, eine Entfernung von vielleicht 500 m). Die Informantinnen aus den äußeren Stadtteilquadraten und dem Zentrum der Filsbach kannten sich in der Jugend und frühen Erwachsenenzeit kaum, obgleich sie demselben Jahrgang angehören und die gleiche Schule besuchten. Erst in jüngster Zeit, bedingt durch veränderte familiäre Umstände (Tod des Mannes, Wegzug der näheren Verwandten) und durch die veränderten Lebensverhältnisse im Stadtteil (Auflösung der alten Bevölkerungsstruktur u.ä.) sind die Frauen in näheren Kontakt gekommen.

Die Abgrenzung der Filsbach nehmen zwei Informanten aus der Relation Filsbach – Jungbusch vor. Für den einen Informanten, der in der Filsbach wohnt und dort aufgewachsen ist, ist der Jungbusch der Oberbegriff für das gesamte Gebiet der Westlichen Unterstadt (ohne die E-Quadrate) und des Verwaltungsbezirks Jungbusch, so daß die Filsbach ein Teil des Jungbuschs ist. Auch für diesen Informanten ist die Filsbach eine verrufene Gegend, die *einem bewohner anhaftet*. Diese Begriffsbeziehung zwischen Jungbusch und Filsbach findet sich auch in K. Bräutigams Artikel über Mannheimer Flurnamen. Dort heißt es über den Jungbusch: „Schon im Gründungsjahr 1606/07 versprach der Kurfürst den Bewohnern des Dorfes Mannheim 'den jungen Busch' für die Besiedlung roden zu lassen als Ausgleich für das abzutretende Festungsbaugelände.“⁵ Der Jungbusch umfaßte damals auch große Teile der heutigen Unterstadt. D.h., nach dieser Darstellung ist der Jungbusch der Oberbegriff, die Westliche Unterstadt ein Teil des Jungbuschs.

Ein älterer Informant, der den Stadtteil gut kennt, nimmt folgende Einteilung der Westlichen Unterstadt vor. Die 3er- bis 5er-Quadrate von I und K umfaßten die Filsbach, hier floß der Bach durch. In den 6er- und 7er-Quadraten habe es vor dem Krieg viele Bewohner gegeben, die sich zum Jungbusch gehörig fühlten und sagten, *ich wohne im jungbusch*. Diese Quadratezuordnung spiegelt die historische Entwicklung des Jungbuschs und der Filsbach wider (vgl. oben 2.1., Exkurs). Der Jungbusch und die 6er- und 7er-Quadrate entstanden bei der ersten Stadterweiterung zum Hafen hin, als Mannheim bedeutende Handelsstadt war. Bis zum 2. Weltkrieg ging die Quadratezählung über den Ring weiter, an einem der Jungbuschhäuser am Ring ist heute noch H8 zu lesen. Diese Gegend gehörte damals zur Wohngegend des aufstrebenden Bürgertums. In den Quadraten der inneren Unterstadt, den 3er- und 5er-Quadraten dagegen, wohnten Kleingewerbetreibende und Kleinhändler, die weniger wohlhabenden Leute.

Zusammenfassend ist festzustellen, daß eine klare Eingrenzung der Filsbach aufgrund der Informantenaussagen nicht möglich ist. Die meisten der Informanten

⁵ Vgl. Mannheimer Morgen vom 7.1.1982, S. 24.

geben jedoch für das Filsbachgebiet Teile der Quadrate H, I und K an, einige auch die G-Quadrate. Einig sind sich viele, daß die E- und zum Teil auch die F-Quadrate nicht zur Filsbach gehören. Von alten Bewohnern und Kennern der Unterstadt werden die 6er- und 7er-Quadrate von G und H nicht mehr zur Filsbach gerechnet. Einig sind sich alle Informanten, daß die Filsbach, das Zentrum der Westlichen Unterstadt, nicht zu den *besseren wohngelegenden* gehörte, daß hier arme Leute wohnten. Das aus der Außen-Perspektive dargestellte Image der Filsbach als *verrufen* – das sei vorausgreifend gesagt – hat sich auch heute kaum gewandelt, obwohl sich die Bau-, Nutzungs- und Bevölkerungsstruktur dieses Gebietes erheblich verändert hat.

2.3. Sozialräumliche Binnengliederung der Westlichen Unterstadt

Bei der sozialräumlichen Gliederung werde ich zunächst von den derzeitigen Verhältnissen ausgehen und dann – soweit dies aufgrund von Informantenäußerungen und Literatur möglich ist – den historischen Entwicklungsprozeß zur derzeitigen Gliederung nachzuzeichnen versuchen, besonders in den Zeiträumen vor und nach dem zweiten Weltkrieg.

2.3.1. Derzeitige sozialräumliche Binnengliederung

Obwohl nach außen hin relativ klar abgrenzbar (vgl. 1.1.), bietet der Stadtteil dem externen Betrachter und vielen Bewohnern kein einheitliches Bild. Mitverantwortlich für die Uneinheitlichkeit sind gewiß die z.Zt. abgeschlossenen und noch laufenden Sanierungsaktivitäten. *dieser stadtteil ist nach meinung eines stadtteilpolitikers kein identischer, so wie vielleicht andere stadtteile, sondern ... immer nur ganz kleine quadrate ... (haben) überhaupt ne gewisse zugehörigkeit oder gleichförmigkeit.* Überraschenderweise stimmen die sozialräumlichen Unterteilungen von Beobachter und Informanten in groben Zügen überein. Der Stadtteil kann nach seiner Gebäude-, Nutzungs- und Bevölkerungsstruktur in kleinere Sektoren unterteilt werden:

a) Das Zentrum H und I, 4-6:

In den 70er Jahren wurde hier die Flächensanierung durchgeführt. Neu erbaut wurde auf I 4/I 5 eine psychosomatische Klinik. Auf H 4 entstanden viergeschossige Sozialbauten mit eingegrenzter Grün- und Spielfläche. Auf dem I 6-Quadrat wechseln neue Sozialbauten mit Privatwohnungen, auch hier viel Grün in den Höfen. Auf H 6 entstand ein großer Spielplatz. Nur ein geringer Teil der angestammten Bevölkerung zog in die Neubauten, dagegen viele deutsche und einige ausländische Zuzügler, *keine kinderreichen familien.* In den Neubauten von H 4/H 5 sind öffentliche Einrichtungen untergebracht, das Polizeirevier und eine Seniorentagesstätte. Es gibt kaum Geschäfte, nur einen großen Lebensmittelladen und das Café Filsbach, getragen von dem gemeinnützigen Verein Begegnungsstätte Westliche Unterstadt.



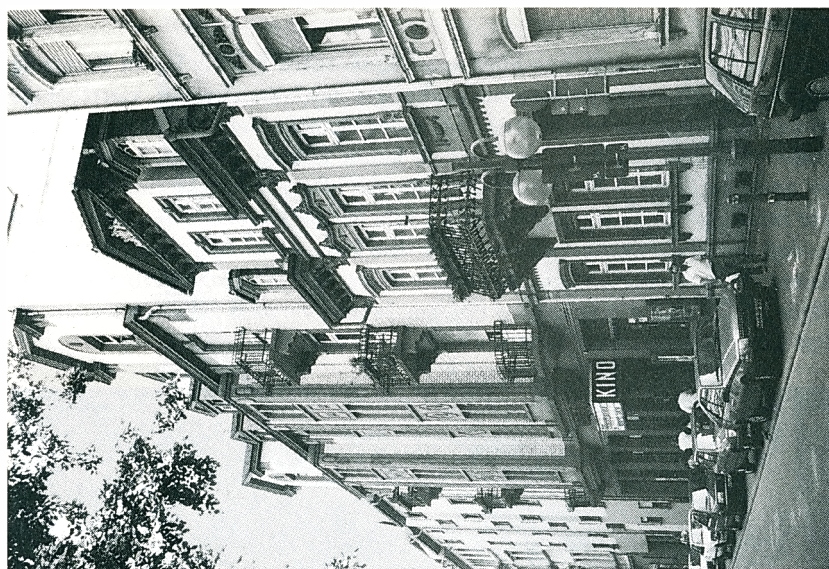
Spielplatz H 6/I 6; rechts das Haus des Vereins „Begegnungsstätte Westliche Unterstadt“

b) Die 7er Quadrate von G, H und I

In den ans Stadtteilzentrum angrenzenden Quadranten in Richtung Jungbusch, den 7er-Quadranten von G, H und I (G und H werden „objektsaniert“, d.h., die erhaltenswerte Bausubstanz wird saniert), stehen viele alte Häuser, meist viergeschossig, großzügig gebaut und ehemals schön, z.Zt., soweit noch nicht saniert, allerdings sehr verwahrlost. In diesem Gebiet gibt es (bereits seit ca. 100 Jahren) eine pietistische Gemeinde. Außerdem haben sich hier zwei große türkische religiöse Vereine mit Gebetshaus in G 7 etabliert. Es gibt eine Reihe von Lokalen, gute ausländische Speiselokale am Ring, einfachere Stadtteillokale zum Stadtteilzentrum hin und ein Feinschmeckerlokal. Hier liegt auch eines der anspruchsvollsten Mannheimer Kinos, das Odeon in G 7. Außerdem hat sich in I 7 seit Ende 1983 die Hinterhofbühne, ein kleines Privattheater, angesiedelt. In den von der Bausubstanz her ältesten Gebieten fallen dem Beobachter die vielen ausländischen Familien auf, besonders Türken, ebenso wie viele ältere Deutsche, die an heißen Nachmittagen aus dem Fenster schauen. Nach Meinung eines in der Sozialarbeit tätigen Informanten wohnen hier besonders *randgruppen ... deutsche aus unteren sozialen schichten, ausländier oder ältere mitbürger*. Durch die hohe Ausländerzahl, besonders den hohen Anteil der Türken seien diese Gebiete *so= n kleines Kreuzberg geworden*. Einige der sanierten Häuser dieses Gebiets werden als Sozialwohnungen genutzt, in andere z.T. sehr schön sanierte Häuser sind Wohngemeinschaften und jüngere Familien eingezogen, viele davon Akademiker.



Ecke G 7/ G 6



Jungbuschstr./Odeon-Kino

c) Die Quadrate F 5 – F 7

In den ans Stadtteilzentrum anschließenden Quadraten F 5 bis F 7 in Richtung Rheinstraße fallen besonders die gemeinnützigen Sozialbauten auf, vierstöckige Bauten aus den 50er Jahren mit anschließenden Grünflächen. Das Gebiet macht einen sehr ruhigen Eindruck; hier gibt es kaum Lokale. In den Sozialbauten wohnen nach Meinung eines Stadtpolitikers vor allem Deutsche mit einer bisher *ganz intakten bevölkerungsstruktur*, ... *alte Mannheimer ...*, *die stolz darauf waren, daß sie dort gewohnt haben, sehr stark in AWO und auch SPD u.ä. organisiert ... sie sind aber sehr stark überaltert*. In die durch Sterbefälle leer gewordenen Wohnungen ziehen seit einigen Jahren verstärkt Ausländer ein. In F 7 liegt das evangelische Altenheim.



Blocks in F 6



Blick von den F-Blocks auf das Rathaus

d) Die Quadrate 2 – 4

Das ans Stadtteilzentrum anschließende Gebiet in Richtung Breite Straße, die Quadrate 2 – 4, ist äußerst heterogen. Hier stehen sehr alte Häuser neben Neubauten aus der Nachkriegszeit. Auf I 3 stehen Sozialwohnungen; auf F 3 wird z.Zt. eine Synagoge gebaut (sie wurde 1988 eröffnet). In G 3 liegt ein Altenwohnheim; in G 4 die evangelische Trinitatiskirche mit Pfarrhaus und Gemeindegottesaal. In diesem Gebiet sind Bars, Striplokale und viele Trinklokale konzentriert. Weiter gibt es hier eine Reihe ausländischer Trink- und Speiselokale. In K 2 gibt es außerdem das 1982 eröffnete Kino „Atlantis“ mit anspruchsvollem Programm. Der Kinoraum kann bei Bedarf auch für Variété-Programme benutzt werden. 1985 kam ein zweites Atlantis-Kino dazu. Besonders in den I 2- und I 3-Quadranten sei, so einer der Informanten, die Bevölkerung *stark durch-*

mischt, die Häuser seien in den letzten 6 oder 7 Jahren neu besetzt worden. Auch wohnten besonders viele Türken in diesen beiden Quadraten zusammen mit relativ wenig alleingesessenen. Aufgrund dieser Neubesetzungen gebe es in diesen Quadraten kaum intakte hausgemeinschaften. Die Quadrate K 2 bis K 4 sind charakterisiert durch eine Bausubstanz, in der sich extrem schlechter bestand ... mit extrem gutem bestand mische. Hier gibt es großbürgerliche Achtzimmerwohnungen mit großer Terrasse und gleich daneben ist ein (Haus,) wo also der bauschutt eineinhalb meter hoch hintendrin liegt und die ratten rumlaufen. In den Häusern mit schlechter Bausubstanz, die zu den I-Quadraten hin liegen, wohnen viele Ausländer; in den besseren Häusern wohnen finanziell gut situierte Deutsche. Die baulichen und sozialen Unterschiede in diesen Quadraten haben es so schwierig gemacht, dort überhaupt zu kontakten zwischen der bevölkerung zu kommen.



Straße zwischen den 2er und 3er Quadraten

e) Die Quadrate K 5 – K 7

Die Quadrate K 5 bis K 7 sind durch öffentlich genutzte Bauten besetzt. In K 5 und K 6 ist die Johannes-Kepler-Grund-, Haupt- und Realschule, besser bekannt als *K 5-Schule*, mit Turnhalle und Bolzplatz untergebracht, in K 7 das Ordnungs- und Ausländeramt.

f) Die Grenzquadrate

Die zur Rheinstraße hin gelegenen E-Quadrate und die zur Breiten Straße hin gelegenen Ier-Quadrate, die Grenzquadrate der Westlichen Unterstadt, sind besonders charakterisiert durch viele Geschäfte, darunter auch zwei Großkaufhäuser (Hertie auf E 1 und Karstadt auf K 1). Auf dem Quadrat G 1 liegt der Marktplatz mit seinem Wochenmarkt; am Kopfende des Platzes das ehemalige Rathaus, das älteste erhaltene Bauwerk aus der Kurfürstenzeit (1700-1723). Direkt im Anschluß daran liegt die untere Pfarreikirche. Das Quadrat E 5 ist durch öffentliche Gebäude belegt; hier ist das Rathaus untergebracht (mit dem Stadtarchiv) und die Verwaltungs- und Wirtschaftsakademie Mannheim. In E 6 steht die katholische Spitalkirche (Bürgerhospital-Kirche), 1786 gegründet.



Marktplatz und altes Rathaus

g) Straßen

Die einzige Straße innerhalb des Stadtteils, die einen Namen hat – die Grenzstraßen haben Namen, die Straßen innerhalb des Stadtteils werden nach Quadraten bzw. als zwischen Quadraten liegend benannt – ist die Jungbuschstraße, die vom Marktplatz aus zwischen den G- und H-Quadraten über den Ring bis zum Jungbusch führt. Hier gibt es einige weit über den Stadtteil hinaus bekannte Lokale, das Tanzlokal Stadt Wien, die beiden Trinklokale Quick und Walhalla und das Künstlercafé Odeon (vgl. dazu Kapitel 3.2.1., 3.2.5 und 3.2.6.). Die Straße ist fast zu jeder Tageszeit (auch abends) belebt. Sie ist auch die zentrale Einkaufsstraße des Stadtteils; in den letzten Jahren haben sich hier viele ausländische Geschäfte etabliert, griechische, spanische, italienische, vor allem aber türkische (Lebensmittel- und Kleidergeschäfte, Friseur, Reisebüro, Kebab-Imbiß u.ä.). Durch die Fahrstraßenverengung (Parkplätze auf beiden Seiten) fließt der Verkehr sehr langsam, Fußgänger und spielende Kinder können sich relativ ungefährdet auf den breiten Gehwegen aufhalten. Vor einigen Geschäften stehen Bänke, um die sich bei gutem Wetter Gruppen von Menschen sammeln, vor ausländischen Geschäften vor allem Ausländer, vor deutschen Geschäften Deutsche, vor einem großen Lebensmittelgeschäft vor allem Penner, die hier ihren Alkoholbedarf billig decken können.

Ebenfalls tagsüber und abends sehr belebt ist die Straße zwischen den 2- und 3er-Quadraten, allerdings weniger wegen der Geschäfte als wegen der vielen Lokale und Bars.

Aufgrund der nach Bausubstanz, Bevölkerung und Nutzung auffallend unterschiedlichen Stadtteileinheiten erscheint es interessant und für ein besseres Verständnis der heutigen Lebensverhältnisse im Stadtteil notwendig, der Geschichte dieser Binnendifferenzierung nachzugehen und zu klären, ob und inwieweit in den heutigen Verhältnissen frühere Zustände durchscheinen, durch sie überlagert oder durch sie verdrängt wurden. Zur Klärung dieser Fragen wird in den nächsten Kapiteln die Binnengliederung der Westlichen Unterstadt vor und nach dem zweiten Weltkrieg behandelt.

2.3.2. Binnengliederung der Westlichen Unterstadt vor dem 2. Weltkrieg

Die Informanten geben je nach räumlich sozialer Verankerung der eigenen Perspektive sehr verschiedene Beurteilungen hinsichtlich des Lebens in der Westlichen Unterstadt, der sozialen Einschätzung ihrer Bewohner und der Nutzung der Lokalitäten in der Zeit bis zum 2. Weltkrieg. Zunächst werde ich die äußeren Quadrate des Stadtteils, die *bessere gegend*, aus verschiedenen Perspektiven darstellen nach Bewohnern und Nutzung und dann den Kern der Unterstadt, die Filsbach.

a) Die bessere Gegend

Es besteht Übereinstimmung aus der Perspektive der Bewohner der ehemals *besseren* Gegenden der Westlichen Unterstadt und der Bewohner anderer Mannheimer Stadtteile, daß in der Rheinstraße (zwischen D und E), den Straßen zwischen E und F und zwischen F und G und im 7er-Quadrat von H die *feinen leute* wohnten, Rheinkapitäne, Reeder, Handelsleute und auch Künstler. Besonders der Parkring und in etwas abgeschwächter Form im Anschluß daran auch der Luisenring seien *gute wohngelegenen* gewesen. In der Straße zwischen E und F, um die Börse und gegenüber, habe es viele Cafés, gute Restaurants und viele Geschäfte gegeben. Die Getreide- und Tabakhändler seien vorwiegend Juden gewesen, die in der Börse zu tun hatten und in dieser Gegend wohnten. Prägend für die E- und F-Quadrate seien besonders auch jüdisch-religiöse Aktivitäten gewesen. In F 1 gab es die kleinere Klaus-Synagoge für orthodoxe Juden; die liberale neue Hauptsynagoge stand in F 2. Sie wurde 1851 – 1855 anstelle einer älteren Synagoge errichtet, ein prächtiger Bau in byzantinischem Stil. Sie wurde 1938 durch Angehörige der SA völlig zerstört. Im Hinterhof der Synagoge lag die jüdische Sonntagsschule. Außerdem habe es in der Westlichen Unterstadt einige *betsäle für juden* gegeben, denen die Klaus-Synagoge noch nicht orthodox genug war oder für Juden aus dem Osten, polnische und russische Juden, *die noch in ihrer sprache* (Jiddisch) *beteten*. Um die Synagoge hatten sich jüdische Cafés und gute jüdische Lebensmittel- und Kleidergeschäfte angesiedelt. In den F-Quadraten habe es auch etwa drei bis vier Tabakfabriken gegeben, die Juden gehörten.⁶

Außerdem gab es in den *besseren* E- und F-Quadraten einige weit über den Stadtteil hinaus bedeutende Gebäude. Auf dem Quadrat F 6 stand das Diakonissenkrankenhaus, das im 2. Weltkrieg zerstört und dann umgesiedelt wurde. Das Quadrat hat eine lange Krankenhaustradition. Hier stand z.Zt. des Kurfürsten das Garnisonslazarett und die 1754 gegründete Mannheimer Chirurgeschule. Später stand hier ein Armen- und Krankenhaus mit angrenzendem Friedhof, bis 1839 das evangelische Bürgerhospital errichtet wurde.

Auf dem Quadrat F 7 war bis Ende der 30er Jahre der jüdische Friedhof; und auf dem Quadrat E 6, auf dem heute noch die 1786 errichtete Spitalkirche steht, wurde 1773 das katholische Bürgerhospital als Armen- und Nothaus errichtet. Das Spital wurde im 2. Weltkrieg zerstört.

Die Quadrate zum Jungbusch hin, G 7 und H 7, schildern zwei Informantinnen, die dort wohnten, durchweg als *sehr gute gegend*, in der viele Geschäftsleute, reiche Leute und viele Juden, gewohnt hätten. Um die Qualität ihrer Wohngegend aufzuzeigen, schildert eine der Informantinnen, die aus einem damals gut ge-

⁶ In einer davon hatte einer der Informanten selbst gearbeitet. Hier arbeiteten fast ausschließlich Mädchen und Frauen aus der Pfalz, die täglich – meist zu Fuß – hierher zur Arbeit kamen. Es waren sehr arme Leute, ihr Wochenlohn betrug 8 bis 10 Mark.

henden Handwerks- und Geschäftsbetrieb aus H 7 stammt, die Bewohner ihrer Gegend: In ihrer Straße habe es viele Handwerksbetriebe und Großhandlungen gegeben, ein Autogeschäft, eine große Bäckerei und eine Apotheke. Im Haus neben ihr habe ein Arzt gewohnt. Im Haus auf der anderen Seite habe es eine Reitbahn für Kinder gegeben. In den 20/30er Jahren hätten aber nicht nur *betuchte leute* in ihrer Gegend gewohnt, sondern auch vornehme und bekannte: *die Benze* (Mitglieder der Familie Benz) *hawwe bei uns gewohnt ... in H 7 ... die familie Benz hat bei uns dort gewohnt ... bei uns newedran im zweite stock, es war e große wohnung bei=s Benze ... des ware vornehme leut ware des ... mir ware noch kinner, wo=s Benze da gewohnt hawwe isch hab se alle gekannt die Benze ... mir kinner hawwe da immer gedenkt, na des hat mer a gsagt kriggt vun de eltern, da muß ma anstännisch sein ...*. Abschließend charakterisiert die Informantin ihre Wohngegend in standardnaher Form: *das war wirklich ein gutes viertel früher*.

Schon auf den ersten Blick verdeutlicht die Formulierung die Komplexität sozialer Differenzierung. Die Verwendung des Personalpronomens *uns* in der Sequenz *die Benze hawwe bei uns gewohnt* deutet auf die räumliche Nähe, im Haus nebenan, zu Mitgliedern der weltbekannten Benzfamilie. Die soziale Nähe zu dieser Familie klingt an in: *isch hab se alle gekannt die Benze*. Kurz danach jedoch erfolgt die Relativierung der sozialen Nähe, die Distanz zu solchen Leuten und die Anstrengung, die der Umgang mit ihnen kostete, wird deutlich: *des ware vornehme leut ... da muß ma anstännisch sein*. Der Wechsel zum Standarddeutschen in der abschließenden Beurteilung der Wohngegend als *wirklich ... gutes viertel* zeigt zum einen die Assoziation von betuchteren, vornehmen Leuten mit Standarddeutsch; zum anderen gibt er einen Hinweis auf das Bemühen einer Mundartsprecherin, ihre Wohngegend auch sprachlich in die Nähe des Vornehmen und Berühmten zu rücken.

Bei einem Blick in die Literatur⁷ werden dem Leser (allerdings auf der Basis größerer Zeitraffungen, hier: direkt vor dem 2. Weltkrieg) das von den Informanten beschriebene Gebiet, die 7er-Quadrate, und außerdem die Quadrate um den Marktplatz, die Breite Straße und die E- und F-Quadrate etwas bescheidener dargestellt: Die 7er-Quadrate werden als Wohngebiet beschrieben, das durch „enge, aber noch ausreichende Wohnverhältnisse (450 – 600 Einwohner/ha)“ (Friedmann 1968, S. 100) charakterisiert war, die übrigen Gebiete als mehr oder weniger gute Geschäfts- bzw. Mischgebiete bezeichnet. Das Zentrum des Handels hatte sich zu diesem Zeitpunkt bereits fest im Osten der Stadt etabliert, besonders entlang der Planken und in der Östlichen Unterstadt; größere Geschäftshäuser gab es nur noch im ersten Drittel der Rheinstraße bis zum Marktplatz hin.

Zu einer Reihe wichtiger Schauplätze der Westlichen Unterstadt in der Zeit zwischen den Kriegen besteht bei den Informanten weitgehend Übereinstimmung

⁷ Vgl. Friedmann (1968).

bezüglich Nutzung und Beurteilung dieser Plätze. In der Westlichen Unterstadt habe es eine Reihe von Lokalen gegeben, die regelmäßig Festlichkeiten veranstalteten, und außerdem Lokale mit Kabarett- und Musikprogramm. Sie waren ebenfalls in den besseren Gebieten angesiedelt, den Einserquadraten zur Breiten Straße hin, um und hinter dem Marktplatz und in den E-Quadraten. Es hat den jüdischen Gesangsverein Liederkranz in E 5 gegeben, *mit gesellschaftlich gutem namen* und guter musikalischer Leitung, der eine Reihe von Festlichkeiten veranstaltete; außerdem in K 2 den bürgerlichen Gesangsverein Liedertafel (der heute noch existiert) mit ebenfalls großem Lokal, in dem regelmäßig Musik und Kabarett gemacht und Sketche aufgeführt wurden. Die Liedertafel, eine der ältesten Gesangsvereine Mannheims, aus der Berliner Liedertafelbewegung kommend, war ein reiner Männergesangsverein. Es wurde nur aufgenommen, wer Noten lesen, eine kleine Melodie komponieren konnte und außerdem gute Bürgen hatte. Der Verein habe immer ausgezeichnete Dirigenten gehabt. In der Breiten Straße, vom Marktplatz bis zur Neckarbrücke, war an jeder Ecke eine Bierwirtschaft mit regelmäßigem Blasmusikprogramm am Samstag. Dort wurde auch *getingelt*, d.h., *künstler traten außerhalb ihres normalen theaters auf*. In diesen Lokalen habe es *Mannheimer lokalkolorit* gegeben, das man heute nirgends mehr finde. Ebenfalls auf der Breiten Straße habe es eine Reihe von Lokalen gegeben, in denen Akkordeon spielende Damen auftraten. In E 4, E 3 und I 1 gab es Lokale, in denen regelmäßig Kabaretteinlagen gezeigt wurden. Das Programm in diesen Lokalen sei vorwiegend von Handwerksmeistern, zum Großteil aus der Unterstadt, gestaltet worden, die im Nebenberuf *gekommikert* haben. Diese „Herbergskomiker“, wie sie sich selbst nannten, seien am Wochenende auch in den Odenwald und in die Pfalz zum *komikern* gefahren. Zu ihnen gehörten aus der Westlichen Unterstadt neben dem Mundartdichter Franz Schmitt, dem Erfinder der Mannheimer Familie Knorzebach, besonders Karl Buck und Lene Kammof, die die „Knorzebachin“. in Familiensketchen ausgezeichnet verkörpert habe.

An der Grenze zur Filzbach in G 6 lag das Apollotheater, ein weithin bekanntes Varieté- und Operettentheater. Der Bauweise der inneren Unterstadt entsprechend war auch das im 19. Jahrhundert gegründete Apollo ein 1 1/2 stöckiger Bau. Es wurde in den 30er Jahren abgerissen, und an seiner Stelle wurden zum Teil heute noch stehende Wohnhäuser errichtet. Das Apollotheater, in jüdischem Besitz, das als einziges Theater in Mannheim und der näheren Umgebung Kabarett, Varieté, Sketche, Volksstücke und z.Zt. des ersten Weltkrieges auch Operetten (mit festem Ensemble) geboten habe, konnte weithin bekannte Künstler der damaligen Zeit, wie den Sänger Richard Tauber, den Humoristen Otto Reuter, den Meisterjongleur Enrico Rastelli, den Clown Grock und andere für Gastspiele verpflichten. Das Varietéprogramm wechselte vierzehntägig. Zur Fastnachtszeit seien im Apollo große Maskenbälle abgehalten worden. *da kamen leute von ganz Mannheim in erstklassigen moden, wunderbar, richtige trachten und orientalische gewänder ... da kamen von überall die leute, also betuchte leute, reiche leute*, so eine Informantin aus H 7, die sich in ihrer Ju-

gendzeit mit anderen Kindern und Jugendlichen um das Apollo versammelte, um diese Aufmärsche schön und fantastisch gekleideter Menschen staunend und bewundernd zu betrachten.

Während das Apollo für die Informanten, die es aus eigener Erfahrung kannten, ein aufregender, faszinierender Ort war, sowohl hinsichtlich des spannenden Programms wie des interessanten Publikums, bezeichnet es ein Informant (er kennt das Theater nur aus der Erzählung seiner Eltern), der das Apollo besonders unter dem Aspekt seiner räumlichen Nähe zur Filsbach betrachtet, als *kleinkunsthöhle*, auf der viele, *die sich produzieren wollten, da aufgetreten sind ... des Apollo war also so=mal ein möchtegerntheater*.

b) Die Filsbach

Die Filsbach bzw. das, was die Filsbach ausmacht, kann nur in Gegensätzen erfaßt werden, die sich an der Perspektive von außen (Informanten, die nicht in der Filsbach wohnen) und von innen (Bewohner der Filsbach) festmachen lassen. Von außen werden die Bewohner der Filsbach folgendermaßen charakterisiert: als *arme, derbe, kinderreiche leute*, als *arbeiter und kutscher*, als *schwerstarbeiter*, die *eng und dicht aufeinander wohnten*. In der Filsbach sollen auch viele Sackträger gewohnt haben, einer der Informanten meint sogar: *durch die bank hawwe da alle sackträger gewohnt, tagelöhner, gelegenheitsarbeiter*. Sackträger werden als *grob, derb und ordinär* bezeichnet, die *defür bekannt waren, daß sie alles versoffen hawwe, was gerade verdient worden ist*.

Im Gegensatz zu dieser Außencharakterisierung der Bewohner der Filsbach und der Sackträger sieht die Beurteilung aus der Innenperspektive ganz anders aus. Nach dieser Darstellung war die Filsbach kein Armeleutenviertel; hier hätten kleine Beamte gewohnt, kleine Handwerker, städtische Arbeiter. All das *waren gute, seriöse leute, kreuzbrave leute*. Um dies näher aufzuzeigen, schildert ein Informant aus I 5 die Bewohner des Hauses, in dem er wohnte. Da war zunächst eine Schaustellerfamilie, die Lebkuchen und türkischen Honig machte, *wohlhabende leute, die tochter war sekretärin ... so was von spießisch hat sie noch nie gesehen*. Seine Wirtsfrau war Kapitänswitwe, sein Vater war Oberpostschaffner; ein weiterer Bewohner des Hauses war Sekretär beim katholischen Arbeiterverein, *kreuzbrave leute, die auch brav in die kirsche gegangen sind*. Sackträger, so wird übereinstimmend von den Bewohnern der I-Quadrate berichtet, hätten nicht in der Filsbach gewohnt.

Die Sackträger schildert der Informant aus I 5, der selbst welche gekannt hat, als Tagelöhner, deren Beruf bereits weit vor dem zweiten Weltkrieg mit Einführung der Elevatoren überflüssig geworden war. Die Sackträger *des war ne rasse für sich ... die hawwe viel verdient und im hafengebiet gewohnt*. Es waren eigentlich *friedliche leute, die wenig streit miteinander hatten ...*. Sie mußten *hart schaffen, hawwe viel verdient und hawwe dann in der wertschaft es abendmahl eigenommen (= getrunken), morgens um halb acht schon. Des abendmahl - des war ein*

sackträgerausdruck. Sackträger hatten ihren besonderen „Dialekt“, sie sprachen *sehr hoch* und *hatte viel jiddische wörter*. Ihre Arbeitgeber waren meistens Juden, Spediteure, Getreide- und Tabakhändler, von hier rühre der jiddische Einfluß.

Übereinstimmend bezeichnen die Filsbach-Insider als Spezifikum des Lebens in der Filsbach die *familiäre* Atmosphäre, das Zusammengehörigkeitsgefühl der Bewohner untereinander, den Zusammenhalt, das gute, freundschaftliche Nachbarschaftsverhältnis, die gegenseitige Achtung der Leute und die Hilfsbereitschaft unter den Leuten. *mer hat mehr familiärer minanner gewohnt, also do hot jedes minanner gsproche un hat sisch gfreut, wenn se sisch gsehe hot ... oder wenn da neujahr war, da is jedes runner, hot sisch die hand gewwe un hot e gudes neujahr gewünscht ...*. Eine andere Informantin berichtet über die Äußerungsart des gut nachbarschaftlichen Verhältnisses: *ja, owends, wann=s emol sechse worre is odder so, da hawwe die fraue ihr stühlscher genomme un hawwe sisch vor die haustür ghockt, hawwe en strickstrumpf oder sowas genomme un hawwe sisch dohie ghockt un hawwe minanner – ach ewe kummt die Anna, oder ach, guck emol die Gretel wie des so war, un hawwe sisch mitenanner unnerhalde, nit, hawwe sisch ihre probleme vezählt*. Und die Spezifik des Lebens in der Filsbach zusammenfassend: *mir ware e bissel ärmer ... awwer es war schä un familiär ... mir ware glücklich*.

Die Schilderung der Bewohner im Herzen der Filsbach als *kreuzbraven, seriösen, spießigen* Leuten steht in Widerspruch zur Einschätzung von außen. Sowohl das berichtete enge Zusammengehörigkeitsgefühl wie auch die betonte Hervorhebung der Wohlanständigkeit durch die Informanten mag wesentlich mitbedingt gewesen sein durch den schlechten Ruf, den die Gegend nach außen hin hatte. Das wird deutlich an der Schilderung eines Informanten über die Führung eines Lokals in I 5. Mit größter Aufmerksamkeit und peinlichst genau sei von der Wirtin auf gutes, anständiges Publikum geachtet worden, zumal sich in derselben Straße (zwischen I 5 und H 5) einige Zeit der Straßenstrich etabliert hatte. *die stadt Konstanz, des war die anstännigscht wirtschafft ... wenn da en betrunkenere reingerate is, der hat nix bekomme, da hat nie eine von dene strichbiene gewagt, reinzugehe ... so ware die, spießig, ausgesprochen spießige leute...*

Bei der Behandlung des Themas Lokale in der Filsbach besteht allgemeine Übereinstimmung darüber, daß es hier sehr viele Lokale gab. Die Jungbuschstraße sei übersät gewesen mit Bierwirtschaften, von denen einige durch tägliche Schlägereien stadtbekannt waren, so zum Beispiel der Weiße Elefant.⁸ Das war ein *berüchtigtes* Lokal in H 6, eine *plattwichserwirtschaft* (plattwichsen = zusammenschlagen), in der es fast täglich Schlägereien gab. Diese Wirtschaft, groß, dunkel, mit Holztäfelung und *weiß gescheuerten tischen ohne tischdecke*,

⁸ Vgl. den Zeitungsausschnitt im Anhang, S. 186ff.

sei eine Sackträgerwirtschaft gewesen, eine *beiz*, in der *wie wild gsoffe un gfresse worre is*.

Über die Beurteilung der übrigen Lokale in der Filsbach besteht bei den Informanten keine Übereinstimmung. In der Außenperspektive erscheinen sie als Bierwirtschaften, Beizen, finstere Ecken, während sie aus der Innenperspektive als *gut bürgerlich* und als *trink- und eßlokale* bezeichnet werden. Fast jede Wirtschaft habe selbst geschlachtet und neben Bier auch Wurst verkauft, so daß sich viele Anwohner mit Wurst aus der Wirtschaft versorgten. In der Fastnachtszeit sei es in vielen Wirtschaften immer *sehr zünftig* zugegangen; *da ham sisch so=n paar zusammegetan, also keine karnevalsvereine, nur so=n paar zusammegetan, harmonikaspieler ... des war=s große orchester, un da ham se so=ne gaudi gemacht, gsunge un natürlisch kräftisch kassiert* (kassiert = getrunken). Was aus der Innenperspektive als gute, zünftige Lokale mit trink-, eß- und gesangsfreudigem Publikum dargestellt wird, erscheint in der Außenperspektive, besonders von den Informanten aus guter Wohngegend, als Lokalitäten, *in die man nicht reingegangen wäre*.

Ein weiteres Spezifikum, das die Filsbach in der Außenperspektive einerseits verrufen, andererseits *interessant und spannend* machte, war der Animier- und Prostitutionsbetrieb, besonders in der *schiefe gass*. Da standen auch die vielen kleinen Häuschen, in deren *dachkannel mer lange konnt un de hausschlüssel neigelegt hot*. Eine Informantin, die selbst in diese Gegend nie gekommen ist, erzählt: *des wußten wir als kinder, da wohne solche weiber drin ... die sitze da im schaufenster*. In der Schule erzählte man sich davon unter den Schulkindern *und das war eine sensation, daß auch einer der lehrer öfter dorthin ging*.

Aus der Innenperspektive wird über Prostitution und Animierlokale entweder nicht geredet bzw. von zwei Informantinnen festgestellt, daß *des früher net da war*, daß man das *früher nit gekannt hat*, daß *da überall nur kleine restaurants waren*; oder es werden – so ein Kenner der Szene – genaue Beschreibungen gegeben: Außer dem Strich zwischen I 5 und H 5 gab es zwei sogenannte Privatpuffs in I 3 und das „Grüne Häusel“ in I 4. Das seien Privathäuser gewesen, kleine Häuschen, in denen *nur eine dame drin war ... die net jeden genommen hat*. Es gab auch *animierlokale, in denen die bedienung ... mit ins nebenzimmer (ging) ... mit entsprechendem aufschlag*. Doch im Herzen der Filsbach habe es kaum Animierlokale gegeben, die *ware wieder mehr in K ... wo=s vornehmer geworde is, da warn die am Ring*. Den Zusammenhang zwischen schlechtem Ruf des Viertels und den Lokalen sieht dieser Informant folgendermaßen: Es waren weniger die Einheimischen (Bewohner der Westlichen Unterstadt), die die Lokale so in Verruf brachten, sondern eher die vielen Fremden, die von dem Spannenden der Filsbach angezogenen auswärtigen Besucher der Lokale.

Interessant erscheint mir, daß in den Gesprächen mit Bewohnern aus dem Herzen der Filsbach, den Bewohnern der I-Quadrat, nur sehr wenig über die Wohnverhältnisse in der Filsbach zu erfahren war, auch von den Bewohnern,

die bis nach dem Krieg dort wohnten. Eine Informantin aus I 4, dem „schiefen Quadrat“, berichtet über die Wohnverhältnisse nur, *daß die miete etwas billiger ware wie woannersch, daß in de hinnerhäuser mehr die arbeiter gewohnt hawwe*, in den Vorderhäusern dagegen mehr Geschäftsleute, Angestellte und auch kleine Beamte. Die zweite Informantin aus I 3 schildert ihre Wohnumgebung folgendermaßen: *es ware kläne häusle, so verwinkelt, so ecke drin, die toilette noch hauffe*.

Die Wohnverhältnisse sind in der Literatur über die Westliche Unterstadt das Thema, bei dem sich die Autoren mit Ausführlichkeit aufhalten.⁹ Bereits in den 20er Jahren wurden von der Stadt erste Konzepte für eine Veränderung der Unterstadt entwickelt, die im wesentlichen eine Auflockerung der während und nach der Zeit des ersten Weltkriegs noch weiter verslumten Wohngebiete in den Quadraten I, G und H durch Abriß von Hinterhofgebäuden zum Ziele hatten. Die Sanierungsvorschläge für das Gebiet der Filsbach scheiterten jedoch am Widerstand der Hausbesitzer. Aus der Sicht der Stadtplaner wird das Gebiet der Filsbach bis zum zweiten Weltkrieg als verslumtes Wohngebiet mit starker Überbevölkerung charakterisiert.

Was von Planungsseite aus und in der wissenschaftlichen Literatur mit abstrakten Begriffen wie „Überbevölkerung“, „Verslumung“ u.ä. charakterisiert wird, nimmt sich in der Schilderung eines Nicht-Stadtteilbewohners sehr konkret und realistisch aus. Als Handwerker kam der Informant Anfang der 40er Jahre sehr oft in Filsbacher Häuser, vor allem in die Häuser der I-Quadrate. Nach seiner Schilderung war *alles verlaust un verwanzt ... es war also furschbares volk, was da unne gewohnt hat ... un in denne häuser, wo isch neikomme bin, ma hawwe uns an de blaue anzug unne die hosse zugebunne, damit die wanze nit, daß mir se net mit heimgenomme hawwe ... un es gab wohnunge, wo mer=s lischt s=erschte mal angeknipst ham, sin die wanze fortgerennt, des hab isch in denne wohnunge drin im schlafzimmer mal erlebt un zwar war des in I 6*. In den Häusern habe es nur Gaslicht gegeben und es wurde nur mit Gas gekocht. Die Wohnungen hätten Münzautomaten gehabt, und man konnte nur kochen, wenn man sich in einem Lebensmittelgeschäft einen Chip für den Automaten gekauft hatte und ihn einwarf. Auf diese Weise – Gas gegen Barzahlung – habe sich die Stadt den Aufwand erspart, das Geld für Gasrechnungen eintreiben zu müssen. In den Hinterhäusern habe es Wohnungen gegeben, *da kam nie en sonnestrahl nei, da war solsche enge in hinnerhäuser, solsche enge höfe*. Im Kellereingang *hot=s moos gewachse ... un der geruch, wie wenn dunkelheit riesche würd ... wie=n modergeruch oder so*.

Wirft man einen Blick zurück auf die sozialräumliche Binnengliederung des Stadtteils aus heutiger Sicht und vergleicht damit die Verhältnisse in der Zeit vor dem 2. Weltkrieg, wird folgendes deutlich:

⁹ Vgl. Friedmann (1968, S. 100ff.), Veröffentlichungen des Stadtplanungsamtes Mannheim.

- Das Herz der Filzbach (die schiefe Gass und die angrenzenden Quadrate) existiert heute in der alten Form mit den kleinen Häuschen, der armen, in engem sozialem Zusammenhalt lebenden Bevölkerung nicht mehr. Die Häuser sind abgerissen, die angestammte Bevölkerung umgesiedelt.
- Die ehemals besseren Quadrate mit vielen guten Geschäften, mit Lokalen, in denen Kabarett und Mundartdichtung geboten wurde, existieren in dieser Form nicht mehr. Entweder wurden die Häuser im Krieg zerstört oder sie gehören heute zu den am meisten verwahrlosten Gebieten (G 7, H 7, I 7, einige Häuser in K 2 – 4).
- Auf die im Krieg zerstörten Quadrate F 3 – F 7, einst voll reger Geschäftstätigkeit, wurden nach dem Krieg in F 5 – F 7 Sozialbauten errichtet, in die viele neue Bevölkerungsgruppen einzogen. Auf F 3 wird heute eine Synagoge gebaut. Auf Teilen von F 4 stehen ebenfalls Sozialbauten.
- Die Ränder des Stadtteils, die Quadrate an der Rheinstraße und der Breiten Straße, haben sich am wenigsten verändert. Auch hier wurden viele der Häuser mit Großhandlungen, Großgeschäften und guten Lokalen zerstört. Doch auch heute gibt es hier wieder viele mittlere und große Geschäftshäuser, allerdings wenig Lokale.

2.3.3. Die Entwicklung der westlichen Unterstadt nach dem 2. Weltkrieg

2.3.3.1. Überblick zur Bau-, Nutzungs- und Bevölkerungsstruktur

Die Westliche Unterstadt war der Stadtteil der Mannheimer Innenstadt, der im Krieg am wenigsten zerstört wurde.¹⁰ Ein Stadtteilkenner drückt das so aus: *des dumme is, die Amerikaner hawwe da ja irgendwas dummes gemacht, die hawwe die schönste häuser von Monnem kaputtgemacht ... awwer do unne ... wo die wanzburge gstanne hawwe, is nix kaputtgange*. Viele der alten Bewohner der Westlichen Unterstadt konnten wieder in ihre (wenn auch oft teilzerstörten) Wohnungen zurück. Im Zuge der allgemein herrschenden Wohnungsnot zogen aber auch viele Nicht-Unterstädter und viele Flüchtlinge in die Unterstadt; es begann eine allgemeine Bevölkerungsmischung; viele Häuser waren total überbelegt.

Die rege Bautätigkeit nach dem Krieg ging im wesentlichen an der Westlichen Unterstadt vorbei. Viele der beschädigten Häuser wurden notdürftig ausgebessert, Baulücken nur zum Teil geschlossen. Nach dem Krieg ging die Bevölkerung der Altstadt insgesamt zurück und damit auch die Bevölkerungsdichte. Doch weite Teile der Westlichen Unterstadt waren immer noch dicht besiedelt (450 bis 600 Einwohner/ha).

¹⁰ Genauere Auskunft über das Ausmaß der Zerstörung in der Westlichen Unterstadt gibt die Literatur. Nach Friedmann (1968, S. 116ff.) blieben die Quadrate K 2 – K 7, I 4 – I 7, H 5 – H 7 und G 7 weitgehend erhalten. Zerstört wurden besonders die Quadrate zwischen Marktplatz und der Rheinstraße.

In der Aufbauphase nach dem Krieg verließen viele Betriebe die enge und sanierungsbedürftige Westliche Unterstadt; von 1950-1970 nahm die Zahl der Betriebe um fast 50 % ab, während in anderen Gebieten, besonders der Östlichen Unterstadt, die Zahl der Arbeitsstätten um fast 50 % anstieg. Hinsichtlich der betrieblichen Nutzung in der Westlichen Unterstadt gilt heute insgesamt:¹¹ Die Versorgung der Bevölkerung mit Geschäften für den täglichen Bedarf und mit notwendigen Dienstleistungsbetrieben (Bank, Friseur, Schneiderei, Reinigung usw.) ist ausreichend; auch Geschäfte für den langfristigen Bedarf und mit höherwertigen Konsumgütern (Kleidern, Schmuck, Radio, Fernsehen usw.) sind vorhanden. Das Angebot an Gaststätten und Lokalen ist überbesetzt; eine Konzentration von Amüsierlokalen fällt besonders in den 2er- und 3er-Quadraten auf. Im medizinischen Bereich ist die Westliche Unterstadt unterversorgt; es gab lange Zeit nur einen Allgemeinmediziner in G 3. An den großen Grenzstraßen jedoch gibt es viele Ärzte und Fachärzte.

Im Zuge des starken Wohnungsneubaus am Stadtrand und in den Vororten verließen, bedingt durch die schlechte Wohnungslage, durch die zunehmende wirtschaftliche Bedeutungslosigkeit der Westlichen Unterstadt, durch die geringe Investitionstätigkeit, durch zunehmende Ansiedlung von Amüsierbetrieben und wahrscheinlich auch bedingt durch den wohnideologischen Trend „Wohnen im Grünen“ in den 60/70er Jahren immer mehr junge deutsche Familien die Westliche Unterstadt; und besonders die, die einen höheren Berufsstatus hatten, *mehr so wie leitende angestellte waren*. Viele Bekannte von Informanten aus der Filzbach zogen auf die Vogelstang.

Die Westliche Unterstadt hat derzeit den höchsten Arbeiteranteil im Vergleich zu den übrigen Stadtteilen der Innenstadt und im Vergleich zu Gesamt-Mannheim; 1976 waren 57 % der Beschäftigten Arbeiter. Ein weiteres Charakteristikum der Bevölkerungsstruktur der Westlichen Unterstadt ist, daß der Anteil der alten (deutschen) Menschen über 65, gemessen an der Gesamtstadt mit 15,5 % (Gesamtstadt 12,8 %) relativ hoch liegt. Im Stadtteil gibt es drei Altersheime. Die deutsche Bevölkerung im Stadtteil besteht zu einem hohen Anteil aus Ein- und Zwei-Personenhaushalten über 40 Jahren.¹²

2.3.3.2. Charakteristika des Stadtteils direkt nach dem Krieg

Für das Leben in der Westlichen Unterstadt direkt nach dem Krieg und für ihr Ansehen waren – so übereinstimmende Berichte der Informanten – eine Reihe von Phänomenen charakteristisch, die im folgenden beschrieben werden:

- Bandenwesen,
- Kriminalität und
- Amüsierbetriebe.

¹¹ Vgl. dazu Friedmann (1968, S. 125ff.); Sanierungsbericht.

¹² Vgl. Stadtplanungsamt (Bevölkerungstabelle 1976).

a) Bandenwesen

Nach dem Krieg sei die Westliche Unterstadt ein einziger großer Abenteuer-spielplatz gewesen, Bunker- und Bombengrundstücke, in denen sich zum Teil Mengen von Wasser angesammelt hatten (*des bassin*), bildeten die Szenerie. Es hätten sich straßenweise Cliques oder Banden gebildet, Kinder und Jugendliche von 6-18 Jahren, die sich gegenseitig prügelten, ihre Spielplätze verteidigten, oder *bubenstreiche* ausführten. Nach dem Kampf habe man sich meistens wieder zusammengesetzt. Aggressionen hätten sich nicht gegen Bandenfremde gerichtet, also nach außen, sondern nur nach innen, d.h., es wurde zwischen Banden gekämpft. Banden seien nach Quadraten oder nach Stadtteilgebieten bezeichnet worden; so gab es die H-Bande, die G-Bande, die Filsbach-Bande, die Jungbusch-Bande usw. *Do hot=s stoßeschlachte gewwe ... da hamma uns gegesetitisch de kopp vewesche un anschließend ware ma widder zusammenkomme ... des war normal früher.* Die Ursache für die Kämpfe seien harmloser, auf jeden Fall nicht-krimineller Natur gewesen: Es ging um Kampf an sich, es wurden Straßenzüge als Bandenreviere verteidigt oder wie eine Informantin berichtet: *Do wollte se de mädle imponiere un do hawwe se dann schlägereie angefangen ... aber immer so unner de jugendliche.* Schwerverletzte habe es bei diesen Kämpfen nicht gegeben.

b) Kriminalität

Neben dem Bandenwesen, das die die Westliche Unterstadt *bekannt gemacht* hat, habe es weniger harmlose Aktivitäten gegeben, die nach Meinung der Informanten mitverantwortlich waren für den schlechten Ruf der Filsbach nach dem Krieg: *vun de filsbach kumme die ... die gauner un stromer.* Besonders bekannt seien die Posträuber aus dem Jahre 1948/49 aus der Filsbach gewesen, der Raub habe auch als Vorlage für einen Spielfilm mit dem Titel „Wer fuhr den grauen Ford?“ gedient. Doch neben diesen wenigen Großen war das Gaunerwesen in der Filsbach eher durch die *kleinen fische* bestimmt.¹³ So schildert ein Stadtteilbewohner, der in den 50er Jahren Kindheit und Jugend in der Filsbach verbrachte: Viele seiner Altersgenossen seien auf die schiefe Bahn geraten. Was er über ihre Entwicklung erfahren habe, sei erschreckend; sie sitzen z.Zt. im Knast wegen Diebstahls, Totschlags u.ä.

Der Literatur ist wenig Gesichertes über die Kriminalität in der Westlichen Unterstadt zu entnehmen. Für die Zeit vor 1970 liegen keine statistischen Daten vor; doch galt – dies konnte Zeitungsberichten, Zeitungsglossen u.ä. entnommen werden – die Westliche Unterstadt schon in der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen und besonders nach dem 2. Weltkrieg als „Delinquenzgebiet“.¹⁴ In der Zeit von 1971 an gibt es Statistiken über auffällige Gewaltformen. In den 70er

¹³ Vgl. auch L. Ossowski: *Mannheimer Erzählungen*. München 1974.

¹⁴ Vgl. Keim, D. (1981, S. 93ff.).

Jahren zeigt die Westliche Unterstadt im Vergleich zu Gesamt-Mannheim einen hohen Anteil an Gewaltkriminalität¹⁵ vor allem im Umkreis des Amüsierbetriebs. In jüngster Zeit jedoch sei die Westliche Unterstadt ruhig geworden, für die Polizei *nicht mehr auffällig*.

c) Amüsierbetriebe

Eine starke Veränderung erfuhren die ehemals besseren Wohngebiete nach dem Krieg im Zusammenhang mit der Stationierung amerikanischer Truppen durch ein *überschwappen* des Bar- und Stripbetriebs aus dem Jungbusch in die Quadrate. Diese Veränderung betraf zunächst nur die 7er-Quadrate. Eine Informantin, die zu Kriegsende in das Haus der Hahnschen Gemeinde (Pietistischer Verein) nach H 7 einzog, berichtet: *das war eine sehr anrühige gegend ... es war ein prostituirtenviertel* mit vielen Lokalen und vielen Schlägereien. Ihre Kinder hätten Angst gehabt, überfallen zu werden; überall standen Prostituierte und warteten auf Kundschaft. Von diesen Veränderungen der ehemals vornehmen Quadrate (G 7, H 7) distanzierten sich auch bewußt einige Bewohner der H 7-Quadrate. Intensive religiöse Aktivitäten der Hahnschen Gemeinde in H 7 machten das Haus der christlichen Gemeinschaft zu *einer oase in diesem Sodom und Gomorrha*. Auch durch kulturelle Aktivitäten lebte man bewußt auf Distanz *zum ordinären publikum der umgebung*. Zwischen der Familie der Informantin und Hausnachbarn – *er maler ... sie eine hochgebildete frau* – hätten regelmäßige Besuche stattgefunden, bei denen *wir uns über unsere lektüre unterhalten haben*. Während also bereits zu Kriegsende in den 7er-Quadraten der Amüsierbetrieb begann, muß einige Jahre nach dem Krieg die Gegend in Richtung Marktplatz (die 1er- und 3er-Quadrate) noch fast frei von diesen Lokalen gewesen sein. Ein Informant, der 1951 nach H 3 zog, bezeichnet seine Gegend damals als *sehr gute wohngegend* mit Nachkriegsneubauten. Es habe damals keine Bars gegeben, sondern nur viele bürgerliche Stadtteilwirtschaften, in denen *man sich abends zum stammtisch traf*.

Auch vor dem Krieg gab es in der Unterstadt und im Jungbusch Amüsierlokale, doch durch die verstärkte Nachfrage amerikanischer Armeeangehöriger nach solchen Lokalen breitete sich dieser Betrieb so sehr aus, daß *wir dann* (in den 60er Jahren) *in K 2, K 3 ganze straßenzüge bloß nur bars* hatten. Eines der berühmtesten Lokale sei das Bambi gewesen, das größte Farbigenlokal im Stadtteil. Nach Meinung dieses Informanten waren Anfang der 60er Jahre *kritische zeiten*, als die Schwarz-Weiß-Auseinandersetzungen in den USA auch in die Unterstadt getragen wurden. Farbige hätten damals ihre Lokale besetzt und es sei öfter vorgekommen, daß, wenn auf der anderen Straßenseite ein *weißes lokal* war, *aus irgendwelchen gründen ... auseinandersetzungen entstanden*, daß *paar leute sich geschlagen haben oder so*. Es sei in dieser Zeit öfter passiert, daß

¹⁵ Vgl. Keim, D. (1981, S. 95).

in der Nacht *hunderte von farbigen soldaten auf den geparkten autos* (saßen) ... und über die geparkten autos liefen.

Der Bar- und Amüsierbetrieb im Stadtteil, der Nachtlärm, Schreiereien, Randalieren und Polizeieinsatz, hätten das Ansehen des Stadtteils so sehr beeinträchtigt, daß, so eine Informantin, *meine kinder, die älteren, gesagt haben, sie würden sich im gymnasium genieren, zu sagen, wo sie wohnen*. Andere Stadtteilbewohner beklagten sich bei der Polizei, sie *getrauten sich ... nicht mehr in dieses gebiet hinein*. Aufgabe der Ordnungskräfte sei es gewesen, *auswüchse ... in den griff zu bekommen*. Dazu war eine enge Zusammenarbeit der mit dem Barbetrieb befaßten Stellen notwendig. Die Polizei arbeitete vor allen Dingen mit dem Bezirksbeirat, mit dem Ordnungsamt und dem Gewerbeausschuß zusammen, und ihr gelang es auch, zumindest Auswüchse im Stadtteil zu verhindern.

Interessant sind die Reaktionen der Informanten auf die Frage, wie man in den 50er- und 60er-Jahren mit dem Image der Anrüchigkeit in der Filsbach lebte. Zunächst verweisen sie durch stereotype Äußerungen wie *stromer gibt=s doch überall* oder *wenn=s bars gibt, muß doch net jeder gleich schlecht sein* oder *die verhältnisse, wie sie in der Filsbach sind, gibt=s doch überall* auf die Allgemeinheit solcher Erscheinungen und rücken damit die Anrüchigkeit des Gebiets auf ein abstraktes Niveau, zu dem es wenig eigenen konkreten Bezug zu geben scheint. Doch gleich im Anschluß daran wird die Reaktion des von diesem Image unmittelbar Betroffenen deutlich in Äußerungen wie: *im gegeteil, sin mir stolz druff ...*, *in dem stadtteil gelebt zu hawwe ... mir ham e schöne jugend verlebt da unne* oder *Filsbachindianer, des war=n ehretitel*. In der Betonung des Schönen, des Besonderen, auf das man stolz ist, direkt im Anschluß an die Darlegung des Verruchten, scheint eine Haltung des Sichverteidigenmüssens mitzuschwingen, die u.a. auch zu dem engen Zusammenrücken der Bewohner geführt haben mag, wie dies in übereinstimmenden Schilderungen des Zusammenlebens der Filsbacher zum Ausdruck kommt: *es hot immer än guter zusammhalt gewwe, viel mehr als heit*; oder *die bewohner fühlte, daß sie alle in eim boot saße*. Es gab enge Hausgemeinschaften, die, obwohl längst aufgelöst und über verschiedene Stadtteile verstreut, heute noch Kontakt miteinander haben.

Dieser enge Kontakt der Filsbachbewohner untereinander nach dem Krieg schließt direkt an ähnliche Formen des Zusammenlebens in der Filsbach vor dem Krieg an (vgl. oben S. XX). Die Hausbewohner erlebten freudige (Feste) oder Angst auslösende Ereignisse (starke Unwetterkatastrophen u.ä.) gemeinsam, freuten sich miteinander oder spendeten sich gegenseitig Trost. Man traf sich regelmäßig in Stammlokalen, die neben dem Barbetrieb noch in ausreichendem Maße existierten.

Ein weiteres Charakteristikum der Westlichen Unterstadt nach dem Krieg schließt ebenfalls an Formen der sozialen Organisation vor dem Krieg an: die Kleinräumigkeit der Grenzziehung und die Kontaktvermeidung über die Gren-

zen hinaus. So berichtet ein Informant, der nach dem Krieg nach H 3 zog und dort einen Handwerksbetrieb führt: für ihn waren die Quadrate, die *hinter* ihm lagen, also die 4er- bis 7er-Quadrate *niemandsländ*; für ihn war es, als wenn eine *mauer* zwischen 3er- und 4er-Quadrate gezogen wäre, und man hinter die Mauer *da unne* nicht hingehen könne. Er hatte weder Bekannte noch Kunden von *da unne*; seine beruflichen und freizeitlichen Aktivitäten waren immer zum *Marktplatz hin* orientiert. Ähnliche räumlich-soziale Orientierungen galten auch für seine Freunde und Verwandten. Auf die Ursache für die strikte Trennung der Westlichen Unterstadt in die Gegend *da unne* und die Gegend *zum Marktplatz hin* befragt, antwortete der Informant: Möglicherweise liege das an den finanziellen Verhältnissen der Leute dort; die konnten sich wahrscheinlich handwerkliche Maßarbeit nicht leisten. Möglicherweise liege die strikte Grenzziehung aber auch an seiner Zugehörigkeit zur katholischen Kirche der unteren Pfarrei. Die Kirchengemeindegrenze verläuft zwischen den 3er- und 4er-Quadraten. Da er auch im Freizeitbereich Kontakt zu Mitgliedern seiner Kirchengemeinde hat, ließe sich auch von daher eine Orientierung *nach vorne* erklären. Erst als seine Kinder schulpflichtig wurden und die K 5-Schule besuchten, lernte er die Gegend *da unne* und deren Probleme kennen.

2.3.3.3. Charakteristika des Stadtteils in den 60er und 70er Jahren

Neben dem weiterhin blühenden Bar- und Amüsierbetrieb sind für die Entwicklung der Westlichen Unterstadt in den 60er und 70er Jahren nach Darstellung der Informanten besonders folgende Veränderungen charakteristisch:

- Studenten und Jungakademiker ziehen in den Stadtteil.
- Ende der 60er/Anfang der 70er Jahre beginnt die Sanierung im Zentrum des Stadtteils.
- Ausländer ziehen in den Stadtteil; Türken erst Anfang der 70er Jahre.

a) Studenten

In den 60er Jahren wohnten in der Westlichen Unterstadt viele Studenten und Jungakademiker, auch in ersten Wohngemeinschaften. Zusammenleben ohne verheiratet zu sein, – so ein Informant, der selbst in dieser Zeit dort in einer Wohngemeinschaft lebte – sei in der Westlichen Unterstadt im Vergleich zu anderen Stadtteilen relativ leicht gewesen, da hier die Moralvorstellungen nicht so rigide waren, wie sonst üblich.

In politischen Jugendorganisationen, wie z.B. den Jusos, seien Studenten und Jungakademiker spürbar gewesen, der Anteil der *studenten, sozialarbeiter ... doktoranden war damals extrem hoch*. Der Stadtteil habe zu dieser Zeit auch eine *art kulturleben* gehabt, zu sehen an einer Reihe anspruchsvoller Lokale, dem *sehr anspruchsvollen musikalischen künstlerclub Genesis*, dem heute noch existierenden Lokal *Stadt Nürnberg*, dessen Besitzer ein *kulturvogt* war (vgl.

auch Kap. 2.2.3.), und dem Kleinkunsttheater *Alter Simpel* in H 5, das *immer gerüttelt voll war*.

Außerdem gab es, so ein anderer Informant, eine Reihe von Lokalen, in denen in Abständen Kabarettistisches und Mundartliches vorgetragen werden konnte, z.B. *im Neckarhufe* (K 4) ... *im Ladernsche* (I 4), *im Malzstiefel* (I 4) *un in de Unnermühlau ...*, *da bin isch immer als Mannemer Fritz el uffgetrete*. Auf der Breiten Straße im *Gambrinus* gab es regelmäßig *Jekami* (jeder kann mitmachen), eine Einrichtung, die es jungen und unbekannten Kleinkünstlern ermöglichte, aufzutreten und bekannt zu werden.

Die Tradition des Varieté- und Kleinkunstbetriebs, ein wesentliches Charakteristikum der Westlichen Unterstadt vor dem Krieg, lebte also auch nach dem Krieg weiter, wenn auch – das glaube ich den Interviews entnehmen zu können – in kleinerem Stil als vorher. Eine Reihe der genannten Lokale, die Varieté boten, lagen in dem heute bereits sanierten Gebiet; sie existieren nicht mehr.

b) Sanierung

Nachdem in den 60er und 70er Jahren viele deutsche Familien aus dem Stadtteil ausgezogen waren, zogen in die freigewordenen billigen Wohnungen in zunehmendem Maße ausländische Arbeiter ein. Schlechte Bausubstanz und die spezifische Bevölkerungsstruktur (sinkende Zahl junger deutscher Familien und steigender Anteil von Alten, von sozialen Problemfamilien, und von Ausländern) führten in der Westlichen Unterstadt zu Beginn der 70er Jahre zu Sanierungsmaßnahmen, die sich zunächst auf die Quadrate H 4 bis H 6 und I 4 bis I 6 konzentrierten.

Ziel der Sanierung war es, bauliche Rückständigkeit aufzuheben, durch Ansiedlung öffentlicher Einrichtungen dem Stadtteil eine gewisse *zentralität* zu verleihen und durch Schaffung von Spiel- und Freiflächen die Attraktivität des Stadtteils als Wohngebiet zu erhöhen.

Die Sanierung lief dann in zwei Phasen ab: Flächen- bzw. *kahlschlagsanierung* auf den Quadraten H/I 4 – 6 in den 70er Jahren, deren Ergebnis der Bau des Zentralinstituts für seelische Gesundheit, der Bau vieler Sozialwohnungen und einer großen Grün- und Spielfläche war. Ende der 70er und in den 80er Jahren folgte die Gebäudesanierung in den angrenzenden 7er-Quadraten, die heute noch lange nicht abgeschlossen ist. Vorgesehen war von engagierten Politikern eine *ringsanierung*, d.h., der ansässige Bevölkerungsteil, der wegen Sanierungsmaßnahmen ausziehen mußte, sollte vorübergehend *ausweichwoh-*
nungen erhalten und nach der Sanierung wieder in die angestammten Häuser einziehen. Das Konzept der Ringsanierung konnte aus verschiedenen Gründen nicht durchgesetzt werden; zum einen, weil die sanierten Wohnungen für einen Großteil der angestammten Bevölkerung finanziell nicht tragbar waren, und zum anderen, weil die Leute beim Auszug *von seiten des wohnungsamtes in sämtliche freie wohnungen ... verteilt über die ganze stadt* eingewiesen wurden,

und ein Teil dieser Leute dann einen nochmaligen Umzug scheute, so daß *jetzt tatsächlich der überwiegende teil der ausgesiedelten altbewohner ... nicht mehr zurückgekehrt* ist. Bei der Neubelegung der Sozialwohnungen in H 4 und H 5 setzte sich, nicht nur aufgrund der Preispolitik, sondern auch durch die Politik der Wohnungsvergabe das Konzept der Verwaltung gegenüber dem der in der Sanierung engagierten Stadtteilbewohner durch: Die neuen Wohnungen waren für die Alt-Eingesessenen nicht nur zu teuer, sondern für viele aufgrund des Wohnungsverteilungsschlüssels im Wohnungsamt auch gar nicht erreichbar: 50 % der neuen Wohnungen sollten nämlich an Zuwanderer, Aussiedler und Gleichgestellte gehen und 50 % an *deutsche bedarfsgruppen* (Wohnscheinberechtigte), darunter möglicherweise auch Alt-Eingesessene des Stadtteils. An Ausländer sollten die neuen Wohnungen nur in Ausnahmefällen vergeben werden. In die neuen Wohnungen, die zum Territorium der alten Filsbach gehören, sind folglich vorwiegend Mieter eingezogen, *die nicht aus dem stadtteil kommen ... eine e bissele finanziell besser gestellte bevölkerung*.

Die Sanierung im Kern der Westlichen Unterstadt hat das Zentrum dieses Stadtteils also sowohl von der Bausubstanz und der Nutzung wie auch der Bevölkerungszusammensetzung her total verändert. Die Sanierung ist – entgegen den Interessen politisch für die angestammte Bevölkerung engagierter Gruppen – *an den bedürfnissen der bevölkerung vorbeigegangen ... sie ist ... eine luxussanierung*, die den Stadtteil kaputtgemacht, die angestammte Bevölkerung vertrieben hat. Einer der Betroffenen: *jede stadt hat ihr altstadtgebiet und pflegt es ... nur in Mannheim hat man es zerstört*. Auch der Betroffenenbeirat, das Gremium, in dem Bürgerinteressen sich hätten Geltung verschaffen können, sei nur ein *flop* gewesen; stimmführend sei nur die Seite der Hausbesitzer und Geschäftsleute gewesen, die sich auch im Sanierungsausschuß *ganz hervorragend* durchgesetzt hätten.

Für Informanten, die an einer *aufwärtsentwicklung* des Stadtteils interessiert sind (und z.T. auch im Stadtteil investiert haben), hat die Sanierung positive Seiten; in den Neubauten wohnten *nicht mehr die armen leute*, und *ausländer ziehen zunehmend aus dem stadtteil*. Als weitere positive Folgeerscheinung der Sanierung wird die Abnahme von Stadstreichern genannt: *mit der sanierung sind die ausgewichen ... die fühlen sich in sauberen verhältnissen nicht wohl ... sobald die straße gefegt ist und keine trümmergrundstücke mehr da sind, ... verziehen die sich*. Außerdem sei der Stadtteil heute bezüglich der Kriminalität nicht mehr auffälliger als andere Stadtteile, da sich aufgrund der Sanierung die äußeren Bedingungen für Kriminalität geändert hätten: *sie finden einfach diesen stadtteil heute nicht mehr in der gestalt, in der er früher war mit schlupflöchern, mit dunklen hauseingängen, mit kellerwohnungen ... es hat einfach in diesem teil die sanierung voll durchgegriffen*.

c) Das Zentralinstitut für seelische Gesundheit (ZI)

Auf das durch Totalabriß freie Gelände von J 4 und J 5, also im *herzen* der ehemaligen Filsbach, wurde Anfang der 70er Jahre das Zentralinstitut (ZI) erbaut, eine psychosomatische Klinik. Nach Meinung eines in der Sanierung Engagierten war das *das schlimmste an kahlschlag ... oder das enttäuschendste dieses zentralinstitut*. Ein direkter Anwohner meint, das sei *ein widerlich häßlicher abschruser klotz*, eine Veränderung, *wie e fauscht uff=m aag*. Andere Anwohner mißtrauten dem ganzen ZI-Vorhaben und bezeichnen die Klinik als *irreanstalt*, in die *die verrückte un die blede noikumme*. Nach Information eines Klinikangestellten waren die Gründe für den Bau des ZI im Stadtteil folgende: Man sei beim Bau von Kliniken für psychisch Auffällige davon abgegangen, diese Kliniken im *sinne von asylen* weit außerhalb des städtischen Umfeldes zu bauen und damit *alle behinderte mehr oder weniger zu exilieren*. Die derart von ihren Angehörigen und ihrer angestammten sozialen Umwelt Isolierten hätten aufgrund der räumlichen Entfernung immer weniger Kontakt zu ihrem Herkunftsort gehabt und seien *nach und nach dann vergessen worden*. Jetzt würde man diese Kliniken dorthin bauen, *wo mutmaßlich ein hoher anteil an betroffenen ist, um die chance zu bieten, daß die leute mehr oder weniger ihrem milieu, ihrem vertrauten milieu erhalten bleiben* und ihre Freunde, Bekannten und Verwandten öfter sehen könnten. Kliniken dieser Art seien im Ausland bereits gebaut worden, in der BRD sei das ZI ein Novum. Die Westliche Unterstadt sei genau das *geeignete milieu* gewesen, denn die Klinik sollte *von der soziologie her dort angesiedelt sein, wo eigentlich zu befürchten stand, daß die meisten behinderten kommen ... also aus unterschichten*.

Inwieweit die Klinik stadtteilspezifisch arbeitet, wie hoch die Inanspruchnahme der Klinikeinrichtungen durch Stadtteilbewohner wirklich ist u.ä., war nicht zu erfahren, da stadtteilbezogene Klinikstatistiken nicht existieren. Das ZI, Mitglied der Weltgesundheitsorganisation, sei in der Anlage seiner Statistiken und Untersuchungen den Standards dieser Organisation verpflichtet, um internationale Vergleiche zu ermöglichen. Kleinräumige Studien, wie stadtteilbezogene Untersuchungen das wären, seien in diesen Standards nicht vorgesehen.

Nach der Stadtteilspezifik des ZI befragt, meint ein kommunalpolitisch engagierter Informant, die Bevölkerung hätte zu Beginn *unheimliche ängste gehabt*. Das ZI hätte zwar versprochen, die Bevölkerung über seine Arbeit zu informieren, doch seien Befürchtungen nicht abgebaut worden. Außerdem habe das ZI der Stadt und der Öffentlichkeit gegenüber zunächst nur von einer gemeindepsychiatrischen Einrichtung, einer offenen Anstalt gesprochen, in die *nur freigänger reinkommen (sollten) und daß überhaupt keine geschlossenen abteilungen drin sein sollten*. Daß das ZI von seinen Trägern als Forschungsanstalt konzipiert war, mit einer Menge geschlossener Anstalten, sei *vorher nicht gesagt worden*.

Nach Meinung eines Informanten (Sozialpädagogen) aus der Begegnungsstätte Westliche Unterstadt ist das Interesse des ZI am Stadtteil vor allem aufgrund seiner Konzeption als Forschungseinrichtung gering. Er habe sich von der Begegnungsstätte aus zu Beginn um Zusammenarbeit mit dem ZI bemüht, habe aber negative Erfahrungen gemacht. In jüngster Zeit gäbe es allerdings *auf unterer ebene* Kontakte zu ZI-Sozialpädagogen, die stationäre Patienten betreuen. Viele der Patienten, auch Jugendliche, kämen regelmäßig ins Café Filsbach, da sie Schwierigkeiten hätten, in anderen Lokalen Kontakt zu finden, *un da auch blöde bemerkunge gekriggt hawwe*. Es sei ja auch klar, *wenn die halt total mit droge vollgepumpt mit ner gorillahaltung reinkomme, dann gibt=s halt in diverse kneipe schon bemerkunge, die einen nit dazu animiere, nochmal da vorbeizuschau*. Außerdem habe das ZI noch einen weiteren Stadtteilbezug: Es habe eine Reihe von Wohnungen im Stadtteil aufgekauft, um dort ambulante Patienten zur Nachbehandlung unterzubringen. So sei das Heim in F 7 ein *anschlußheim des ZI*, in dem Patienten (Männer und Frauen) des ZI wohnten; hier sei auch eine Behindertenwerkstätte eingerichtet.

d) Ausländer

Als Anfang der 60er Jahre die ersten Ausländer in den Stadtteil zogen, waren sie nach Meinung eines Informanten, noch *exoten*; einer wohnte beispielsweise *als einziger unter hundert deutschen im umkreis*. Die Folge war, daß viele Ausländer sich integriert hätten und auch von den Deutschen aufgenommen worden seien. Erst im Laufe und besonders gegen Ende der 60er Jahre habe dann nach Meinung eines anderen Informanten *die überflutung von ausländern begonnen*. Ausländer sollen Häuser gekauft und sie zu überhöhten Mietpreisen an ihre Landsleute vermietet haben. Mietpreise seien damals nicht nach Wohnungen oder nach Zimmern, sondern nach Bettstellen berechnet worden; so habe beispielsweise ein Bett zwischen 100 und 120 Mark im Monat gekostet. Zimmer wurden vollgestellt mit Betten, so daß in einem Zimmer sehr schnell 8 bis 9 erwachsene Personen lebten. Diese Bettstellenvermietung wurde besonders unter den Türken praktiziert, so daß sehr bald deutsche Bewohner eines Hauses auszogen, in die leer gewordenen Wohnungen wiederum Türken einzogen; und *so fanden sie dann auf einmal häuser, die von unten bis zum dach türkisch bewohnt sind*. Außerdem sei der Stadtteil noch durch ausländische Vereine *extrem belastet worden*, was zusätzlich *die stimmung unheimlich vergiftet hat*. Von diesen Vereinen seien Ruhestörung in der Nacht, Prügeleien, Schlägereien, Wandschmierereien und Kämpfe zwischen den einzelnen politisch-religiösen Gruppierungen ausgegangen.

Der hohe Ausländerzuwachs in den 70er Jahren mußte jedoch – so ein politisch Engagierter – vor allem im Zusammenhang mit der Sanierung gesehen werden: Für die Vermieter habe es eine *veränderungssperre* gegeben, die deutschen Mieter habe man durch *angst und panikmache* aus den Häusern vertrieben. Doch durch finanzielle Engpässe bei der Stadt und durch geringes Investitions-

vermögen vieler Eigentümer sei man mit der Sanierung nicht vorangekommen; in die leerstehenden Wohnungen zogen dann kurzfristig Ausländer ein.

Daß die Bevölkerungsentwicklung in der Westlichen Unterstadt von 1960-1980 durch den Wegzug besonders junger deutscher Familien und den Zuzug von ausländischen Familien charakterisiert ist, bestätigt auch ein Blick in die Statistiken: 1961 hatte die Westliche Unterstadt 11.043 deutsche Einwohner, 1976 8.500 Einwohner insgesamt, davon 36 % Ausländer und 1980 8.534 Einwohner, davon fast 42 % Ausländer. Neben dem Jungbusch ist die Westliche Unterstadt das Gebiet mit dem höchsten Ausländeranteil (Gesamtstadt ca. 14 %) und dem höchsten Anteil an ausländischen Kindern und Jugendlichen.

Abschließend sei noch kurz ein Blick auf die räumliche Verteilung der Ausländer im Stadtteil geworfen, da – so ein Informant – die Angabe des Ausländeranteils mit 42 % im Stadtteil irreführend sei. Es gebe im Stadtteil Gebiete – und das sei vorwiegend an die Bausubstanz gebunden – in denen fast keine Ausländer wohnten, ebenso wie Gebiete, in denen der Ausländeranteil zwischen 80-100 % liege. Man könne die Probleme zwischen deutscher und ausländischer Bevölkerung erst richtig verstehen (vgl. dazu Kap. 5.1.1.), wenn man die sehr unterschiedliche Bevölkerungsstruktur in den einzelnen Wohngebieten berücksichtige.

Den Zusammenhang zwischen Bausubstanz und Bevölkerungsstruktur stellt auch eine Untersuchung von 1977 fest:¹⁶ In den Bereichen mit schlechter Wohnqualität (den ehemals besseren Quadraten) wohnten zunehmend mehr ausländische Familien mit vielen Kindern zusammen mit jüngeren deutschen Familien, sogenannten Problemfamilien, und mit älteren Deutschen. 1970 wohnten besonders in den E- und F-Quadraten, den Gebieten mit besserer Wohnqualität, noch keine Ausländer. Einen Ausländeranteil von über 50 % hatten zu dieser Zeit nur einige Häuser in der Jungbuschstraße, besonders in den G 7-/H 7-Quadraten und am Ring, also in den alten, verwahrlosten Häusern. Ab 1974 zogen Ausländer auch verstärkt in angrenzende Quadrate.

Einige Jahre später¹⁷ wohnten Ausländer auch in den Wohngebieten, die bisher rein deutsch bewohnt waren, in den E- und F-Quadraten. Allerdings bilden in den F-Quadraten Häuser mit einem Ausländeranteil von 50 % die Ausnahme. Häuser mit 100 % Ausländeranteil konzentrieren sich in den noch nicht sanierten G- und H-Quadraten und am Ring. Einige Häuser sind auch heute noch ausschließlich von Türken bewohnt.

¹⁶ Vgl. Gans (1979, S. 54ff.).

¹⁷ Vgl. Adreßbuch (1981).

3. Schauplätze der Westlichen Unterstadt

Schauplätze im Stadtteil unterteile ich nach Einrichtung, Ausstattung, Funktion, Nutzung und Zugang in folgende Kategorien:

1. Offene Verkehrsflächen (Straßen, Räume vor Geschäften), die zu Treffen genutzt werden, aber nicht als Treffmöglichkeit eingerichtet wurden.
2. Markt, Spielplätze und Freiflächen, die von den Stadtplanern als Treffmöglichkeiten eingerichtet wurden, in offener Bauweise angelegt, allgemein und offen zugänglich sind und zu verschiedenen Zwecken genutzt werden können. Bei Zuwiderhandlungen gegen die öffentliche Ordnung übt die Polizei hier Hausrecht aus.
3. Lokale, das sind baulich geschlossene, allgemein zugängliche Räume, deren Zugänglichkeit jedoch je nach Benutzergruppen eingeschränkt sein kann. Die jeweilige Nutzung wird unter verschiedenen sozialen Gruppen (einschließlich des Wirts) ausgehandelt. Der Wirt hat Hausrecht.
4. Von Organisationen/Institutionen ausgestattete und verschiedenen sozialen Gruppen (auch nur zeitweise) zur Verfügung gestellte Orte/Räume, mit kontrolliertem Zugang und mit vom Träger bestimmter Nutzungsmöglichkeit.
5. Geschlossene Räume mit streng begrenztem Zugang (Keller, Höfe, Gärten), deren Ausstattung und Nutzung von den Besitzern bzw. Mietern ausgehandelt werden muß/kann.

Von den hier angeführten Schauplatzkategorien, die alle von Bedeutung sind für das soziale Leben in der Westlichen Unterstadt, werde ich in diesem Kapitel ausführlich nur die Kategorien 2. und 3. bearbeiten. Zur Kategorie 1. gibt es in den Kapiteln „Derzeitige sozialräumliche Binnengliederung“ (2.3.1.), „Einkauf“ (4.3.1.) und „Nichtseßhafte“ (Penner) (5.2.2.3.) ausführlichere Darstellungen. Die Kategorien 4. und 5. werden im Kapitel „Formen sozialer Organisation“ (4.) ausführlich bearbeitet.

3.1. Markt, Spielplätze und Freiflächen

3.1.1. Der Markt

Der Marktplatz für das gesamte Innenstadtgebiet liegt auf dem G 1-Quadrat. Der Marktplatz hat im wesentlichen zwei Funktionen; er ist Ort für politische Veranstaltungen und er ist Wochenmarkt. Zu den Veranstaltungen, die regelmäßig auf dem Marktplatz abgehalten werden und Tausende von Besuchern in die Innenstadt bringen, gehören die Maikundgebungen der Gewerkschaften und Wahlveranstaltungen von Parteien. Auch finden oft Großkundgebungen bei Demonstrationen auf dem Marktplatz statt.

Dreimal wöchentlich wird auf dem G 1-Quadrat Wochenmarkt abgehalten. Die Händler (darunter auch Ausländer) kommen im wesentlichen aus der Mannheimer Umgebung und aus der Vorderpfalz. Das Warenangebot richtet sich auch an die ausländische Bevölkerung. Der Wochenmarkt ist meist gut besucht, die Kunden kommen aus der ganzen Stadt. Einige der Händler haben seit Jahren ihren Stand auf dem Markt und sind vor allem langjährigen Bewohnern der Westlichen Unterstadt gut bekannt. Man kennt sich zum Teil beim Vornamen und duzt sich. Dafür einige Beispiele, entnommen aus den Gesprächen zwischen Filzbachfrauen: *die Biensche uff=m markt die blumefraa hod die gleisch krankheit wie isch* oder *die Gredel uff=m markt hod heid widder den billigschde honisch* oder *die quetsche vum Karl sin heid die beschde*. Viele der Unterstadtbewohner – so einige der Informanten – decken ihren Bedarf an frischen Lebensmitteln (Fleisch, Wurst, Käse, Obst und Gemüse) auf dem Markt. Entsprechend sei das Frisch-Angebot (besonders Obst und Gemüse) in einigen Geschäften der Westlichen Unterstadt auch begrenzt.

Aufgrund seiner zentralen und verkehrsgünstigen Lage wird der Marktplatz auch oft als Treffpunkt für private Verabredungen genutzt; Verabredungsorte sind vor allem die Straßenbahnhaltstellen und das Denkmal mitten auf dem Marktplatz.

3.1.2. Spielplätze und Freiflächen

Ein kleiner Spielplatz, zwischen I 3 und K 3 gelegen, ist nach meiner bisherigen Beobachtung für das Leben im Stadtteil nicht sehr bedeutend. Eine Reihe von Informanten wußte gar nicht, daß es hier einen Spielplatz gibt. Auf dem dürftig eingerichteten (Rutschbahn und Sandkasten) und schmutzigg aussehenden Platz spielen nur wenige Kinder, vor allem Ausländerkinder, und kaum über einen längeren Zeitraum hinweg. An den Ecken des rechteckig angelegten Platzes sieht man manchmal kleinere Gruppen von ausländischen Frauen und ausländischen Männern stehen, ins Gespräch vertieft. Einige passen auf ihre kleinen Kinder im Sandkasten auf; andere scheinen in der Umgebung zu wohnen (viele Ausländer wohnen in den dem Spielplatz zugewandten Häusern auf K 3) oder die türkischen Geschäfte (Lebensmittelgeschäfte und Metzgerei), das türkische Lokal Globus oder das Café der griechischen Gemeinde zu besuchen, alle um den Spielplatz gelegen. Wegen seiner ungünstigen verkehrsreichen Lage und seiner unattraktiven Ausstattung (es gibt auch kaum Sitzbänke hier) hat er wenig Bedeutung für das Leben im Freien und macht nur an warmen Sommertagen – die hohen Bäume bieten ausreichend Schatten – einen belebteren Eindruck; vor allem ausländische Kinder toben dann auf dem Platz herum, spielen Ball, raufen und schreien; größere Männergruppen stehen vor den ausländischen Lokalen und diskutieren.

Relativ neu eingerichtet wurde ein kleiner Spielplatz auf dem G 6-Quadrat (gegenüber G 7), gut ausgestattet mit modernen Spielgeräten. Er ist gut besucht von meist kleineren ausländischen Kindern, die vermutlich aus der näheren

Wohnumgebung kommen, denn sie kommen alleine und spielen ohne Aufsichtsperson. Nur vereinzelt sieht man ausländische Eltern, die ihre kleinen Kinder zum Spielen begleiten. Ältere Kinder, Jugendliche und Erwachsene habe ich in größeren Gruppen an diesem Platz noch nicht beobachtet.

Die zentrale Spiel- und Freifläche des Stadtteils (Ende 1979 angelegt) umfaßt das gesamte H 6- und Teile des I 6-Quadrates (zur Entstehung und Geschichte dieser Fläche vgl. unten Kap. 4.2.2.1).

Die zur Jungbuschstraße hin gelegene Freifläche, ein fast quadratischer Platz mit großer Rasenfläche in der Mitte, wird teilweise durch einen Laubengang mit mehreren Bänken gesäumt, an der Seite gegenüber H 7 ist eine Boccia-Bahn eingerichtet und eine Ecke mit größeren Tischen und Bänken ausgestattet. Die schattigen Bänke im Bereich des Laubengangs sind in der warmen Jahreszeit fast immer belegt. Hier sieht man Stadstreicher mit Bierflaschen in der Hand, ausländische Frauen, die sich gegenseitig ihre Einkäufe zeigen, junge Pärchen schmusend, ältere Deutsche (Frauen wie Männer) sich unterhaltend und Zigaretten rauchend; in der Ecke mit den Tischen und Bänken vor allem ausländische Frauen, die handarbeiten, Deutsche und Ausländer beim Brett- oder Kartenspiel, gemischte jugendliche Gruppen, die herumflachsen; an der Boccia-Bahn deutsche und ausländische Männer, die Boccia spielen; auf dem Rasen ausländische und deutsche, ballspielende und herumtobende Kinder.

Zum direkt anschließenden Spielplatz führt ein schmaler Durchgang. Auf dem Spielplatz sind künstliche Anhöhen angelegt mit großer Rutschbahn und mit verschiedenen, zum Teil sehr großen Klettergerüsten auf mehreren Ebenen. Für die Kleinen gibt es Sandkästen mit Klettergeräten, für Kleinere und Größere gibt es Kettenschaukeln, für Jugendliche zwei Tischtennisplatten. Bei den Kettenschaukeln und vor der großen Rutsche stehen Bänke; die breiten Treppensätze zur großen Rutsche werden vor allem von Jugendlichen als Sitzplätze genutzt. Die Freifläche auf I 6 ist arena-ähnlich angelegt; in der Mitte ein fast runder, gepflasterter Platz, der an der Südseite mit halbrunder Steinbank und dahinterliegendem Buschwerk begrenzt wird; im Norden führen halbrunde Stufen zur kleinen Anhöhe, auf deren Plateau ein großes Holzgerüst eine Art Aussichtsturm bildet; die Ost- und Westseite ist offen.

Spielplatz und Freifläche sind fast zu jeder Tages- und Jahreszeit belebt, vor allem durch ausländische, aber auch durch deutsche Kinder und Jugendliche. Auch im Winter sieht man hier ballspielende, schaukelnde und rutschende Kinder und Jugendliche. Im Sommer ist der Platz für viele Anwohner der zentrale Treffpunkt im Freien, vor allem auch für ausländische Frauen, die sich zum Handarbeiten oder zum Schwätzchen hier treffen. Der Verein Begegnungsstätte Westliche Unterstadt (4.2.2.1.) führt im Sommer im Rahmen seines Kinder- und Jugendprogramms hier Spiel- und Freizeitprogramme durch. Die Stadtteilstefte des Vereins finden einmal jährlich auf der gesamten H 6-I 6-Freifläche statt (vgl. dazu Kap. 6.1.1.).

3.2. Lokale

Für den Stadtteil ist typisch, daß jede Gruppe ihr Lokal hat. Diese Grundauffassung ist bei fast allen Informanten mehr oder weniger explizit vorhanden, und entsprechend deutlich und einheitlich fallen ihre Lokalkategorien aus. Aus Informantenperspektive können die folgenden Lokaltypen deutlich voneinander unterschieden werden:

- Ausländerlokale,
- Studentenlokale,
- bürgerliche Lokale,
- Bars und Absteigen,
- Beizen,
- Tanzlokale,
- echte Filzbachwirtschaften,
- Café Filzbach.

Die genannten Lokaltypen sind für den Beobachter sehr leicht im Feld auffindbar. Im folgenden werde ich die einzelnen Lokaltypen in der angeführten Reihenfolge sowohl aus der Beobachter- wie aus der Informantenperspektive beschreiben.

3.2.1. Ausländerlokale

Im Stadtteil gibt es – das fällt bei der Begehung auf – ganz grob zwei Kategorien von Ausländerlokalen:

- a) meist kleine, einfach ausgestattete Lokale, ohne große Speisekarte, mit kleinen, schlichten Tischen und Stühlen und mit Fernsehapparat. Die Gäste sind ausschließlich ausländische Männer; in keinem dieser Lokale habe ich Deutsche gesehen. Die Verkehrssprache ist Griechisch oder Türkisch, ganz wenig Deutsch.
- b) größere, gut ausgestattete Speiselokale mit zum Teil anspruchsvoller Speisekarte. Viele der Gäste sind Deutsche. Die Verkehrssprache ist je nach Gästen Deutsch bzw. Griechisch, Türkisch oder Italienisch.

Zur ersten Kategorie gehören Lokale wie Palette, Plaka, Globus, Milord u.a.; zur zweiten Kategorie gehören Lokale wie die Pizzeria Vesuvio und die griechischen Speiselokale Akropolis, Hellas, Delphi u.a. und das einzige türkische Speiselokal im Stadtteil, das Urfa.

Mein Eindruck wird im wesentlichen von den Informanten bestätigt; Palette, Plaka und Globus bezeichnen einige Informanten als ausschließlich von ausländischen Männern besucht, von Griechen, Türken, dem Augenschein nach *einfache Männer, Arbeiter*, die sich hier zur Unterhaltung und zum Brett- bzw. Würfelspiel treffen. Zu den Spielen, die in diesen Lokalen stattfinden, führen einige Informanten, die sich aus beruflichen Gründen gut im Gaststättenbetrieb

auskennen, folgendes aus: *was dort (in der Westlichen Unterstadt) sind, sind eigentlich zockerkneipen ... glücksspiele gibt=s sehr viele ... wo ganz hart gezockt wird um haus und hof. Türken und Griechen seien sehr stark im geschäft drin. Ein Informant kennt zwei griechische Zockerkneipen, in denen extrem hoch gespielt werde. Ein anderer Informant meint: wo früher normale lokale warn finden sie jetzt die spielsalons und diese spielsalons scheinen heute das große geld zu machen. Er sieht allerdings vor allem die Türken ins Glücksspiel verstrickt; sie würden der deutschen Bevölkerung nicht nur durch die Illegalität des Glücksspiels unangenehm auffallen, sondern auch dadurch, daß sie den ganzen Tag in ihren Lokalen herumsäßen, und man einfach den eindruck hat, die würden faulenzten und hätten geld wie heu.*

Das Globus, das am meisten genannte türkische Lokal mit einfacher Innenausstattung (Holztische und Holzbänke), war jedes Mal, wenn ich kurz reinschaute (meist spät nachmittags) voll besetzt. Es saßen vorwiegend türkische Männer, auch einige Jugendliche drin und spielten Karten oder Tavla, rauchten, tranken Tee und diskutierten. Sie sahen mich verwundert an, wandten sich aber bald wieder ihrer vorherigen Beschäftigung zu. Obwohl der Raum voll besetzt war, war es relativ ruhig. Das Lokal fällt vielen Informanten auf, besonders beim Blick ins Innere, durch die spezifische Atmosphäre (in der warmen Jahreszeit steht die Lokaltür meist offen): *ma meint, ma sei in Istanbul. Einer der Informanten hält das Lokal für eine Spielhöhle. Direkte Anwohner des Lokals fühlen sich abends und nachts durch Musik- und Tanzlärm (Männertänze), aber auch durch den Spiellärm gestört, durch auf den tisch klopfen, schreien und streiten. Ein anderer Informant (junger Sozialpädagoge), der öfters ins Globus geht, berichtet über seine Erfahrungen: als er das erste Mal allein in das Lokal ging, sei gerade das nicht passiert, was er erwartet hatte, nämlich daß isch angemacht werd also deutschbruder kumm her un so, sondern daß er in ruhe glasse wurde, daß die Leute zwar überrascht waren, ihn aber freundlich aufgenommen hätten. Als er mit seiner Freundin reinging, sei er richtig vornehm behandelt worden: do werd grundsätzlich de tisch schä sauwergemacht, ma krigge platz agebode, werre gut bedient. Die Gäste seien vorwiegend Türken zwischen 40 und 50 Jahren, viele arbeitslos, die stundenlang Tee trinken und spielen. Der Informant glaubt nicht, daß hier um Geld, schon gar nicht um „großes“ Geld gespielt werde, da die leut gar nit um geld spiele könne, weil sie zu arm seien. Es kämen allerdings auch türkische dandys rei, die en piekfeine ozug un ring ohawwe, doch das – so meint er – sei nur zur schau, das gehöre hier nicht zur Normalität.*

Beim Glücksspiel, einem reinen Männerspiel, gebe es – so ein weiterer Informant – keine Nationalitätenabgrenzungen, sobald man *einmal drin is*. In griechisch geführten Lokalen zockten Griechen, Türken, manchmal auch Deutsche um hohe Summen. Der Zugang zu Spiellokalen scheint geregelt und genau kontrolliert. Spieler, die Zugang wollten, suchten sich Lokale, in denen ganz offensichtlich gespielt werde. Hier versuchten sie, mitzuspielen. In diesen Lokalen könne

man dann auch erfahren, in welchen anderen Lokalen *weitergespielt* werde, d.h., wo es um höhere Summen gehe. Dort setze sich der Neuling dann an die Theke, versuche ins Gespräch zu kommen und zu erfahren, wer von den Anwesenden spiele, und zeige dann sein eigenes Spielinteresse. Die übrigen Spieler achteten genau darauf, daß der Neue nicht ohne Kapital das Spiel beginne. Abkassiert werde nach jedem Spiel, nachträgliche Bezahlung gebe es nur unter guten Bekannten. Habe der Neue sich als zuverlässiger Spieler gezeigt, sei er *drin*. Für den Fall, daß unter guten Bekannten das Eintreiben von Spielschulden nicht klappe, werden *auch mal schläger eingesetzt, doch ist das nicht der übliche weg*.

Es gibt unterschiedliche Erklärungen dafür, wieso das Glücksspiel im Stadtteil so relativ ungehindert stattfinden kann; Informationen aus dem Milieu zufolge, wisse die Polizei genau, daß und in welchen Lokalen gespielt werde. Eine Erklärung für die Zurückhaltung der Polizei sei, daß die Polizei aus irgendwelchen Gründen in der Hand der Lokalbesitzer sei, daß die Lokalbesitzer beispielsweise von kleineren oder größeren Pflichtverletzungen einzelner Polizisten wüßten oder daß die Lokalbesitzer Spendengeber an politische Organisationen u.ä. seien und im Gegenzug dafür eine *gnädige polizei* erhielten; aus dieser Perspektive sieht man die Gründe für die Schonung der Glücksspieler entweder in einer direkten Verkettung von Polizei und Milieu oder in einer engen Zusammenarbeit zwischen Parteien und Stadtverwaltung mit der Polizei als ausführendem Organ.

Aus der Sicht der Polizei, die vom Spiel ums Geld in diesen Lokalen weiß, ist das Glücksspiel eine *typische Ausländerkriminalität*, die genau beobachtet werde. Bei der Beurteilung des Glücksspiels berücksichtige die Polizei, daß Glücksspiel zu den *Heimatgebräuchen* der ausländischen Spieler gehöre. Doch wenn solche Lokale zu *Brutstätten der Kriminalität* werden, weil sich die Spieler das Geld durch Raub und Diebstahl beschaffen, dann greift die Polizei hart durch.¹⁸

Die meisten deutschen Informanten, vor allem ältere, gehen in die bisher beschriebenen ausländischen Lokale nicht: *isch geh in kä lokal, wu de wirt än auslänner is*. Daß diese Einschränkung sich nur auf ausländische Trinklokale (Kategorie a) bezieht, wird dadurch deutlich, daß die Informanten, die solche Urteile abgeben, ausländische Speiselokale besuchen. Vor allem die griechischen Speiselokale Hellas, Delphi und Akropolis seien die Lokale, *in die ma neigehe kann*; in den Lokalen Sorbas und Hellas seien sogar 80 bis 90 % der Gäste Deutsche. In dem türkischen Lokal Urfa würden sich auch öfter deutsche Gewerkschaftler treffen und Gäste mitbringen (der türkische Inhaber war Mitglied der deutschen Gewerkschaft). Die Pizzeria Vesuvio finden viele Informanten gut; einer findet es dort *ganz prima*. Bei der Beurteilung von ausländischen Speiselokalen spielen bei diesem Informanten nationalitätenspezifische Bewertungen eine Rolle, denn *der italiener, der is ja widder en ganz annerer fall wie*

¹⁸ Vgl. auch den Artikel im Mannheimer Morgen vom 9.4.86, S. 17.

der griechische. Der Italiener sei *sauwer, freundlich un fleißisch.* Im Verlauf des Gesprächs jedoch fallen diesem Informanten auch gute griechische Lokale ein, *wo ma reigehe kann, die Akropolis.* Die Besonderheiten dieses Lokals seien der Besitzer, ein eingedeutschter Grieche und die Gäste, *künstler vom theater ... gutes publikum.*

Aus kommunalpolitischer Perspektive gehören die ausländischen Speiselokale derzeit zu den „seriösen Attraktionen“ des Stadtteils. Damit sich der Einfluß dieser Lokale im Abend- und Nachtbetrieb des Stadtteils verstärkt, gewährt die Verwaltung diesen Lokalen Sperrzeitverkürzungen, während die üblichen Nachtlokale (Bars) z.Zt. nicht mehr mit Verkürzungen der Sperrzeit rechnen können.

3.2.2. Studentenlokale

Läuft man die Jungbuschstraße entlang, so gibt es ein Lokal, das von der Aufmachung, wie auch vom Publikum her, das man durch die offenen Fensterscheiben sehen kann, sofort als „studentisch“ und „künstlerisch“ auffällt, das Odeon-Café. Es gibt noch weitere studentische Lokale, die weniger zentral und auffallend gelegen sind, das Windlicht und das Musiklokal Genesis.

Zu Beginn meiner Stadtteilbeobachtungen gab es in der Jungbuschstraße noch ein zweites „studentisches Lokal“, den Blaue(n) Elefant(en), der Mitte der 80er Jahre geschlossen wurde. In der Nachfolge übernahm ein Grieche das Lokal, das dann zu einem ausländischen Trinklokal wurde (vgl. oben 3.2.1., Kategorie a).

Der Blaue Elefant – zentral die große Holztheke mit Barhockern, selbstgemachte Bilder und Plakate an der Wand, grobe Holztische mit Holzbänken und Holzstühlen – gehörte eher zum Typ des „gammeligen Studentenlokals“, in das nicht nur Studenten, sondern alle, die sich zur jüngeren und nach meinem Eindruck sich als 'alternativ' verstehenden Generation zugehörig fühlten. Nach meiner Beobachtung kannten sich die meisten Gäste (von ca. 25 – ca. 40 Jahren, salopp bis gammelig gekleidet), gingen vertraut miteinander um, duzten sich. Zu den Gästen gehörten auch viele Bewohner der Begegnungsstätte Westliche Unterstadt. Nach Meinung eines dieser Informanten (Jungakademiker) war der Blaue Elefant überhaupt das einzige Lokal im Stadtteil, in das er *freiwillig reinging*, in dem er sich wohl fühlte. Eine Informantin, die früher öfter in dieses Lokal ging, fand, daß dort immer mehr *kaputte leute* hingingen, Aussteiger oder Möchtegern-Aussteiger, die einen unbedingt in ein Gespräch verwickeln wollten, und das störte sie. Andere Informanten, selbst in der Sozialarbeit tätig, störte in diesem Lokal das Klima, das nach *kontaktmachen*, nach *sozialarbeit* roch. *in de freizeit möchte ich kei sozialarbeit mehr mache ... un da haww=isch auch ziemlich ärger gekriggt im Blaue Elefant da ... irgendäner war da immer drin, der halt unbedingt kontakt hawwe wollt un uff teufel komm raus ... we=ma halt acht stunde kontakt geübt hat, dann hat ma, we=ma hinnerher*

in e kneipe geht, kä lust mehr, un dann haww=isch gsagt, isch hab überhaupt kän bock mehr, misch mit dir zu unnerhalte. Zur Typik dieses Lokals schien es zu gehören, daß man dort hinging, wenn man reden wollte, Probleme erörtern, Rat suchen oder Rat geben wollte, auf jeden Fall bereit war, sich mit anderen Gästen in persönliche Gespräche einzulassen.

Einen ganz anderen Eindruck als der Blaue Elefant vermittelt von außen das Odeon-Café. Es ist erst abends geöffnet (Sperrzeitverkürzung), richtig voll wird es nach den Abendfilmvorstellungen des danebenliegenden Odeon-Kinos. Durch die großen Fensterscheiben hat man einen guten Blick ins Innere, das nach dem Umbau vor ca. 1 1/2 Jahren *en bißchen gestylt* wirkt. Der Raum, ohne größere Unterteilungen, ist weiß gestrichen, die Wände kahl bis auf wenige hoch gehängte Filmplakate; Podeste, Fensterrahmen, die kleinen Holztische und -stühle, ebenso wie der noppige Gummifußbodenbelag sind blau-schwarz. Über der verspiegelten Bar hängt eine große Uhr. Der Café-Raum habe von seiner *kühle und sterilität her etwas bahnhofhaftes*. Studentische Informantinnen, regelmäßige Besucherinnen des Lokals, charakterisieren die Gäste als Leute zwischen 25 und 40 Jahren, Intellektuelle, die gern über Musik, Filme und Kunst diskutierten. Auf ihr Äußeres legten sie großen Wert: *selten ist jemand aufge-donnert*, doch viele seien *gestylt und edel angezogen*, bewußt auf Auffälligkeit hin zurechtgemacht, mit New-Look-Frisuren, oder Frisuren im Stil der 20er Jahre, mit *ausgefallener guter boutiquen-kleidung* und farblich genau passender dezent-kunstvoller Schminke.

Das Odeon-Café ist Treffpunkt für Studenten, Cineasten, vor allem aber auch für *künstlerische insider ... und leute, die künstlerisch ambitioniert sind*, für Maler mit eigener Galerie, Leute vom Theater, Schauspieler und Regisseure, Avantgarde-Musiker, die James-Joyce-Texte in ihre Musik integrierten u.ä. Die Leute kommen aus Mannheim und Umgebung, aber auch einige Bewohner der Westlichen Unterstadt zählten zu den regelmäßigen Gästen, Studenten und künstlerisch Tätige aus der nahen Umgebung; so ein Theatermann aus den H-Quadranten und eine Kunsthistorikerin, die Literatur-Lesungen und Kunst-Ausstellungen in G 7 mitbestreitet. Der Wirt des Cafés, gleichzeitig Betreiber der Kunstkinos Odeon und Atlantis, kennt viele seiner Gäste persönlich; um ihn habe sich eine richtige Gruppe gebildet, in die reinzukommen sehr schwer sei. Bei der Neueröffnung wurde das Lokal als „scene“-Lokal angekündigt, die Eröffnungsfeier war nur für Eingeladene, danach erst wurde das Lokal allgemein geöffnet. Bei Filmpremieren im Atlantis ist das Lokal für die Öffentlichkeit geschlossen und für das Premieren-Publikum reserviert.

Zu den Verkehrsregeln des Lokals gehöre es, daß jede/jeder (auch Frauen alleine) sich hinsetzen könne, wo er/sie wolle *ohne angemacht* zu werden, daß man aber als den *stammkunden* (im wesentlichen die engeren Bekannten des Besitzers) nicht vertrauter Gast, damit rechnen müsse, *genau betrachtet, fixiert und abgeschätzt zu werden*, was Neulinge leicht vertreibe. Es sei auch nicht allzu üblich, sich an Tische zu setzen, sondern man stehe an Bar oder Podest

gelehnt und unterhalte sich (*ziemlich unbequem*) bei dezenter Musik. Zwischen im Lokal jeweils aktuell formierten Gesprächsgruppen gebe es kaum Kontakte. Es sei nicht üblich, daß man als Dazugekommener, wenn man ein Mitglied einer Gesprächsgruppe kenne, sich zu dieser Gruppe geselle. Man grüße sich, bliebe aber getrennt. Diese „relative Geschlossenheit“ bereits bestehender Gesprächsgruppen erschwere insgesamt die Neuaufnahme von Kontakten (eine der Informantinnen geht deshalb nur ungern allein ins Lokal), selbst am Tresen, dem Ort, an dem Kontaktaufnahme meistens relativ leicht ist. Einer Informantin aus der Nachbarschaft des Lokals, die öfter abends allein am Tresen ihr Bierchen trinkt, gelingt es nur manchmal, in Tresengespräche involviert zu werden.

Bereits kurz nach der Eröffnung 1979 gehörten Odeon-Kino und -Café mit ihrem *anstrich des links-alternativen zu den wichtigsten treffpunkten der jungen leute Mannheims*. Im Kino werden Filme gezeigt, die nicht in den üblichen Kinos zu sehen sind, Filme von jungen Filmemachern, ausländische Filme, avantgardistische Filme, aber auch alte, künstlerisch gute Filme. Das Kino wurde als einziges Kino in Mannheim bereits dreimal vom Bundesinnenministerium für ein hervorragendes Filmprogramm ausgezeichnet (Stand 1984).

Ende 1982 eröffnete der Besitzer des Odeon-Kinos auch das Atlantis in K 2, eines der *schönsten mannheimer kinos*, in dem auch Premieren liefen; so Chabrols „Die Phantome des Hutmachers“, Güneys Film „Yol“ und jüngst M. von Trottas Film „Rosa von Luxemburg“ unter Anwesenheit der Regisseurin und kommunalpolitischer Prominenz (Oberbürgermeister Widder). 1985 kam ein zweites Atlantis-Kino dazu, ein kleines Kino mit ausgefallenen Filmen für Liebhaber.

Das Lokal Windlicht im G 7-Quadrat, das vor einigen Jahren eine *grüne Kneipe* gewesen sein soll, war längere Zeit geschlossen. Seit kurzem hat es wiedereröffnet als *studentenlokal*, ist die Studentenkneipe, in der sich Studenten der Betriebswirtschaft, Jurastudenten, Soziologiestudenten treffen und ganze Fachschaften ihre Stammtische abhalten. Das Lokal, das erst abends öffnet, ist im *new-wave-style* aufgemacht, *kühl, gradlinig, ja kalt*.

Im Genesis soll früher (Ende der 60er Jahre) ein *sehr anspruchsvoller musikalischer club* gewesen sein; danach sei das Lokal, so mehrere Informanten, eine *fixerkneipe* geworden, ein *treffpunkt der dealer- und kifferszene*. Aus diesem Grund sei es *nach mehreren polizeirazzien geschlossen und später in einen privatclub, einen jazzclub umbenannt worden, und zwar vorwiegend aus polizeitechnischen gründen; so muß die polizeistunde nicht eingehalten werden*, und Razzien seien nicht zu erwarten. Der Club, für Ortskundige nur schwer zu finden, liegt im Hinterhaus von H 7, in einem Keller, der nur über einen *großen, öden und finsternen hinterhof* zu erreichen ist. An der Hoftür weist auch kein Schild darauf hin, daß im Haus dieser Club ist. *Das Genesis ist ein treffpunkt für eingeweihte, nicht für die laufkundschaft*. Die Räumlichkeiten beschreiben zwei studentische Informanten folgendermaßen: Es ist ein ziemlich ausgedehntes Kel-

lergewölbe aus weiß und schwarz bemalten Backsteinen. Den größten Teil des Raumes nehmen die *sitzgelegenheiten ein, meist mit schaumstoff und plastikmaterial überzogene bretter ... dazwischen lange biertische*. In einer Ecke befindet sich *die relativ kleine tanzfläche, die bei live-musikabenden als bühne dient*. Der Lokalbetrieb gehe erst so gegen 22.00 Uhr los, um Mitternacht kämen immer noch Gäste. Durch die *ohrenbetäubende musik, neueste hits aus der new-wave und punk-scene und ein paar oldies aus der punk area* sei eine Unterhaltung kaum möglich. Ins Genesis gehe man auch nur, *wenn man tanzen möchte oder anderen dabei zusehen* und Plattenmusik oder live-Musik erleben möchte. Hier könne man auch *die letzten kreationen sehr individueller tanzstile beobachten*; es werde meist *allein getanzt ... mit einem guten schuß exhibitionismus*. Die Gäste seien meist junge Leute, so um die zwanzig oder kurz darüber *in jeans, hemd oder engen t-shirts*; auch einige *kunstvoll hergerichtete feierabendpunks ... in verrückter aufmachung*. Die meisten der Gäste seien stadtteilfremd.

3.2.3. Bürgerliche Lokale

Eine Reihe von Informanten bezeichnen drei bis vier Lokale im Stadtteil als *bürgerliche* bzw. *gutbürgerliche* Lokale: die Weinstube Bacchus, bedingt auch die Weinstube Mack, den Schinderhannes und die Stadt Nürnberg.

Die Weinstube Bacchus ist ein kleines Lokal mit guter Wein- und deftiger Speisekarte, dessen Gäste meiner Beobachtung nach und beim Überhören von Gesprächen vorwiegend kleinere Geschäftsleute, Handwerker u.ä. sind, viele mittleren Alters oder älter. Auch ältere Frauen gehen paarweise oder zu mehreren ohne Männerbegleitung hierher. Die Innenausstattung in rustikaler Art vermittelt einen schlichten, aber gemütlichen, im hinteren Lokalteil durch Tischdecken auf den Tischen auch gepflegten Eindruck. Das Lokal ist am Nachmittag und am Abend nach meiner bisherigen Beobachtung meist gut besucht. Besonders für die älteren Informanten gehören die Weinstube und die übrigen Lokale dieses Abschnitts neben den ausländischen Speiselokalen zu den Lokalen des Stadtteils, in die man gehen könne (*in die klei weinstub, da kann ma hiegehe*) und in denen man sich wohlfühle. Für einen der Informanten, der nicht im Stadtteil wohnt, aber oft in den Stadtteil kommt und der nicht in ausländische Speiselokale geht, ist diese Weinstube sogar das einzige Lokal, in das er geht.

Über Stil, Angebot oder Besucher des Lokals stimmen einige Informanten weitgehend überein. Das Lokal sei *gemütlich*, mache einen *ländlichen* Eindruck, verbreite eine *ruhige, wohlige* Atmosphäre und habe *guten wein*. Das Publikum sei *bürgerlich* (*da gehe gute bürger rein*), allerdings nicht vorrangig aus dem Stadtteil: *der Bacchus is net stadteilmäßig ... des is so wie de Hahnhof oder sonst irgendwas, des is ne weinstube un da geht ma halt hin, awwer aus ganz Mannheim, des is nix stadteilmäßiges*. Einer der Informanten meint sogar, wenn man hierhin ginge, *setzt ma sich vom stadteil ab*.

Nach zwei Besuchen im Bacchus hatte ich allerdings den Eindruck, daß die Gäste vorwiegend aus dem Stadtteil kommen. Sie sprachen durchweg Mannheimer Dialekt bzw. dialektal gefärbt. Von den Nachbartischen konnte ich die Unterhaltung zum Teil mitanhören; es wurde über Leute und über Geschäfte aus dem Stadtteil geredet, und ich hatte den Eindruck, daß diese Gäste stadtteilkundig waren. Außerdem beobachtete ich, daß sich viele der Gäste kannten. Sie grüßten sich freundlich beim Eintreten ins Lokal oder auch beim Weggehen, z.T. auch mit Namensnennung. Im Lokal herrschte, selbst wenn es voll war, eine „gesittete Betriebsamkeit in Zimmerlautstärke“; keine laute Stimme, kein kreischendes Lachen oder Singen. Saßen mehrere Personen an einem Tisch zusammen, verlief die Unterhaltung innerhalb dieser Tischrunde; Reden zum Nachbartisch, laute Rufe von Tisch zu Tisch oder zum Wirt/Kellner hinter der Theke habe ich hier nicht beobachtet.

Ein ebenfalls *gutes* Lokal, der Schinderhannes, ist ein kleines Weinlokal, das *oft gerüttelt voll ist*. In der Faschingszeit und an Wochenenden sei *hier immer was los*. Das kleine rustikal ausgestattete Lokal wird von zwei Schwestern geführt, die mit Ziehharmonika und Gitarre z.T. selbstgemachte Mundartlieder vortragen mit vielen lokalen Bezügen. Sie gehören zu den „I-Tüpfelchen“, einem Frauentrio, das bei Faschingsveranstaltungen, beim Filsbachtreffen und sonstigen lokalen Veranstaltungen auftritt. Zu ihrem Liederrepertoire gehören der „Sau- und Ebertango“, „Sperrmüll im Quadrat“ und „Safari uff de Neckarwies“ (zur Charakterisierung dieser Lieder vgl. unten 6.2.).

Auch in der dritten Weinstube im Stadtteil, in der Weinstube Mack, – nach meinem sehr flüchtigen Eindruck von außen wesentlich weniger ansehnlich als die beiden vorherigen (billige Holztische und Stühle, laute Musikbox, Innenausstattung erinnert an das danebenliegende Lokal Quick, vgl. 3.2.4.) – sollen *bürgerliche gäste* verkehren, auf jeden Fall Gäste, die *wieder etwas weniger zum Jungbusch oder zur Filsbach* gehören. In diesem Lokal verkehrten bis vor einiger Zeit auch regelmäßig einige ältere Frauen. Nach Meinung einer dieser Frauen sei die Weinstube, ein altes Stadtteillokal, früher *besser gewesen*.

Das nächste Lokal, die Stadt Nürnberg, gehört eher in ihrem heutigen Zuschnitt zur Gruppe der bürgerlichen Lokale als in früherer Zeit. Das Lokal muß nach Beschreibung einiger Informanten früher eine Ausnahmeerscheinung in der Lokalszene der Unterstadt gewesen sein. Früher (etwa bis Ende der 70er Jahre) war das Lokal *ne spitze sache*. Pit Steiger, Pressefotograf und Gastwirt des Lokals, der Mitte der 60er Jahre das Lokal eröffnete, verstand es, die verschiedensten Leute in seinem Lokal zusammenzubringen, Stadtteilbewohner, Leute aus der Oberschicht Mannheims, Künstler und Politiker. *Da geht rein und raus ... alles was es gibt, nach=m theater in abendtoilette und lottels oder zuhälter mit dazugehörigen mädchen ... da is aber der oberbürgermeister genau so rein, wenn der seine tour durch die stadt hat*. Damals sei es auch noch möglich gewesen, sich zu irgendwelchen Leuten dazusetzen, gleichgültig ob alt oder jung, und mit ihnen ins Gespräch zu kommen. Zu dieser Zeit, also Mitte 60 bis Mitte 70,

sei das Lokal auch ein Treffpunkt der Mannheimer Linken gewesen: *da hat sich jeden abend also alles getroffen, was hier im weitesten sinn also sich ins linke spektrum eingeordnet hat ... man war jeden abend dort.* Es hat sich dort dann auch *so ne art kulturleben aufgetan.* Durchreisende Musiker, besonders Iren, seien dort jeden Abend aufgetreten. Pit selbst sei so eine Art *kulturvogt* gewesen; Mannheimer Künstler wie Baerwind, Emmerich und Schmandt gehörten zu den regelmäßigen Gästen, *die sich bei Pit trost holten, wenn die böse kritik ihre bilder nicht zur kenntnis nahm.*¹⁹ Gegen Ende der 70er Jahre habe sich dann die linke Szene aus dem Stadtteil heraus in andere Stadtteile (z.B. nach Neustheim in die „Scheuer“) verlagert. Auch die Gäste aus dem Stadtteil seien zunehmend aus dem Lokal abgewandert (*die sin rausgeekelt worre*) bis auf den Stammtisch, der allerdings zu einem *vorzeige-objekt worre is* für Künstler und Bürgermeister; sie konnten weiterhin mit Blick auf den Stammtisch sagen: *seht doch, ma gehe a unners volk.* Über das besonders vertraute Verhältnis zwischen Pit und seinen Stammtischgästen berichtet ein Informant; Pit habe von jedem die Familienverhältnisse gekannt, habe seine Stammtischgäste auch vor Eingriffen von Familienmitgliedern ins Stammtischleben bewahrt. Wenn z.B. spätabends eine der Ehefrauen bei Pit anrief und ihren Mann nachhause holen wollte, habe Pit *de herer zughowe, zu mir hergeguggt, un wann isch de kopp gschittelt hab hot=er zu=ere gsacht 'schun verzeh dag haww=isch denn net gsehe, der kennt aa mol widder kumme'.* Das innige Einverständnis zwischen Pit und seinen Stammgästen machte nonverbale Kommunikation auch bei komplizierteren Angelegenheiten möglich.

In letzter Zeit allerdings wurde es ruhig um das Lokal, es würde sogar *immer mehr runnergehe ... irgendwie verwahrlose.* Diese letzte Informantenäußerung kommt meinem eigenen Eindruck von dem Lokal heute recht nah. Öfter, wenn ich abends an der Stadt Nürnberg vorbeigehe, ist es dort, besonders in der wärmeren Jahreszeit, wenig besucht bzw. leer. Auch um die Abendessenszeit scheint es, zumindest in der wärmeren Jahreszeit, nicht besser besucht zu sein.

Einen anderen Eindruck bekam ich von dem Lokal bei einem Besuch im Winter (3.12.82, ca. 20.30 Uhr) zusammen mit Monika. Das Lokal, ein großer L-förmiger Raum, macht mit der alten Holzbalkendecke, dem alten, großen Kohleofen, mit schwarzem, langem Ofenrohr, den lackierten Holztischen und -stühlen einen gemütlichen, nicht auf gemütlich getrimmten, sondern gewachsen-gemütlichen Eindruck. Das Lokal ist gut besucht. Vorne sitzt an einem langen Tisch eine große gemischte Gruppe, zwölf bis vierzehn Leute zwischen 30 – 60 Jahren, die, festlich aufgeputzt, offensichtlich ein gemeinsames Fest feiern. Die Leute reden Dialekt, essen und trinken viel und teuer, reden angeregt, machen Witze und lachen, doch nicht laut, sondern noch zurückhaltend. Aus dem Gespräch kann ich entnehmen, daß zwei der Paare Geschäftsleute aus dem Stadtteil sind (Tapezierergeschäft, Handwerker). Dahinter sitzen an einem Tisch zwei Paare mit

¹⁹ Vgl. auch den Nachruf für Pit Steiger im Filsbachboten, März 1986, S. 1.

einem Kleinkind. Dem Aussehen und ihrem Gesprächsverhalten nach halte ich sie für Lehrerehepaare (die Männer: Vollbart, Brille, Rollkragenpullover, rauchen Pfeife; eine der Frauen mit dem Gesicht zu uns: schlank, blond, lange glatte Haare mit Mittelscheitel, Boutique-Bluse). Sie unterhalten sich zurückhaltend-gedämpft; den etwas lauterem Anweisungen an das Kind entnehme ich, daß sie Standardsprecher sind. Dahinter sitzt ein studentisches Pärchen, ganz mit sich beschäftigt. Beim Gang zur Toilette höre ich aus den Kellerräumen eine größere gemischte Gesellschaft reden, lachen und essen, vermutlich eine Kegelgruppe in der Kegelpause. Der runde Stammtisch direkt vor der Theke ist leer.

Pit Steiger und die Bedienung (eine Frau mittleren Alters), beide Dialektsprecher, scheinen um eine gute, wohlige Atmosphäre bemüht, in der sich der einzelne Gast persönlich umsorgt fühlen kann.²⁰

Die drei Gruppen von Gästen im Lokal sind sehr unterschiedlichen Typs. Zwischen den Tischgruppen, deren Mitglieder sich wechselseitig nicht kennen, findet kein Kontakt statt, auch kaum Blickkontakt. Die einzelnen Tischgruppen sind in ihren Aktivitäten auf die jeweilige Gruppe konzentriert. Kontakt zwischen den Tischgruppen würde auch durch die räumlichen Arrangements, die Entfernung und die – allerdings nur tischhohe – Mauertrennung zwischen den Tischen erschwert. Der Stammtisch ist räumlich weit getrennt von den übrigen Tischen. Wir stellen es uns schwierig vor, hier mit Leuten am Nachbartisch Kontakt aufzunehmen oder uns zu Leuten an den Tisch zu setzen und uns mit ihnen zu unterhalten. Wir haben sogar den Eindruck, daß, wenn wir dies täten, wir hier im Lokal unangenehm auffallen würden. Als wir mit *auf wiedersehen* gehen, reagieren nur der Wirt und die Bedienung mit einem Gegengruß, die Gäste reagieren nicht.

3.2.4. Bars und Absteigen

Bereits bei ersten Stadtbegehungen fallen die Bars und Striplokale auf, die sich besonders in den 2er und 3er Quadranten konzentrieren. Die ausgehängten Fotos fast nackter Frauen auf glitzerndem und flittrigem Hintergrund und ihre exotisch klingenden Namen stehen im Widerspruch zu dem Eindruck, den ich bei einem kurzen Blick ins Innere einiger Lokale auch am späten Abend an verschiedenen Wochentagen gewann: Dominierend in dem sehr dunklen kleinen Raum ist die Theke, dahinter ein Barkeeper oder eine Bardame, auf den Barhockern davor sitzen zwei bis drei leicht bekleidete Frauen, rauchen, ein oder zwei Männer, offenbar Gäste, daneben; leise Musik. Als ich die Tür aufmache,

²⁰ Aus Protokollaufzeichnungen:

- Vgl. das Besorgen von Tee für K. wegen Magenverstimmung, obwohl Tee in der Getränkekarte nicht geführt wird.
- Vgl. den Anteil, den Pit und die Bedienung an Monikas Aufregung über den Verlust ihrer Tasche nehmen; als Monika das Lokal verläßt, um ihre Tasche zu suchen, wird ihre halbleergeessene Suppe warmgestellt und wieder aufgefüllt gebracht, als sie zurückkommt.

schauen Bardamen und Gäste kurz gelangweilt auf, rauchen und trinken dann weiter. Reden höre ich sie wenig. Das Ganze macht einen langweiligen, billigen und tristen Eindruck.

Alle Informanten, die über Lokale im Stadtteil sprechen, nennen die Bars und Striplokale; einige führen sie explizit an im Zusammenhang mit dem Image des Stadtteils als *messerstecherviertel* oder im Zusammenhang mit Problemen wie Ruhestörungen, Prostitution und Antisemitismus. Meinen Eindruck von Kleinheit und Enge dieser Lokale finde ich bestätigt in Informantenbeschreibungen wie: *ich sag immer einmannlokale, net, des is so=ne theke, do sitze se drumrum un mehr is do net drin, net, do gibt=s jo bald zwanzisch lokale, wenn se hier durch die gegend laufe* (2er und 3er Quadrate). In den letzten Jahren allerdings sei ein Rückgang dieser Lokale festzustellen; als Gründe nennen die Informanten den hohen Zuzug von Ausländern, die solche Lokale nicht besuchten, die hohen Preise, Stop bei Sperrzeitverkürzungen und hinsichtlich des traditionellen Barangebots an Pornofilmen Konkurrenz durch Kino und Videoverleih. Um die Bars der Westlichen Unterstadt sei es derzeit so ruhig geworden, daß unklar sei, *wie die existieren, wieso die heut noch ihr geld verdienen*. Hinsichtlich des Barbetriebs gibt es jedoch keine Stadtteilgrenzen, dem Nachlassen in der Westlichen Unterstadt entspricht ein Zunehmen dieses Betriebs in der Östlichen Unterstadt.

Ein Teil der Lokalbesitzer, so die Informanten übereinstimmend, seien Juden, und zwar polnische Juden. Da nach Behauptung der deutschen Bevölkerung im Stadtteil die jüdischen Barbesitzer *besonders leicht und leichtfertig sperrzeitverkürzungen* erhalten hätten, seien vor einiger Zeit in den kommunalpolitischen Gremien immer wieder Klagen über die Bevorzugung von und *unheimliche animositäten* gegen Juden laut geworden. Welche Bedeutung Sperrzeitverkürzung in diesem Betriebszweig hat, macht einer der Informanten deutlich: Lokale mit Sperrzeitverkürzung haben beim Verkauf den vier- bis fünffachen Wert von Lokalen mit normaler Sperrzeit. Da es derzeit keine Verkürzungen mehr gebe, sei der Konkurrenzkampf unter Besitzern und Pächtern, viele davon Ausländer, besonders hart. Eines der im Konkurrenzkampf eingesetzten Mittel sei das Verpfeifen an die Polizei wegen illegalen Sexbetriebs (vgl. unten).

Das offizielle Angebot dieser Lokale besteht aus Striptease und Pornofilmen, die jedoch heute kaum noch Kunden anziehen dürften, im Gegensatz zu früher, *als die Beate Uhse noch nicht formell in regelrechten kinos ... filme vorführte*. Diese Zeit sei die Hoch-Zeit solcher Lokale gewesen, in deren Hinterzimmern Porno-Filme gezeigt wurden. Die Pornos heute seien – so ein Kenner der Szene – nichts weiter als *begleitmusik ... eine art auflockerungsübung* für den Gast, dem es so leichter gemacht werde, das *inoffizielle* Angebot wahrzunehmen und mit den Mädchen *direkt* zu werden. Dafür gebe es entweder in der Bar selbst Gelegenheit – viele Bars haben Separées, kleine Verschläge, deren Betrieb jedoch nicht erlaubt ist – oder in den nahegelegenen Zimmern der Mädchen.

Bei sexuellen Handlungen im Lokal zahlten die Mädchen, die sonst auf eigene Rechnung mit Umsatzbeteiligung arbeiten, dem Pächter einen Anteil.

Während der Woche sei die Nachfrage nach diesen Lokalen gering. Am Wochenende allerdings kämen viele Auswärtige aus der Pfalz oder aus dem Odenwald, an den Nummernschildern der Autos zu erkennen, *un die kreise dann so in der gegend rum un suche da abenteuer*. Daß so viele Auswärtige in die Unterstadt kommen, habe nicht unbedingt mit weniger verlockenden Angeboten in der Pfalz oder im Odenwald zu tun, sondern die Leute kämen nach Mannheim, um hier *incognito* zu sein. Da fahre der *Wormser nach Mannheim und der Mannheimer nach Worms*, ... *damit die nachbarschaft nicht weiß, daß er dort hingeht*. Jedoch nicht nur Auswärtige sind Gäste, auch viele Mannheimer, die auch tagsüber kämen, da sie *schicht arbeiten oder verheiratet seien* (die meisten Bars haben von 12.00 bis 24.00 Uhr geöffnet). Auch Amerikaner seien, besonders an Zahltagen, häufige Barbesucher. Als weitere Besucherkategorie in einigen Bars nennt einer der Informanten Angehörige der Mannheimer Unterwelt, die ihre bestimmten Bars hätten; einige Bars könnten sogar nur existieren in ihrer Eigenschaft als *treffpunkt für unterweltcliquen*.

Die Reaktion der Anwohner auf diesen Lokalbetrieb war – nach Darstellung zweier Informanten, die selbst in der Nähe solcher Lokale wohnen – zu Anfang Protest; man sammelte Unterschriften und versuchte sich zu wehren, besonders gegen nächtliche Ruhestörung, Musiklärm, Streitereien, Autotürenzuschlagen: *bis nachts um vier de spektakel auf de straß, ab vier geht das wieder los, dann gehen diese halbbetrunkenen typen nach hause, schlagen die autotüren zu, dann is in diesen straßen lärm*. Nachdem die Proteste nichts fruchteten, die Lokale weiter bis vier Uhr morgens geöffnet hatten, hätten die Anwohner resigniert. Nach Meinung dieser Informanten gehören die Bars wegen den zumindest am Wochenende beträchtlichen nächtlichen Ruhestörungen auch heute noch zu den besonderen Problemen dieses Stadtteils.

Mehr ein Ärgernis als ein echtes Problem scheint der heutige Prostitutionsbetrieb in Absteigen zu sein. Vor ca. 15 Jahren wurde die Westliche Unterstadt Sperrgebiet für Straßenprostitution, dieser Betrieb habe sich daraufhin in die Bars und Absteigen verlagert. Doch durch die Art der Werbung, die die Frauen nicht nur in Lokalen betrieben, sondern auch an Straßenecken, entstand wiederum die Gefahr der Straßenprostitution. Für einen Anwohner einer als *pension getarnten* Absteige ist dieser Betrieb vor allem störend wegen der Gefährdung seiner halbwüchsigen Töchter. Die wurden bereits mehrmals, wenn sie abends heimgingen, von *langsam in der gegend umherfahrenden männern* oder von an der Ecke stehenden Ausländern angesprochen. Daß deutsche Männer die Mädchen ansprechen, empfindet dieser Informant besonders als *unverschämtheit*, denn die sollten unterscheiden können zwischen einer Frau, die *jetzt normal schnellen schrittes heimgeht* und solchen Frauen, die sich prostituieren. Das Verhalten der Ausländer beurteilt er nachsichtiger. Ausländer könnten aufgrund ihrer Erfahrung mit deutschen Frauen – Erfah-

rungen mit deutschen Urlauberinnen in südlichen Ländern, die sich sehr leicht und locker mit Männern vergnügten, und Erfahrungen mit deutschen Frauen und Mädchen in Fabriken – nicht unterscheiden, welche Frau ansprechbar sei und welche nicht. Die Belästigung seiner Töchter sei ein so starkes Ärgernis für ihn, daß er überlegte, aus dem Stadtteil zu ziehen, obwohl er sich sonst in der Gegend *sehr wohl fühlt*. In jüngster Zeit allerdings scheint die Polizei diese Ansätze von Straßenprostitution in der Westlichen Unterstadt *in den griff* bekommen zu haben: Straßenprostitution gebe es heute vor allem in der Östlichen Unterstadt.

Eine weitere Absteige, ein Apartmenthaus mit Lokal ist in jüngster Zeit im Zuge der Sanierung verschwunden. Dort wohnten viele Prostituierte, die nach Information einer Anwohnerin besonders farbige armerikanische Soldaten als Kunden hatten. Auch Zuhälter wohnten zeitweilig dort. Dann wohnten in den Apartments auch mal Türken, die mit Haschisch handelten, was öfter zu Polizeirazzien führte. Apartments wie auch Lokal seien schon immer verwahrlost und dreckig gewesen. Von diesem Haus – so mehrere Informanten – sei auch die Ungezieferplage des ganzen Quadrats ausgegangen: *do kumme die kakerlake schun aus der tür raus un de speicher is voll vun tauwe un tauwedreck*. Die Theorie, daß die Kakerlakenplage von diesem *schlimmen und dreckigen* Haus ausgehe, erscheint mir aufgrund der baulichen Bedingungen nicht ganz überzeugend. Das besagte Apartmenthaus ist das einzige Nachkriegshaus in der näheren Umgebung und bietet vermutlich keine günstigeren Bedingungen für Kakerlaken als die umliegenden alten Häuser mit ihren dunklen und feuchten Kellern. Und wer von den Anwohnern könnte bei so vielen Häusern mit günstigen Bedingungen für Ungeziefer mit Sicherheit feststellen, von wo aus sich Kakerlaken ausgebreitet haben. Diese Theorie scheint anders zustande gekommen zu sein: Das *schlimme haus* mit seinen zweifelhaften Bewohnern und seinen anrühigen Angeboten störte die Nachbarschaft in hohem Maße, weil sowohl Ruhe- und Sauberkeitsvorstellungen als auch Moralvorstellungen ständig verletzt wurden; es schien daher geradezu prädisponiert als Ursache für ein weiteres Ärgernis zu gelten, die Ungezieferplage.

3.2.5. Beizen

Im Sprachgebrauch der Informanten ist eine *beiz* ein verrufenes Lokal, das durch häufige Schlägereien immer wieder auffällt, und in dem u.a. auch Alkoholiker und billige Prostituierte verkehren.

Bei Stadtteilbegehungen fallen am Anfang der Jungbuschstraße (Nähe Marktplatz) besonders zwei meist gut besuchte, sich gegenüberliegende Lokale auf, deren Gäste heruntergekommen und angetrunken aussehen: Quick und Walhalla. Das Quick ist ein kleines Lokal mit drei bis vier rohen Holztischen und Stühlen und insgesamt einfacher Innenausstattung. Die Gäste sind nach meiner bisherigen Beobachtung vorwiegend Männer mittleren Alters und ältere Männer, die ich zunächst für Stadstreicher hielt. Von Informanten wird das Lokal als *letzte*

beiz, als *schlimmstes lokal im stadtteil*, als *zweifelhaftes lokal* oder *räuberlokal* bezeichnet, in dem viele Leute verkehren, *die alkoholprobleme haben*. Es passiert da öfter, daß die Polizei kommen müsse, *wo auch dann emol äner uff die stoß gezerrt wird un zusammenschlage wird*. Ein anderer Informant, der sich über die Gäste des Quick aus Berufsinteresse näher informiert hat, meint, es seien Leute mit starken Alkoholproblemen, vorwiegend Arbeitslose oder solche, die nur kurzfristig jobben, die meisten seien auch bereits straffällig geworden.

Dem Augenschein nach ähnliches Publikum wie im Quick verkehrt auch im gegenüberliegenden Lokal Walhalla, allerdings auch viele Frauen, heruntergekommen und abgetakelt aussehend. Das Walhalla wird von Informanten ähnlich wie das Quick eingeschätzt: *ein zweifelhaftes und berüchtigtes lokal*, in dem die billigen Zuhälter und Nutten verkehrten, *mieses volk*. Die Stammgäste der Walhalla kämen auch keineswegs nur aus dem Stadtteil, sondern das Lokal sei *anziehungspunkt für ähnlich gesinnte* aus ganz Mannheim.

In Begleitung einer Studentin besuchte ich das Lokal an einem Werktag um die Mittagszeit. Das Lokal – ein großer länglicher, hoher und schmuckloser Raum mit derbem Steinfußboden, einer Theke, die sich an der Quer- und Längsseite des Raumes entlang zieht, einfachen kleinen Holzstühlen und -tischen, großer Musikbox, aus der laut ein schnulziger Schlager dröhnt – ist voll besetzt, lautes Stimmewirr, vorherrschend Frauenstimmen, dazwischen kreischendes Lachen. An der Theke sitzen nur Männer jüngeren bis mittleren Alters, die abgearbeitet und nach starkem Alkoholkonsum aussehen. An den meisten Tischen sitzen jeweils mehrere Frauen mit einem Mann. Die Frauen sind meist älter, dick oder auch sehr hager, gefärbte schwarze, rote oder blonde Haare, einige auch grauhaarig, sehr harte, kantige Gesichter. Die Männer, verwittert und angetrunken, wirken eher apathisch, während die Frauen viel reden, lachen und kreischen (Ilses spontaner Eindruck: *ein richtiges gruselkabinett*.)

Wir setzen uns an den einzigen Tisch, an dem noch Plätze frei sind, in der hinteren Ecke des Lokals, an dem ein angetrunkenener Deutscher mittleren Alters und ein Türke sitzen, der einzig „normal“ aussehende Gast des Lokals. Wir fühlen uns sehr beobachtet. Die meisten Gäste des Lokals scheinen sich zu kennen. Immer wieder wird von Tisch zu Tisch geredet oder gelacht, auch über einige Tische weg oder zur Frau hinter der Theke etwas gerufen. Viele Leute sprechen Mannheimer Dialekt, aber auch andere regionale Varietäten sind aus den Gesprächsfetzen zu erkennen, bayerische, schwäbische und norddeutsche. Am Tisch direkt vor uns sitzen ein Mann und drei Frauen; zwei der Frauen halten sich an den Händen und streicheln sich; die dritte Frau schaut zu und unterhält sich mit den beiden. Der Mann starrt vor sich hin, torkelt hin und her. Am Tisch davor sitzen zwei Frauen und ein Mann, die eine singt mit hoher Quietschstimme laut zur Musik, die andere macht dazu Schunkelbewegungen. Der Mann schaut starr in sein Bierglas. Der Türke und der Deutsche bei uns am Tisch unterhalten sich so laut, daß wir das Gespräch mithören müssen, das vor allem einer sehr positiven Selbstdarstellung des Deutschen zu dienen scheint. Der

Türke spricht gut Deutsch, der Deutsche hat einen leicht saarländischen Akzent. Der Deutsche vermittelt den Eindruck, als sei das, was er zu dem Türken sagt, eigentlich an uns gerichtet. Dieser Eindruck wird verstärkt durch ständigen Blickkontakt mit uns und durch an uns gewandte Gestik. Diese Praktik der indirekten Gesprächsaufnahme verwendet er nur uns gegenüber, den Fremden; bei neu gekommenen Tischnachbarn mischt er sich direkt ein, das bestehende Gespräch abrupt unterbrechend. Ob er die Leute näher kennt, ist unklar, er duzt sie, spricht sie aber nicht mit Namen an. Nachdem wir Gesprächsbereitschaft zeigen, folgt seine Einschätzung von uns (Lehrerinnen) und seine sehr direkte Frage, was wir hier wollten. Im Verlauf des weiteren Gesprächs (er redet über die gemeinsame berufliche Vergangenheit mit dem Türken) spricht er auf unsere Frage hin auch über das Lokal, in dem er Stammgast sei, und inszeniert dabei eine Art 'Vertreibungsspiel' mit uns. Er gibt abwertende Beurteilungen über die Lokalgäste und distanziert sich verbal vor allem von den Frauen an den Tischen vor uns, die er als *alle vogelscheuche* bezeichnet, *die kerle suche, hier reinkomme, ob einer kies einstecke hat, un dann wolle se=n mitnehme für=n paar mark*. Ganz im Gegensatz dazu steht jedoch sein sehr vertrautes, augenzwinkerndes Grinsen zu den Frauen hin, die – er hat laut gesprochen – bei seiner Beurteilung laut kreischen und uns anfeixen. Das doppelbödige Spiel treibt er weiter, indem er an uns gerichtet von seiner Vorstellung einer Traumfrau zu schwärmen beginnt, aber so laut und so übertreibend, daß die Frauen vor uns in lautes kreischendes Lachen ausbrechen. Wir fühlen uns sehr unwohl und verabschieden uns. Als wir aufstehen, grinsen uns die Frauen hämisch an und unterhalten sich sofort angeregt mit unserem Tischgenossen. Viele Gäste grinsen uns an und grüßen. Von der Theke rufen uns zwei Männer zu: *kummd doch mol widder*.

3.2.6. Tanzlokale

Neben einer Reihe von Lokalen (z.B. Brauner Bock, Neckarhafen u.a.), die bei besonderen Anlässen (z.B. Faschingszeit) auch Tanzabende veranstalten, gibt es in der Westlichen Unterstadt nur ein sogenanntes Tanzlokal, die Stadt Wien. Außerdem veranstaltet die Begegnungsstätte einmal im Monat einen Tanzabend, den Filsbachabend, und im Lokal Goldener Adler am Marktplatz findet jeden Mittwoch und Samstag Tanz statt. Eine Informantin, die regelmäßig zum Tanz in den Goldenen Adler geht, berichtet darüber folgendes: Hier treffen sich regelmäßig Frauen, *de iwwerwieschende teil iwwer seschzisch*, und meist ausländische Männer zum Tanzen und Kennenlernen. Dieses Lokalangebot sei sowohl für die ausländischen Männer, sehr oft Türken, als auch für die älteren deutschen Frauen nach Meinung dieser Informantin sehr wichtig, denn *die türke, ... die hawwe schwierischkeite an die fraue dranzukomme, un mensche sin se ja auch*. Für die alleinstehenden älteren deutschen Frauen sei das Leben ohnehin sehr schwer und dieses Kontaktangebot zu ausländischen Männern oft der einzige Ausweg aus Einsamkeit und drohendem Alkoholismus: *lieuer soll dann e fraa, wu des nit verkrafte kann* (allein zu leben) – *lieuer soll se*

dann ihre gefühle freie lauf lasse, ... wie daß se hergeht un sisch in de alkohol sterzt un ihrn kummer noitrinkt. Die Informantin berichtet jedoch auch, daß es in diesem Lokal von jüngeren deutschen Frauen auch mal Ausfälle gegenüber ausländischen Männern gebe: *mer ware ewe in derre wertschaft un die war gestoppt voll ... er (der türkische Freund) is kumme un donn haww=isch ihm en stuhl nei ... do war do e junges ding gsesse ... un er hot um die rum gemißt ... do hot die gsacht 'un hinne vum moim arsch bleibsch ma weg'.* Dieser Angriff auf den Türken, der wegen der räumlichen Enge gar nicht anders konnte, als an der deutschen Frau dicht vorbeizustreifen, erboste die Informantin so sehr, daß sie mit der Frau fast Streit angefangen hätte. Nur die Rücksichtnahme auf ihren türkischen Begleiter habe sie von einer offenen Auseinandersetzung abgehalten.

Das Tanzlokal Stadt Wien gehört vom Namen und vom Lokaltyp her zu einer Kette ähnlich aufgezogener Lokale, die in vielen größeren Städten der Bundesrepublik zu finden sind. Drei Informanten, die selbst als Gäste noch nie in diesem Lokal waren, meinen übereinstimmend, daß hier Leute hingingen, die jemanden suchten, die Gäste kämen *von überall her*, sie seien *gestanden im alter* und *alleinstehend*. Einer dieser Informanten, der aus beruflichen Gründen die Lokale des Stadtteils gut kennt, meint: Früher, d.h. vor etwa 20 Jahren, sei das Lokal noch *gut* gewesen; es war das einzige Lokal, in das Frauen *mittleren alters ohne begleitung hingehen und sich amüsieren konnten*. Heute dagegen sei das Lokal *vom niveau her wesentlich abgerutscht*; die *alleinige frau* sei in dem Lokal nicht mehr sicher, ob *se net jetzt angeranzt werd*; das hänge auch mit den ausländischen Gästen zusammen, die ein *sexuelles erlebnis* suchten.

Eine Informantin, die selbst mehrmals Gast in dem Lokal war, relativiert die Annahme, daß dort viele Ausländer verkehrten. Es seien einige Ausländer drin, *awwer net so viel*. Die Gäste, die das Lokal betreten dürften, würden ausgewählt. *do steht so einer dort, der die leut roiloßt, un isch nemm an, daß der nach=m aussehe geht, ... wie=s ihm baßt.* Ihrer Meinung nach sind die Männer, die in die Stadt Wien gehen, *durchschnittsmensche*. Unter den Frauen gebe es auch Prostituierte, und der Ober könne genau sagen, *welche fraue des sin*.

Ich besuchte das Lokal mit zwei befreundeten Frauen. Am hellerleuchteten Eingang gibt man links den Mantel an der Garderobe ab, kauft die Eintrittskarte und geht dann rechts ins Lokal. Vor der weitgeöffneten Lokaltür steht im schwarzen Anzug ein Mann mittleren Alters und kontrolliert die Karten, betrachtet uns und weist uns Tische an. Im schummrigen Licht erkennt man ein sehr geräumiges Lokal, das mit vielen Unterteilungen, Trennwänden, Podien, Nischen und niedriger Decke einen „intimen“ Eindruck macht.

Die kleine Tanzfläche liegt an einem Ende des Lokals; um die Tanzfläche stehen kleine Tische mit drei bis vier Stühlen. Von dem größeren Teil des Lokals aus ist die Tanzfläche nicht zu sehen. Es gibt zwei Tischtypen, größere längliche Tische mit sechs Stühlen und kleine runde Tische mit zwei bis drei Stühlen.

Die geschwungenen Stühle sind gepolstert und mit Brokatimitation überzogen; an den mit dunklem Stoff bezogenen Wänden hängen Ölbilder, die kleinen Wandlämpchen verbreiten gedämpftes, schummriges Licht, der Fußboden ist mit rotem Teppichboden belegt. Zusammen mit der leicht schwülstigen Musik der Drei-Mann-Tanzkapelle entsteht der Eindruck einer plüschigen, schummrigen Nobelbar-Imitation.

Nach Auskunft der Bedienung sind die Regeln des Lokals folgende: Die meisten Gäste kommen einzeln bzw. in Gruppen von Gleichgeschlechtlichen; nur wenige kommen paarweise. An zwei Tagen der Woche, Montag und Donnerstag, ist beim Tanz abwechselnd Herren- und Damenwahl, an den übrigen Herrenwahl. Die größeren Tische im Lokal sind entweder *Herren-* oder *Damentische*, d.h., hier dürfen entweder nur Männer sitzen oder nur Frauen. Männer dürfen sich auf keinen Fall an einen Damentisch setzen, da ein Mann am Tisch die Chancen aller Frauen am Tisch, zum Tanz aufgefordert zu werden, mindere. Frauen allerdings dürfen sich auch an Männertische setzen. Kommen Paare, oder bilden sich solche im Laufe des Abends, setzen sie sich an die kleinen Tische, die *gemischten tische*.

Nach Auskunft von zwei Angestellten des Lokals sind 80 % des Publikums Stammgäste. Das Lokal sei besonders am Wochenende stark besucht, die Gäste kämen großteils aus Mannheim. Die Männer, die von außerhalb kommen, seien durchreisende Geschäftsleute, Fernfahrer, Männer auf Montage. Die Frauen kämen vorwiegend aus Mannheim, auch aus dem Stadtteil, seien Rentnerinnen, Witwen, Geschiedene; aber auch Frauen, deren Männer gerade zur Kur u.ä. sind, auf jeden Fall Frauen, die etwas erleben wollten.

Die als Stammgäste bezeichneten Gäste sind nach meiner Beobachtung in folgende Kategorien zu unterteilen:

- a) ältere Frauen (über 60), zum Teil dicklich, ihrem Alter entsprechend zu rechtgemacht. *kriegerwitwen, die ihr ganzes leben nicht rausgekommen sind und jetzt abgeschafft sich etwas leisten wollen*, so der Eindruck einer meiner Begleiterinnen. Als eine dieser Frauen Zigaretten aus der Tasche nimmt, *sieht es aus, als ob sie's strickzeug rausholt*. Diese Frauen werden wenig zum Tanzen aufgefordert und fordern selbst auch wenig auf. Wenn sie tanzen, dann oft mit Ausländern (vgl. Kategorie e);
- b) Frauen zwischen ca. 35 bis 55, schlank, zum Teil mit gefärbten Haaren, schick, jungendlich und adrett gekleidet (z.B. lange, eng geschnittene dunkle Hose, silbrige, leicht durchsichtige Rüschenbluse, goldener Gürtel, aufwendig gekämmte Lockenfrisur). Sie werden oft zum Tanzen aufgefordert und fordern selbst auch oft auf;
- c) Männer zwischen ca. 35 bis 55; einige sehen nach Studenten älteren Semesters aus oder nach Männern mit mittlerem Beruf, meist schlank, sportliche Hose und Rollkragenpullover; oder auch gut sitzende Anzüge, gepflegtes Äußeres;

- d) Männer zwischen ca. 35 und 60, die auf uns einen etwas „derben“ Eindruck machen; dunkle Hose, helles Hemd mit offenem Kragen, leicht fettige Haare.
- e) Ca. acht bis zehn Ausländer, zwischen 30 und 40, groß und schlank, hübsches gepflegtes Äußeres (Gigolo-Typ) und ältere Ausländer, kleiner und etwas dicker, aber auch gepflegtes Äußeres. Sie sind romanisch-sprachig und sprechen sehr gut Deutsch. Nach Auskunft einer Angestellten gehören diese ca. 10 Ausländer zu den Stammgästen (*die benemme sisch gut*). Andere Ausländer kämen nicht ins Lokal, es sei denn in Frauenbegleitung.
- f) Paare, die nach unserer Einschätzung nach Prostituierten und Zuhälter aussehen. Die Frauen: sehr schlank, ca. 35 Jahre, blond gefärbt, enge schwarze Hose, hohe Stiefel, helle Blusen mit tiefem Ausschnitt. Die Männer: Gedrungene kräftige Figur, große Ringe an den Fingern, enge Jeans bzw. enge schwarze Lederhosen, Stiefel und Lederjacke; mittellange, ins Gesicht fallende Haare. Die Paare sitzen zusammen und tanzen untereinander, geübt, flott, zum Teil wild. Die Männer tanzen leicht schiebend mit etwas gekrümmten Rücken, Kopf nach vorn, die eine Hand am Hosenbund bzw. am Oberschenkel, die andere an die hintere Taille der Frau gedrückt, Daumen mit Druck nach innen, die übrigen Finger abgespreizt.

Die Kontakte zwischen den Gästen, die an getrennten Damen- und Herrentischen sitzen, verlaufen folgendermaßen: Das Werbeverhalten geht meiner Beobachtung nach vorwiegend von Frauen aus. Es gibt Frauen, die auch bei Damenwahl nicht selbst auffordern, sondern sich immer auffordern lassen. Durch Blickkontakte, durch „Anpeilen“, durch freundliches oder liebes Anlächeln, unruhiges Hin- und Herrutschen und immer wieder zum Mann hinschauen u.ä. signalisieren sie den Männern, die ihnen gefallen, daß sie mit ihnen tanzen möchten. Die Männer sitzen beobachtend an den Tischen und wählen aus. Bei Damenwahl zögern viele Frauen, schauen abwartend zu anderen Frauen, und erst wenn Mutige die Aufforderung wagen, folgen sehr schnell die nächsten. Bei Damenwahl habe ich bei Männern kein den Frauen vergleichbares Werbeverhalten beobachtet.

Beim Tanzen ist kaum verbale Kommunikation möglich; die Band spielt laut, das Gedränge auf der kleinen Tanzfläche macht enges Tanzen notwendig. Es bleibt kaum Raum zum Sich-Ansehen und Miteinander-Reden. Kontakte zwischen den vorher an getrennten Tischen Sitzenden sind auf enge Körperkontakte während des Tanzens hin angelegt. Nach dem Tanzen bringt der Mann die Frau zu ihrem Damen-Tischplatz. Er setzt sich an seinen Herrentisch. In der Tanzpause sind nur Blickkontakte möglich zwischen denen, die vorher zum Teil innig getanzt haben. Gespräche an den Herren- und Damentischen finden in den Tanzpausen kaum statt, die erhitzten Tänzer und Tänzerinnen trinken, rauchen, starren vor sich ins Leere oder halten Ausschau nach dem nächsten Tanzpartner.

Obgleich beim Tanzen kaum die Möglichkeit zur Unterhaltung besteht, scheint es doch zu den kommunikativen Mindestanforderungen beim Tanzkontakt zwi-

schen Fremden zu gehören, daß man sich gegenseitig Fragen stellt wie: *woher kommen sie?, wo wohnen sie?, kommen sie oft hierher?* u.ä. und Fragen nach dem Beruf.

3.2.7. Echte Filsbachwirtschaften

Auf meine Frage an die Informanten, in welchen Lokalen die echten Filsbacher verkehrten, erhalte ich zunächst folgende Belehrung: Ein Filsbacher gehe nie in Lokale, sondern nur in *wertschafte*. Von solchen Wirtschaften gebe es im Stadtteil zur Zeit *kaum noch fünfe*, wie die Loreley, der Neckarhafen, die Kleine Kneipe, der Braune Bock und seit neuestem auch die Filsbachklause. Den gewaltigen Rückgang an Filsbachwirtschaften erklärt einer der Informanten mit der totalen Veränderung der Sozialstruktur in den letzten 20 Jahren; Ausländer hätten ihre eigenen Lokale, die jungen Filsbacher seien entweder aus dem Stadtteil gezogen oder hätten – soweit noch im Stadtteil wohnend – ihre eigenen Lokale, vor allem Diskos in der Breiten Straße. Im Gegensatz zu früher, als der Wirt solcher Wirtschaften noch reich werden konnte, könnten Wirtsleute heute *kaum noch en fuß uff de bodde krigge*, denn *vun uns alde knepp kenne se net lewe*. Die Filsbachwirtschaften waren früher und sind heute noch *arweiderwertschafte*, Stammlokale und *kommunikationszentren* für die anwohnende Bevölkerung. Zur Spezifik dieser Lokale gehört die enge soziale Bindung unter den auch heute noch vorwiegend männlichen Gästen, die sich fast täglich nach der Arbeit dort treffen (wären sie vorher nach Hause gegangen, *hätt misch die fra nimmer fortgeloßt*), sich über Sport, vor allem Fußball, *iwwer gott un die welt* unterhalten und dabei alles aus der Nachbarschaft erfahren. In den letzten Jahren gehören auch Frauen zu den Stammgästen. Zu den ungeschriebenen Gesetzen des Lokallebens gehört, daß Ehefrauen der Stammgäste, verkehren sie nicht selbst regelmäßig über einen längeren Zeitraum im Lokal, ihre Männer nicht aus dem Lokal holen dürfen mit Argumenten wie: *kumm geh häm, du hosch genuch gsoffe* u.ä. Ein Verstoß gegen dieses Gesetz sei *die grescht schand* und habe starke soziale Konsequenzen für beide Eheleute. Die Frau werde dann als *dragonerweib* charakterisiert, der Ehemann noch jahrelang von seinen Trinkgenossen mit Spott überschüttet.

Verbunden mit der Enge des Sozialkontakts ist die soziale Kontrolle, die früher jedoch stärker war als heute. Kamen früher beispielsweise Jugendliche ins Lokal, und *dem Fritz soin bu war debei*, dann habe man – ohne *polizei un ohne großi verordnung* – das Jugendschutzgesetz selbst gemacht; die Männer hätten die Jugendlichen vertrieben mit: *her, du bongert, geh häm un sauf milch*. Man habe immer auf den anderen *ä bissel uffgebaßt*.

Das Lokal, das auch heute noch sehr stark an diesen Typ Wirtschaft erinnere, sei, so viele Informanten, der Braune Bock.

Nach Einschätzung von Informanten ist der Braune Bock eine *normale kleine gaststätte*, ... *in der immer was los ist ... rege diskussionen*. Er sei eine Ar-

beiterwirtschaft, in der man sich wohlfühle, in der man *dialekt redde kann un aa emol aschloch zu am sage kann, ohne daß der gleich beleidicht is*. In das Lokal könnten heute auch Frauen, auch ältere Frauen allein hingehen; einige ältere Frauen seien seit einigen Jahren Stammgäste des Lokals. In den Braunen Bock gingen nur Deutsche rein, zumindest hat einer der Informanten *dort noch nie ausländer gesehen*.

Das Lokal, das vom Interieur her noch im Stil der alten Wirtschaften sei, macht mit dem kleinen Lokalraum, den kleinen Fenstern mit Sprossenscheiben, den Stuckleisten an der Decke, dem Öfen mit dem großen Ofenrohr quer durch den Raum, den eng beieinander stehenden Holztischen und -stühlen, der Holzverkleidung an den Wänden einen schlichten, aber wohllichen Eindruck (*den könnt ma herrichten wie so=n großes wohnzimmer*).

Bei Lokalbesuchen an Werktagen waren die Lokalgäste Männer, und zwar vier bis fünf Männer zwischen 40 und 45 Jahren, die am Fenstertisch saßen und Karten spielten, Cäsar, ein Kartenspiel der Unterstadt (Cäsar ist eine Verballhornung von französisch „cinq cents“). Bei einem Besuch waren noch zwei ältere Männer, ein Deutscher und ein Italiener da, die an einem Tisch zusammensaßen und vier jüngere Männer an einem runden Tisch, zwei davon in Arbeitskleidung, die offensichtlich zusammengehörten, die beiden anderen zwischen 30 und 35 Jahren gehörten ebenfalls zusammen.

Jedesmal kamen erst im Laufe des Abends Frauen, eine jüngere, die Ehefrau bzw. Freundin eines der Kartenspieler, die sich zu den Männern an den Tisch setzte, und später eine ältere dickliche Frau allein. Als die ältere kam, setzten die beiden Frauen sich zusammen an einen Tisch. Wie ich später erfuhr, ist die ältere Witwe und regelmäßige Besucherin des Lokals.

Bei einem Kappenabend während der Karnevalszeit sehe ich viele der Männer wieder, die ich auch sonst gesehen hatte; zwei der Männer tragen dabei Arbeitsanzüge (Blaumann), die übrigen Männer legere Freizeitkleidung. Die Frauen, zwischen 40 und 60, ein Teil davon Witwen, sind festlich gekleidet (z.B. dunkles Hemdenblusenkleid mit großen Blumen); sie gehören, wie ich später erfuhr, zu den Stammgästen des Lokals. Außer diesen sind am Kappenabend noch eine Reihe jüngerer Gäste im Lokal, die paarweise an einem langen Tisch zusammensitzen, sie tragen Jeans, karierte Hemden, Blusen, Jeansjacken u.ä. Diese Leute hatte ich bei meinen bisherigen Lokalbesuchen noch nicht gesehen. Von meiner Tischnachbarin erfahre ich, daß sie in der näheren Umgebung wohnen und bisher Stammgäste in der Oase waren (die Oase ist wegen Sanierung geschlossen). Die jüngeren Leute gehören deutlich als Gruppe zueinander, die Gespräche verlaufen vorwiegend innerhalb der Gruppe, und im Laufe des Abends tanzen die jüngeren Leute ausschließlich untereinander. Wie der trinkfreudige Wirt, ca. 35, (die Wirtsleute haben in der Zwischenzeit gewechselt) und ein Stammgast erzählen, verkehren im Lokal keine Ausländer, außer einem Jugoslawen und einem Italiener, die zu den Stammgästen gehören (der Jugoslawe gehört zu

den Kartenspielern). Türken würden in dem Lokal nicht geduldet. Aufgrund dieses Prinzips kommt es – so konnte ich beobachten – am Kappenabend zu einer fast krisenhaften Situation, als ein Türke das Lokal betritt und nach seiner im Lokal sitzenden deutschen Freundin sucht. Die Frau gehört seit Jahren zu den Stammgästen des Lokals. Zwei deutsche Männer, ebenfalls Stammgäste des Lokals, wissen nicht, daß der Türke zu der Frau gehört. Als der Türke eintritt, schauen sich die beiden deutschen Männer fragend-empört an, der eine will gerade aufstehen und den Türken aus dem Lokal weisen, als der Wirt, der die Szene beobachtet, eine beschwichtigende Geste macht. Der Deutsche setzt sich wieder, sich etwas ratlos umblickend; die Wirtin geht zu ihm, flüstert ihm etwas ins Ohr; der Deutsche schaut daraufhin überrascht und verwundert zur deutschen Freundin des Türken, die er selbst gut kennt. Die Frau, die die Szene ebenfalls beobachtet hat, begrüßt ihren Türken betont herzlich, drückt ihn an sich, demonstriert den deutschen Männern, daß er zu ihr gehört. Einer der beiden Deutschen sitzt bei mir am Tisch und meint später: *ach gott bin isch froh, daß isch nix zu dem türk gsacht hab, des hätt de gregschte krach gewwe*. Er selbst findet die Frau sehr sympathisch und hat am vergangenen Fasching mit ihr *geschäkert*.

Wie ich von verschiedenen Gästen erfahre und auch selbst beobachte, ist die Beziehung der Gäste untereinander und auch die Beziehung zwischen Gästen und Wirtsleuten sehr vertraut. Die Leute kennen sich untereinander gut, wissen viel vom Privatleben des andern, kennen Krankheitsgeschichten, Eheprobleme u.ä., einige sind auch untereinander verwandt (am Kappenabend waren eine Informantin, ihre Schwester, ihre Schwägerin und ihr Neffe im Lokal; alle vier sind Stammgäste). Da sich die Leute gut kennen, herrscht zwischen ihnen ein vertrauter (duzen, Anrede mit Vornamen) und „derber“ Umgangston. Während des Cäsarspiels beispielsweise schreien sich die Spieler an, beschimpfen sich in grober Weise, lachen und sind friedlich. Manchmal schaltet sich auch der Wirt ein, schimpft und lacht mit. Als Beispiel für diesen „vertraut-derben“ Umgangston: Bei einem meiner Besuche mit einer Studentin pflanzt der Wirt gerade im Lokal Topfpflanzen um. Als er einen Blumentopf an uns vorbeiträgt, meint die Studentin zu ihm: *Umtopfe macht ma doch im frühjahr, jetzt gehe die blume doch kaputt*. Der Wirt brummt etwas, einer der Kartenspieler, der zugehört hat, frotzelt an den Wirt gerichtet: *Bei unserm Karl is des annerschder, der topft grad um, wenn se net umgetopft ghere*. Darauf der Wirt: *Halt dei maul, du dappschädel*. Alle lachen. Der Kartenspieler, sichtlich erfreut, daß auch wir lachen: *Der is jo net vun Deutschland*. Darauf ich: *Wo is er=n her?* Er: *Do wu die welt mit bretter vernachelt is, aus=m Saargebiet*. Darauf der Wirt: *Du gehörscht aa mol umgeplonzt, bloß für disch gibt=s kään so=n große topp du depp*. Wieder allgemeines Lachen.

Auch die Wirtin (eine Frau aus dem Stadtteil) hat zu den Gästen eine vertraute Beziehung. Ich beobachte mehrmals, daß, als sie zu den Kartenspielern an den Tisch geht, der eine oder andere den Arm um sie legt und ihr auf den (sehr

umfangreichen) Po klopft. Sie lacht dazu, und ihr Mann macht eine Bemerkung über ihren beträchtlichen Umfang.

Als Fremde fallen wir im Lokal zunächst auf. Wirt und Gäste beobachten uns kurz, gehen dann jedoch bald wieder ihrer Beschäftigung nach. Es ist leicht, mit den Gästen in Kontakt zu kommen, möglicherweise auch aufgrund der räumlichen Enge des Lokals; Gespräche von Tisch zu Tisch scheinen hier zur Normalität zu gehören wie auch Tischwechsel der Gäste. So beobachte ich, daß Gäste von anderen Tischen aufstehen, den Kartenspielern zuschauen, Kommentare abgeben, sich dann in z.T. anderer Konstellation an andere Tische setzen. Daß Tischwechsel hier zur Normalität gehört, darauf scheint auch folgende Beobachtung hinzudeuten. An einem unserer Besuche (am frühen Freitagabend) ist das Lokal nicht stark besetzt, und wir setzen uns von den übrigen Gästen getrennt an einen Wandtisch. Blickkontakte zwischen uns und den Kartenspielern, freundliches Zulachen und kurze Wortwechsel von Tisch zu Tisch sind schon nach kurzer Zeit möglich, ohne daß die Spieler sich in ihrem Spiel unterbrechen lassen. Als wir der Aufforderung zweier jüngerer Männer (Nichtkartenspieler) folgen, uns an ihren Tisch zu setzen, schenken weder der Wirt noch die Gäste unserem Tischwechsel große Beachtung. Auch nach unserem Wechsel hat sich die Qualität der freundlichen Blickkontakte zu den Kartenspielern nicht verändert. Ich habe im Gegenteil den Eindruck, daß nach unserem Platzwechsel sowohl die Gäste als auch Wirt und Wirtin freundlicher zu uns sind, so, als gehörten wir jetzt eher zu ihnen als vorher.

Auch das Kontaktverhalten der Gäste am Kappenabend ist interessant. Die älteren Stammgäste sitzen an drei dicht nebeneinanderstehenden Tischen, etwas getrennt von der jüngeren Gruppe (Stammgäste der Oase). An jedem der Tische herrschen lebhaftes Gespräche. Es werden drei Tanzstücke gespielt, aber keiner der Gäste tanzt. Beim folgenden Tanzstück steht eine ältere, festlich gekleidete Frau auf – sie sitzt bei einer gemischten Gruppe am Tisch (sie ist Witwe, wie ich später erfuhr) – und holt am Nachbartisch eine ebenfalls ältere, festlich gekleidete Frau zum Tanz. Die beiden tanzen mehrere Runden, ihr Tanz wird von den anderen Gästen registriert, aber weder durch Klatschen noch Pfeifen u.ä. auffallend kommentiert. Als die beiden sich wieder an ihre Tische setzen, werden sie beim nächsten Tanz jeweils von Männern aufgefordert; einer der Männer ist Witwer, der andere verheiratet, seine Frau ebenfalls im Lokal. Von jetzt an tanzen immer mehr Paare, einige Male auch wieder Frauen zusammen. Meine Tischnachbarin tanzt mehrmals mit ihrem türkischen Freund; dazwischen wird sie auch von anderen Männern aufgefordert und tanzt mit ihnen. Als sie an den Tisch zurückkommt, umarmen sich der Türke und sie demonstrativ. In den Tanzpausen sitzen die beiden dicht beieinander; die deutschen Tänzer der Frau beobachten die beiden.

Die Paare tanzen ruhig, leicht schiebend, weder wild noch rockig o.ä. Einer der Tänzer, der kleine italienische Stammgast, tanzt so ungelenk und zerrt derart an seiner Partnerin, daß er auch den anderen Lokalgästen auffällt. Sie lachen und kommentieren die Vorstellung mit: *mensch, der robbt an derre rum* u.ä.

Das Grußverhalten in diesem Lokal unterscheidet sich deutlich von denen unter anderen Kategorien beschriebenen Lokalen. Als wir an einem der Abende gehen und uns in Richtung Wirt und Gäste mit *auf wiedersehen* verabschieden, antworten der Wirt und die Gäste durch einen familiären Gruß: *gut nacht ihr mädle, kummt gut häm*.

Auch sich zum Gruß die Hand geben, was ich zumindest in den bürgerlichen Lokalen beobachtet habe, scheint hier nicht üblich. Als ich mich am Kappabend von der Tischrunde mit Handgeben verabschieden wollte – im Laufe des Abends waren die Gespräche mit meinen Tischnachbarn sehr privat geworden, außerdem wurde ich zu einem „Dopser“ (Cola mit Cognac) eingeladen – stiftete ich einige Verwirrung. Die Leute hatten offensichtlich nicht erwartet (waren es nicht gewohnt), auf diese Weise verabschiedet zu werden. Besonders verwundert war der Türke, der gar nicht wußte, was ich mit ausgestreckter Hand von ihm wollte. Selbst bei ethnisch bedingtem unterschiedlichem Kontaktverhalten zwischen Türken und Deutschen wäre dem Türken, der seit einiger Zeit mit der deutschen Frau zusammenlebt, diese Art der Verabschiedung vertraut, wäre sie in seiner deutschen Umgebung üblich. Vielleicht wäre in diesem Lokal die adäquate Form der Verabschiedung das mir aus Gruppen von Filsbachern bekannte Grußritual gewesen: dreimal auf den Tisch klopfen mit gleichzeitigem verbalem Abschiedsgruß: *alla, uff widdersehen* oder *alla, gut nacht* u.ä.²¹

Die soziale Kontrolle der Gäste im Lokal ist aufgrund der Vertrautheit der Gäste untereinander sehr groß. Einer der Gäste, der erst seit einiger Zeit zu den Stammgästen gehört, erzählte, als er – noch neu hier – bei einem Kappabend mit einer der Frauen, die ihm als alleinstehend bezeichnet wurde, *schäkerte*, sei plötzlich einer der jüngeren Gäste, ein Verwandter der Frau, auf ihn losgegangen, habe ihn zurechtgewiesen; er hätte sich der Frau gegenüber ungebührlich benommen.

Die Freundin des Türken, die seit fünf Jahren verwitwet ist (auch ihr Mann war Stammgast des Lokals) und nach dem Tod ihres Mannes regelmäßig ins Lokal ging, erzählte, daß sie, als ihre Freundschaft mit dem Türken begann, nicht mehr ins Lokal gekommen sei. Sie hatte gemerkt, daß die Stammgäste des Lokals – einige der Männer hätten gern nach dem Tod ihres Mannes eine engere Beziehung zu ihr aufgenommen – nicht offen, aber *hinner moim buckel* über sie und ihre Beziehung zu dem Türken geredet hätten. Ihre Beziehung zu dem Türken sei von diesen Männern abgelehnt worden, nicht etwa aus Eifersucht

²¹ Als Grußverhalten zwischen Männern bei der Kontaktaufnahme oder der Verabschiedung ist mir in Filsbachwirtschaften oft das Sich-gegenseitig-auf-die-Schulter-Klopfen oder Auf-den-Oberarm-Boxen aufgefallen.

o.ä., sondern weil er Türke ist: *hot die Ilse nix besseres uff die bäa gebrocht wie en türkische monn*. Es kostete sie einige Anstrengung, den Männern im Braunen Bock gegenüber zu ihrer Beziehung mit dem Türken zu stehen.

Eng verbunden mit dem hohen Bekanntschaftsgrad der Gäste untereinander und mit der herrschenden Sozialkontrolle ist auch die Funktion, die das Lokal hat, wenn einzelne Gäste in Krisensituationen geraten. Ein Gast, der in einer problematischen Ehe lebt, verbringt, wenn es vorher zu Hause Krach gegeben hat, die Abende im Lokal, redet mit Bekannten und betrinkt sich auch meist. Danach wird er – obwohl Betrunkene im Lokal von Wirt und Gästen nicht gern gesehen werden – von einem der Männer anschließend *häm gebrocht*. Da seine Frau ihn im betrunkenen Zustand nicht in die Wohnung lasse, habe er im Keller eine Ausweich-Couch; und dorthin bringe ihn dann sein Begleiter aus dem Lokal.

Die mit dem Türken befreundete Frau erzählte, daß nach dem Tod ihres Mannes, das Lokal ihre *hoimat* geworden sei, daß sie hier zumindest am Abend in Gesellschaft mit Leuten, die sie alle gut kannte, ihre Einsamkeit vergessen konnte. Diese Eigenschaft des Lokals, seine Familiarität, ist für sie so wichtig, daß sie auch die Anstrengungen auf sich genommen hat, die mit der sozialen Kontrollfunktion des Lokals verbunden sind; sie geht auch jetzt mit ihrem türkischen Freund hierher, obwohl sie ständig die Verpflichtung spürt, sich rechtfertigen zu müssen. Die Informantin erzählt auch, daß ihre Schwester, vor einem halben Jahr Witwe geworden, jetzt täglich ins Lokal komme.

Das vor ca. 1 1/2 Jahren wiedereröffnete Lokal Filsbachklausen scheint dem Typ der früheren Filsbachwirtschaften fast noch näherzukommen als der heutige Braune Bock. Die Filsbachklausen ist das Lokal einer Fußballtheckenmannschaft; und damit knüpft das Lokal an eine frühere Tradition der Filsbachwirtschaften an, wonach es in fast jeder Wirtschaft einen Verein gegeben habe, z.B. private Sparvereine, Kaninchenzüchtervereine, Gartenvereine, Radfahrervereine und vor allem Fußballvereine, sogenannte Theckenmannschaften. Die heutige Filsbachklausen gehörte früher zu den echten Filsbachwirtschaften; nach dem Tod der Besitzerin eröffnete hier eine Bar, danach eine griechische *zockerkneipe*. Die jetzigen Wirte des Lokals sind alte Filsbacher und waren früher Mitglieder einer Theckenmannschaft in der Östlichen Unterstadt. Nach Differenzen mit dem dortigen Wirt machten sie sich selbständig, und fast die geschlossene Mannschaft folgte ihnen in die Filsbach. Ein Großteil der ca. sechzig Mitglieder des Theckenvereins sind Filsbacher oder aus dem Jungbusch, viele wohnen heute noch dort, andere sind im Zuge der Sanierung in die Vororte gezogen. Viele der Mitglieder waren früher schon Fußballer in anderen Filsbacher Lokalen. Die Wirte und einige ältere Vereinsmitglieder gestalteten den kleinen Lokalraum gemeinsam; mit den Holztischen und Holzstühlen, der wandhohen Holztäfelung und einem um den ganzen Lokalraum führenden Brett, auf dem Pokale und Wimpel mit Namen anderer Mannschaften stehen, macht das Lokal einen schlichten, aber gemütlichen Eindruck. Die Gäste des Lokals machen ihrem

Sprach- und Kommunikationsverhalten nach einen sehr homogenen Eindruck. Die meisten Gäste sind gleichzeitig auch Vereinsmitglieder. Mein Eindruck von Homogenität wird auch bestätigt in vielen Gesprächen mit Vereinsmitgliedern, nach deren Auffassung *wir uns gut minanner verstehe, mir basse zsamme, mir halte aa fescht zsamme*. Viele der Mitglieder treffen sich täglich im Lokal, oft direkt nach der Arbeit, trinken Bier und Kognak, spielen Karten- und Würfelspiele, unterhalten sich über Fußball, Autos, Organisation der nächsten Spiele; sie frotzeln und lachen viel miteinander. Auch die Frauen oder Freundinnen der Mitglieder kommen ins Lokal, setzen sich, wenn keine weitere Frau da ist, zu ihren Männern, trinken und schauen beim Spiel der Männer zu. Sind andere Frauen bereits da, setzen sich dann die Frauen getrennt an einen Tisch, trinken und unterhalten sich angeregt über ihre Kleidung und ihre Frisuren, lachen viel und – wie mir scheint – tauschen auch sehr viel Privates miteinander aus.

Der Umgangston zwischen den männlichen Gästen ist auch hier – bedingt durch die engen sozialen Kontakte – sehr vertraut und freundschaftlich. Es werden auch private Probleme, zum Beispiel Eheprobleme, im Lokal ausgetragen. So konnte ich folgende Szene beobachten: Im Lokal sitzen ca. acht männliche Gäste, zwei davon am Tresen und unterhalten sich mit dem Wirt. Auf einmal kommt wütend eine junge Frau ins Lokal, setzt sich neben den einen Mann am Tresen, begrüßt aber nur den Wirt und bestellt Kognak. Die Männer beobachten die Frau unauffällig, die beiden Männer am Tresen unterhalten sich weiter über Fußball; der Wirt geht behutsam mit der Frau um. Plötzlich redet die Frau mit ihrem Nachbarn, halblaut und sehr erregt, so, als mache sie ihm Vorwürfe. Der Wirt und die anderen Männer hören zu, verhalten sich abwartend ruhig. Der Angegriffene reagiert kurz und heftig; er wendet sich dann wieder den Männern zu, das Fußballthema weiterführend. Die Frau sitzt abgewandt, Tränen laufen übers Gesicht; der Wirt spricht sanft mit ihr (wie mir scheint, nicht über den Konflikt). Diese Abfolge, kurze heftige Abtäusche zwischen der Frau und ihrem Nachbarn, darauf Hinwendung des Nachbarn zu den anderen Männern, während die Frau still trinkt und nur ab und zu mit dem Wirt spricht, wiederholt sich mehrmals. Allmählich ändert sich jedoch die Qualität der Attacken und Gegenattacken zwischen der Frau und ihrem Nachbarn. Die Stimmung wird milder; er versucht sie zu umarmen, sie wehrt ab; beim nächsten Versuch läßt sie's geschehen und beim dritten hat er Erfolg. Die beiden versöhnen sich; wie mir scheint – zur Erleichterung der übrigen Anwesenden. Jetzt erfahre ich auch vom Wirt Anlaß und Qualität des Streits: die beiden sind verheiratet; drei Tage zuvor waren einige Stammgäste des Lokals und der Wirt auf *sauf tour* gegangen. Der Ehemann sei drei Tage nicht nach Hause gekommen und die Frau habe nicht gewußt, wo er war. Bei ihrer Suche, auch im Lokal, konnte sie nichts über ihn erfahren (obwohl die Männer wußten, wo er sich befand).

Die verbalen Spiele und Frotzeleien zwischen den Männern können die Qualität von Kampfspielen annehmen. Beim Karten- oder Würfelspiel beispiels-

weise schreit einer den anderen plötzlich heftig mit wütenden Drohgebärden an, der Angegriffene erwidert in ähnlicher Weise, es folgen drei bis vier sehr schnelle Abtäusche, die zum Teil aus dialektalen Sprüchen bestehen, bis sich die Gegner lachend auf die Schulter klopfen und einer den anderen (den Gewinner in diesem Kampf?) zu einem *hütsche* (= Kognak) einlädt. Daneben gibt es auch verbale Spiele, die (homo)sexuelle Qualität haben und die ebenfalls beim Würfel- oder Kartenspiel auftreten. So sagt beispielsweise der eine Spieler zum anderen, wenn dieser gerade einen guten Spielzug getätigt hat: *ach isch kennnd disch knutsche jetz*; darauf der andere: *ja glei fange mer driuwe an*; der erste: *nä, wann dei aldi weg is*; darauf der zweite geziert: *geh fort, isch mißt misch jo rasiere*. Darauf lachen beide.

Anders als der sehr vertraute Umgang zwischen Männern ist der Umgang zwischen Männern und Frauen, den ich eher als 'vertraute Geselligkeit' bezeichnen möchte, denn als 'Freundschaft'. Frauen und Männer feiern miteinander, lachen, tanzen, erzählen sich Witze und amüsante Geschichten oder sie arbeiten an der Organisation von gemeinsamen Unternehmungen (Feste, Tombola, Ausflüge). Als Prinzip im Umgang miteinander gelte, daß keiner der Männer versuche, die Frau/Freundin eines anderen *ozumache* oder *bees üwwer se zu redde*. Die Männer, die bei ihrer sehr zeitaufwendigen Vereinsaktivität auf das Wohlwollen ihrer Frauen angewiesen sind, seien bestrebt, daß die Frauen *sisch bei uns wohlfühle*. Sie wollen ihnen das Gefühl vermitteln, *daß ma se reschpektiere, daß se äfach dezugehere* (über Vereinsstruktur und -arbeit vgl. unten 4.2.2.2.).

Eine Besonderheit unter den heutigen Filsbachwirtschaften scheint die Kleine Kneipe zu sein. Informanten kategorisieren das Lokal als Filsbachwirtschaft, obwohl der Wirt Mecklenburger ist, und es zur Spezifik der Filsbachwirtschaften gehört, daß der Wirt *aus de Filsbach* ist, oder zumindest *Mannemer*. So habe das Lokal Rebstockel nie eine Filsbachwirtschaft werden können, weil der Wirt und seine Frau nicht *aus dem eck hier sin, die spreche nit so wie mir*.

Die Kleine Kneipe ist ein kleinräumiges Lokal in einem zweistöckigen Haus in der Jungbuschstraße mit einfacher, dunkel und gemütlich wirkender Innenausstattung (halbhohe Holzverkleidung an den Wänden, dunkle längliche Holztische und Holzstühle, Strohlumensträube und bäuerliche Dekoration an den Wänden, kleine Holztheke; vor der Theke der runde Stammtisch). Der Wirt, Mecklenburger, ein kleiner, freundlicher, kumpelhaft wirkender Mann, der eine standardnahe Variante spricht, kommt nach eigener Einschätzung mit seinen Gästen, die meisten aus dem Stadtteil, gut zurecht.

Über die Gäste des Lokals berichtet der Wirt folgendes: Als er 1977 das Lokal übernahm, war hier *mieses volk* drin, *zweimarkheinis* (Zuhälter) mit ihren Frauen; es gab ständige Streitereien und Schlägereien. Sein Vorgänger sei auch Zuhälter gewesen. Er selbst habe diese *typen* alle rausgeschmissen und das Publikum habe sich seitdem vollständig geändert. Er hat z.Zt. viele Stammgäste, ältere und jüngere Leute, auch Familien. Es kommen auch einige Ausländer re-

gelmäßig ins Lokal, einige Türken, *die ihren tee trinken und unter sich sitzen*; außerdem ein oder zwei Griechen und Italiener (*die sind ja fast deutsch*), die *voll mit den deutschen zusammensitzen und spielen* (Würfelspiel). Ausländer, die in Cliques kommen, lasse er nicht ins Lokal. Das Lokal heute sei eine *reine arbeiterkneipe*, vereinzelt kämen auch Angestellte. Bei der Frage, ob auch Penner ins Lokal kämen, unterscheidet er zwei Pennergruppen; die *von der Kirchesträß, da is so=n pennerheim*, die kämen manchmal ins Lokal; sie seien *friedlich* und wollten nur *ihre flasche bier trinken*. Die Penner in der Anlage (H 6) dagegen, lasse er nicht ins Lokal, *ne mit denen ham mir nichts zu tun*. Die Penner von der Kirchenstraße seien ihm als Gäste lieber als vorher die Zuhälter, denn sie hätten *vor allen dingen respekt*. Wenn sie mal grölten, brauchte er nur *halt dein maul, du affenvater* zu rufen, *dann hört=s auch immer auf*.

Der Wirt selbst legt Wert auf Kontaktpflege in seinem Lokal, daß *man sich in seinem Lokal erholen kann, ... sich auch mal richtig unterhalten kann, wo nicht übermäßig krach ist*. Betrunkene dulde er in seinem Lokal nicht.

Meine Beobachtungen zur Art der Gäste des Lokals stimmen im wesentlichen mit den Informationen des Wirtes überein. Die Gäste sind nicht so homogen wie im Braunen Bock und in der Filsbachklause. Zu den jüngeren Gästen des Lokals gehören einige Sozialpädagogen und Studenten und einige Handwerker aus dem Stadtteil. Die Ausländer, die wir im Lokal beobachteten, stehen zusammen mit Deutschen an der Theke und reden vertraut mit ihnen in einer Art 'Pidgin-Deutsch'. Auf die Begrüßungsfrage eines Deutschen, wie es ihm gehe, antwortet der eine Ausländer: *bissel mehr schlecht*. Zu den älteren Stammgästen gehören Schiffer aus dem Hafen, Männer aus der direkten Umgebung und auch Frauen, die allein ins Lokal kommen. Viele reden Mannheimer Dialekt, einige aber auch andere Dialekte.

Die Enge des Lokals, das dichte Beieinanderstehen von Tischen und Stühlen erleichtert den Kontakt zwischen den Tischnachbarn. Gespräche, laute Rufe, sind von Tisch zu Tisch üblich wie auch von den Tischen aus zum Wirt oder der Bedienung hinter der Theke.

Bei einem unserer Besuche (außer uns waren noch vier Gäste im Lokal) setzt sich der Wirt zu uns an den Tisch. Im Laufe des Gesprächs beteiligen sich ein Gast an der Theke und eine ältere alleinsitzende Frau am Tisch uns gegenüber mit am Gespräch, d.h., das Gespräch läuft zwischen über den ganzen Lokalraum verteilten Partnern. Während dieses Gesprächs kommen zwei Schiffer ins Lokal, setzen sich an den Nebentisch und werden vom Wirt mit Vornamen kurz begrüßt. Sie hören kurzzeitig unserem Gespräch zu, reden dann aber miteinander und beachten uns weiter nicht. Es ist also auch möglich, daß Gäste, die sich an einer derart weiträumig angelegten Gesprächskonstellation nicht beteiligen wollen, von den Gesprächsteilnehmern, die räumlich über sie hinwegreden müssen, in Ruhe gelassen werden.

Der Wirt verfügt über ein breites Spektrum von kommunikativen Registern. Uns gegenüber ist er höflich-kumpelhaft; er begrüßt uns mit: *grüßt euch, meine damen, setzt euch, setzt euch, is ja platz*. Nach unserem Wunsch fragt er mit: *was möchtet ihr?* Er zeigt sich äußerst gesprächsbereit und gibt uns ausführlich Auskunft auf Fragen. Den deutschen und ausländischen Stammgästen im Lokal gegenüber verwendet er eine derb-deftige Redeweise, wie ich sie im Braunen Bock und der Filsbachklause beobachtet habe. Als beispielsweise die ältere alleinsitzende Frau (leicht angetrunken) zur Toilette geht, dabei an den beiden Ausländern an der Theke dicht vorbei muß und leise zu dem einen von ihnen etwas sagt, lacht der Wirt und sagt laut: *du alte kuh, mach die tür zu, s stinkt*. Sein Kommentar über die Bemerkung der Frau zu den Ausländern hin gerichtet: *dich will se mal vernaschen, an dich würd se rangehen wie der mops an die möhre*, worauf alle im Lokal lachen. Der Kommentar des Wirts über die Szene, an uns gerichtet: *wir sin en lustiger verein, gell?* Die Sprache des Wirts bleibt bei diesen sehr unterschiedlichen Redeweisen auf der phonetischen Ebene immer standardnah; auch würden im lokalen Dialekt des Mannheimer Raums weder das Lexem *vernaschen* noch die Redensart *wie der mops an die möhre* verwendet. Daß der Wirt trotz seiner „anderen Sprache“ von den Filsbachern akzeptiert wird und sein Lokal als „Filsbachwirtschaft“ bezeichnet wird, läßt nach meinen bisherigen Beobachtungen den vorläufigen Schluß zu, daß das Kriterium „Sprache“ als Ausschluß- oder Zugehörigkeitskriterium nicht auf die phonologische und – wie hier – lexikalische Ebene der Sprache zielt, sondern eher auf Regeln des Sprechens, auf das Wissen, wie man mit wem reden darf bzw. kann, wie soziale Nähe und Distanz ausgedrückt werden, auf welcher inhaltlichen Ebene Anspielungen liegen, welche Zuschreibungen bei Beschimpfungen, bei Frotzeln u.ä. üblich sind usw. Diese Regeln scheint der Wirt zu beherrschen, und das Beherrschen dieser Regeln scheint in diesem sozialen Kontext als Kriterium für „Dazugehören“ höher zu rangieren als das Beherrschen der phonologischen und lexikalischen Spezifika des lokalen Dialekts.

3.2.8. Das Café Filsbach

Das Café Filsbach, am Rande der Spiel- und Freifläche I 6 gelegen, ist ein Unikat im Stadtteil. Betrieben wird es von dem Gemeinnützigen Verein Begegnungsstätte Westliche Unterstadt; die Kosten für die Räumlichkeiten und die Arbeit des Vereins trägt im wesentlichen die Stadt Mannheim. Das Café ist wochentags von 15.00 bis 23.00 Uhr geöffnet; an Samstagen gibt es oft Sonderveranstaltungen wie Rock-, Jazz- und Folk-Musik, Kabarett, Lesungen, Folkloredarbietungen, kleine Theateraufführungen usw. Einmal monatlich findet samstags ein Tanzabend für „Reifere“ statt. Sonntags übernimmt seit neuestem eine laotische Gruppe den Cafébetrieb.

Das Lokal, ein langgestreckter Raum, macht einen hellen, unverrauchten Eindruck. Fußboden und Decke sind aus hellem Holz, ebenso die kleinen Tische und Stühle. An den hell gestrichenen Wänden hängt Selbstgebasteltes neben

selbstgemalten Bildern, Jugendstilplakaten und Plakaten, die auf Veranstaltungen von Umweltschützern, von Frauenkreisen, von Alleinerziehenden usw. hinweisen. Auf einem alten Klavier liegen Programme aus, eine deutsche und eine türkische Tageszeitung und Ausgaben des „Filsbachboten“, einer vom Verein herausgegebenen Stadtteilzeitung, die monatlich erscheint. Das Getränkeangebot enthält viel Nicht-Alkoholisches, die Preise sind niedrig, zum Essen gibt es Brötchen und Kuchen. Bedienung ist im Lokal nicht vorgesehen, der Gast bedient sich selbst an der Theke.

Schon der Erstbesucher gewinnt den Eindruck, daß das Lokal *nicht in kommerzieller absicht* betrieben werde, daß etwas *sozialarbeiterisches* dahinterstecke, so meinten mehrere Studenten. Die Gäste des Lokals sind sehr heterogen, sie reichen von deutschen und ausländischen Jugendlichen, die zusammen oder getrennt sitzen, über erwachsene Deutsche und Ausländer, deutsche und ausländische Familien mit kleinen Kindern, ältere Deutsche, Patienten des ZI mit ihren Betreuern bis hin zu Pennern. Die meisten der Gäste sitzen gruppenweise an Tischen, unterhalten sich, machen Spiele (Skat, Schach und Würfelspiele) oder basteln und stricken. Das Überwiegen eines bestimmten Gästetyps an bestimmten Wochentagen hängt mit dem Vereinsangebot zusammen. So sieht man dienstags und donnerstags viele ältere Deutsche, donnerstags außerdem noch Skat- und Schachspieler, freitags auch türkische Frauen, montags ausländische Jugendliche. Das Café ist das einzige Lokal im Stadtteil, in dem ich sowohl türkische Frauen gesehen habe, als auch einzeln sitzende Gäste, die in einem Buch lesen.

Das Café wurde 1980 eröffnet. Von den Betreibern wurde das Café als Ort für vereinseigene Veranstaltungen geplant und vor allem aber als offenes Café, das alle Bevölkerungsgruppen des Stadtteils ansprechen will und die Möglichkeit zum Sich-untereinander-kennenlernen, zum Sich-miteinander-unterhalten bieten will. Zu Beginn leisteten Vereinsmitglieder auch Kontakthilfe bei Gästen, die sehr unterschiedlichen sozialen Gruppen angehörten. Sie versuchten unterschiedliche Leute miteinander ins Gespräch zu bringen, allein Gekommene in Gruppen zu integrieren usw. Den Thekendienst versehen meistens junge Männer, die ihren Zivildienst im Verein ableisten.

Das Konzept des Vereins macht es dem Besucher leicht, im Café Kontakt zu Fremden aufzunehmen. Man kann sich – ohne unangenehm aufzufallen – an Gästetische dazusetzen, mit Jugendlichen ebenso ins Gespräch kommen wie mit verschiedenen Ausländern, mit älteren Deutschen und auch mit Pennern. Das Café Filsbach ist auch das einzige Lokal im Stadtteil, das Pennern allgemein Zutritt gewährt. Filsbacher jedoch, vor allem Männer, die heute noch ihre Stammwirtschaften haben, gehen nicht ins Café Filsbach, *wenn isch e biersche trinke will oder misch unnerhalde will*, sondern höchstens, wenn sie ein Anliegen an den Verein Begegnungsstätte haben. Sie fühlen sich im Café Filsbach nicht wohl, da es weder *ä wertschaft in dem sinn* ist, noch ein Café, in das man auch mal mit seiner Frau gehen könne. Das Café werde von jungen Leuten geführt, die von ihrer Art her *ganz annere leut* sind, die *net in unser vorstellungsbild* von

nem café basse. Der eine der jungen *wirte* trage Ohrringe, der andere habe ein langes Zöpfchen, ein dritter sei unrasiert. Das Café in dieser Aufmachung habe es schwer, sich im Stadtteil durchzusetzen, denn *die alde Filsbacher aus dem eck die hufe schwer*, (schrecken davor zurück), *es gibt nur ä paar wu neikumme* (vorwiegend ältere Frauen).

Nach Einschätzung einiger Informanten und auch nach meiner Einschätzung ist das Café zum einen eine Sammelstelle für soziale Gruppen im Stadtteil, die in Lokale anderer Typen (wie oben beschrieben) nicht gehen bzw. nicht gehen können, weil sie sich dort nicht wohlfühlen oder nicht geduldet werden; so zum Beispiel Penner, die in keinem anderen Stadtteillokal Zutritt haben, oder die ZI-Patienten, die in anderen Lokalen unangenehm auffallen würden, oder die jugendlichen Ausländer, die in einem Ausländerlokal, in dem erwachsene Männer verkehren, nicht geduldet würden, oder einige ältere Deutsche, besonders alleinstehende Frauen, die in die Filsbachwirtschaften nicht (mehr) gehen. Zum anderen ist das Café Anlaufstelle für Leute mit bestimmten Interessen, die im Zusammenhang mit dem Vereinskonzent und -angebot stehen, z.B. jüngere Lehrer und Sozialpädagogen, Alleinerziehende usw.; oder für Leute mit bestimmten politischen Interessen, die das Lokal als Treffpunkt für ihre Aktivitäten nutzen, z.B. der Arbeitskreis Sanierung, die Mieternotgemeinschaft u.ä. Die Samstags-Sonderveranstaltungen des Café Filsbach sind meist gut besucht, besonders die Musikprogramme, aber auch die türkischen, griechischen oder italienischen Sonderveranstaltungen. Weniger gut besucht dagegen sind die Samstags-Tanzabende, da hier das Angebot des Café Filsbach in Konkurrenz steht zu ähnlichen Angeboten der Stadt Wien und des Goldenen Adler, Lokale, die viel besser besucht sind (vgl. oben Kap. 3.2.6.).

4. Formen sozialer Organisation in der Westlichen Unterstadt

Hier werde ich folgende Formen sozialer Organisation nach Struktur, Aufgabe/Angebot, beteiligten bzw. anvisierten Bevölkerungsgruppen und nach der jeweiligen Stadteilspezifik darstellen: Zunächst die wichtigsten öffentlichen Einrichtungen wie Kindergarten, Schule, Kirche und Polizei; im Anschluß daran ausländische und deutsche Vereine, Verbände und Initiativen und zum Abschluß einige Formen informeller Organisation.

4.1. Öffentliche Einrichtungen

4.1.1. Kindergärten und Vorschulen

Im Stadtteil gibt es einen evangelischen und einen städtischen Kindergarten, außerdem zwei vorschulische Einrichtungen, und zwar die Vorschule der Begegnungsstätte und die Vorschule in U 1 (jetzt in T 4). Vorschulische Einrichtungen sind kostenlos und wurden wegen des hohen Ausländeranteils im Stadtteil eingerichtet; viele der ausländischen kinderreichen Familien können sich aus fi-

nanziellen Gründen eine Kindergartenförderung ihrer Kinder nicht leisten, die Kinder besuchen deshalb die Vorschule.

Alle Kindergarteneinrichtungen des Stadtteils sind dem von der Stadt finanzierten Projekt „Sprachförderung für ausländische Kinder“ angeschlossen. Das bedeutet, daß kleine Gruppen bis zu maximal 20 Kindern eingerichtet werden und für jede Gruppe zwei ausgebildete Erzieherinnen zur Verfügung stehen. Außerdem stellt die Stadt Mittel bereit zur Beschaffung von sprachförderndem Spielmaterial. Das anfängliche Konzept des Sprachlehrers im Kindergarten hat sich nicht durchgesetzt, da die Kinder nach Erfahrung der Erzieherinnen im Spiel mit deutschen Kindern und deutschen Erzieherinnen sehr schnell auf spielerische Weise Deutsch lernen, ohne daß sie zur Sprachförderung aus den Gruppen herausgenommen werden müssen. Ziel des Projekts ist es, eine ganzheitliche Förderung deutscher und ausländischer Kinder zu erreichen, die gute Voraussetzungen für eine erfolgreiche Einschulung bietet. Während des Kindergarten- bzw. Vorschulbesuchs wird jedes Kind in seiner Entwicklung beobachtet und bei Bedarf gesondert gefördert.

Je nach territorialen Grenzen und nach den Zugangsvoraussetzungen der Einrichtungen für Kinder ist die Population in Kindergarten und Vorschule sehr unterschiedlich. Die kostenlosen vorschulischen Einrichtungen für Kinder ab fünf Jahren sind territorial nicht begrenzt. Diese Einrichtungen werden von *politisch interessierten mit starkem umwelt- und ernährungsbewußtsein* geführt, die *verändern, die intellektuell bewußt* machen wollen. Die Kinder, die diese Einrichtungen besuchen, kommen – so eine Informantin – vor allem aus der *typisch türkischen familie, wo kinderreichtum soziale anerkennung gibt*. Die Mütter seien auch rein äußerlich in Kleidung und Aufmachung noch wenig europäisiert, seien traditionelle Türkinnen, ganz in Familie und Religion eingebunden. Die Kinder aus diesen vorschulischen Einrichtungen besuchten später in der Schule öfter als die Kinder aus anderen Einrichtungen die nationale türkische Klasse.

Eine andere Population haben die Kindergärten. Der katholische Kindergarten am Luisenring, zu dessen Einzugsbereich die Westliche Unterstadt von den 4er- bis zu den 7er-Quadraten und der Jungbusch gehören, hat ebenfalls einen hohen Ausländeranteil, zur Zeit über 60 %. Der Kindergarten (zur Zeit ca. 60 Kinder) ist multinational, er wird von Italienern, Türken, Jugoslawen und Deutschen besucht. Die Kinder kommen weniger aus kinderreichen Familien als die der vorschulischen Einrichtungen. Die meisten Kinder besuchen vormittags und nachmittags die Gruppen, da sie sich hier *wohler fühlen als zu hause, weil sie sich hier entfalten können*, so eine Informantin aus dem Kindergarten. Die großen hellen Räume des Kindergartens, den das eine oder andere Kind beim Betreten auch schon als *palast* bezeichnet habe, die vielen Spielmöglichkeiten, Hof und Garten, stehen für fast alle Kinder in starkem Kontrast zu der häuslichen Enge und Dürsterheit (viele der Familien wohnen in den noch nicht sanierten Häusern der Unterstadt). Für die ausländischen Familien hier gelte,

daß sie *europäisierter* seien als die Familien, die man in den Vorschuleinrichtungen treffe. Viele der Mütter arbeiteten, auch ganztags. Hier würde man kaum noch die *typische türkin* treffen; bei vielen ausländischen Frauen müßte man sich überlegen, welcher Nationalität sie seien.

Die Zusammenarbeit zwischen Kindergarten und Eltern, die vorwiegend der Arbeiterschicht entstammten, sei zufriedenstellend; die im wesentlichen *zufriedenen* Eltern stellten keine Anforderungen an den Kindergarten, sie *nörgelten* nicht am Kindergarten herum, wie das in anderen Stadtteilen sehr häufig der Fall sei. Die Angebote des Kindergartens an die Eltern (vierteljährliche Elternabende und öfter Eltern-Kind-Nachmittage) seien durchaus gut besucht; die Eltern nutzten die Angebote, um die Kindergartenarbeit und sich gegenseitig kennenzulernen. Wenn es im Kindergarten erzieherische Probleme gebe, dann mit deutschen Kindern, die viel eher aus problematischen familiären Verhältnissen stammten, als die ausländischen, deren Familien *intakter* seien.

Wiederum anders strukturiert ist die Population des evangelischen Kindergartens. Sein Einzugsbereich reicht von den A- bis zu den K-Quadranten, umfaßt also die Westliche Ober- und Unterstadt. Der Ausländeranteil liegt mit ca. 35 % am niedrigsten; die Kinder insgesamt kommen aus *kleinen familien* (höchstens ein bis zwei Kinder), die sich in die *sogenannten guten familien*, Geschäftsleute u.ä., und in *andere familien* unterteilen ließen. Die Konzeption des Kindergartens sei im Vergleich zur Vorschule – so eine in der Kindergartenarbeit tätige Informantin – eher darauf ausgerichtet, zu *hegen und bewahren* was ist, als etwas zu verändern. Das entspricht, wie ich erfuhr, in etwa auch der Konzeption der Leitung. Die Eltern scheinen mit Angebot und Arbeit des Kindergartens insgesamt zufrieden, einige jedoch haben den Eindruck, daß man im Kindergarten *distanziert* sei, der Kindergarten werde, *das hört man allgemein, als reserviert* bezeichnet. Diese Eindrücke beziehen sich sowohl auf den Kontakt mit dem Kindergartenpersonal als auf den Kontakt von Eltern untereinander.²²

Bezüglich des Engagements der Eltern für den Kindergarten und für Aktivitäten im Umkreis des Kindergartens gibt es unterschiedliche Auffassungen; aus der Perspektive des Kindergartens sei bei den Eltern *wenig interesse* da, das Interesse höre *an der tür* des Kindergartens auf. Die Eltern, besonders die Mütter seien vermutlich mit sonstigen Dingen ausreichend ausgelastet, sie bräuchten für ihre sozialen und sonstigen Aktivitäten den Kindergarten nicht. Aus der Perspektive von Müttern allerdings, die angesichts der sehr schlechten Situation für kleine Kinder im Stadtteil (wenig Spielmöglichkeiten, wenig Grün- und Tobeflächen) für ihre Kinder *etwas machen wollten* – solche Mütter scheint es nur im evangelischen Kindergarten zu geben –, ist im Kindergarten

²² Daß es schwierig ist, im evangelischen Kindergarten Kontakt zu bekommen, habe ich selbst erfahren. Während es in den anderen Einrichtungen sehr leicht für mich war, Zugang zu finden, gelang es mir hier erst nach mehreren Anläufen, einen Gesprächstermin zu erhalten. Das Gespräch mit der Kindergartenleiterin fand dann in Gegenwart der Referatsleiterin statt.

wenig los. Hier finde man keine *resonanz für initiativen*. Die geringe Resonanz erklärt eine der Informantinnen, die sich zu einem kleinen, aber festen Kreis von Aktiven rechnet, der *privat* viel mit den Kindern unternimmt, mit der sehr heterogenen Kindergartenpopulation. Sie bestehe im wesentlichen aus drei sozialen Gruppen, die miteinander nichts zu tun haben (weniger explizit, aber in der Tendenz ähnlich sehen auch andere Informantinnen die Kindertagesituation): eine gehobene Müttergruppe, viele davon berufstätig, viele Geschäftsfrauen, Deutsche und Ausländer, *die meine, sie wäre was besseres, die fein sind in allem*, die weder Interesse noch Zeit hätten, sich für die Verbesserung der Spiel- und Freizeitbedingungen ihrer Kinder einzusetzen. Gegen diese Frauen, von denen sie sich immer *herablassend behandelt* fühlte, setze sich eine *mittlere gruppe* ab, Frauen, die *stolz darauf sind, hausfrauen zu sein*, die Zeit haben, die Entwicklung ihrer Kinder durch gemeinsame private Unternehmungen am Nachmittag (Puppentheater, Sport, Freispiel) zu fördern. Nach *unten hin* setzte sich diese mittlere Gruppe von Frauen ab, die *irgendwie sozial schwächer* sind, und die *ziemlich ordinäres Mannemersch, irgendwie primitiv sprechen*, die *irgendwie gewöhnlich wirken*. Die Frauen dieser Gruppe würden auch nur untereinander verkehren, viele duzten sich, ebenso wie die Frauen der mittleren Gruppe; Kontakte zu anderen Gruppen beständen so gut wie keine.

Der Umgang von Müttern aus diesen unterschiedlichen sozialen Gruppen mit ihren Kindern sei sehr unterschiedlich. Bei den *vornehmen* habe man den Eindruck, die gingen *heuchlerisch* mit dem Kind um, es heiße *mein schatzzeilein da, mein liebbling dort*, doch andererseits seien gerade solche Kinder *viel gehemmter und in der sprachentwicklung weiter zurück als die kinder, wo man meint, sie seien sozial schwach*. Die Mütter würden aus Zeitmangel die Kinder abschieben, vor allem vor den Fernseher. Die *sozial schwächeren*, meist noch sehr junge Frauen, die nicht berufstätig seien und viel Zeit für ihre Kinder hätten, gingen mit diesen *rauh aber herzlich um*. Sie liebten viel, würden das Kind aber auch derb anschreien wie z.B. *loß die pfode weg, sunsch kriggscht äni druff*. Die Kinder seien oft sehr wild und *ungezogen*. Die *mittlere gruppe* (zu dieser zählt sich die Informantin und ihr Freundinnenkreis) beschäftige sich viel mit den Kindern, rede und erkläre viel; sie räumten ihren Kindern Mitspracherecht in kleinen Haushaltsdingen ein (z.B. Lebensmittel- und Kleidereinkauf), doch das Kind müsse auch respektieren, daß die Eltern bestimmte Bedürfnisse haben. Es drehe sich nicht alles ums Kind, es habe Rechte, müsse jedoch auch zurückstecken lernen wie die Erwachsenen. Durch die unterschiedliche erzieherische Prägung sei auch der Kontakt zwischen Kindern aus verschiedenen sozialen Gruppen im Kindergarten sehr schwierig. Vieles, was Kinder der *mittleren gruppe* als Regeln beigebracht werde, z.B. *man spuckt nicht, zieht andere nicht an den haaren, wirft nicht mit sand* u.ä., würde von den Kindern der *unteren gruppe* getan. Dagegen könnten sich die *mittleren kinder* nicht wehren und würden daraufhin wieder in ihrer eigenen sozialen Gruppe spielen.

Zur Konzeption aller Kindergärten gehört die vorwiegende Verwendung des Hochdeutschen im Umgang mit den Kindern. Am deutlichsten spricht sich dafür die Leitung des evangelischen Kindergartens aus (die meisten Erzieherinnen stammen nicht aus dem Raum Mannheim), die es ablehnt, mit den Kindern Dialekt zu sprechen, weil *das nicht hilfreich ist*. Nach Selbsteinschätzung und aufgrund meiner Beobachtung ist der Sprachgebrauch im katholischen Kindergarten durch größere Variation gekennzeichnet. Die Erzieherinnen stammen aus Mannheim und Umgebung; die meisten Kinder reden Mundart, und im Kontakt mit den Kindern könne von den Erzieherinnen das angestrebte *hochdeutsch auch net immer so durschgehalde* werden.

4.1.2. Schule

Das Einzugsgebiet der Schule reicht vom Luisenring bis zu den 3er-Quadraten A bis K, umfaßt also Großteile der Westlichen Ober- und Unterstadt. Als ich Anfang 1981 im Stadtteil meine ersten Beobachtungen begann, hatte die K 5-Schule insgesamt ein schlechtes Image u.a. wegen des hohen Ausländeranteils und wegen der Einschätzung des Stadtteils als *problemgebiet*. Deutsche Eltern aus dem Einzugsgebiet hätten, so eine Informantin aus der Schule, *ständig anträge gestellt* auf Einschulung ihrer Kinder in die *bessere M 6-schule*. In der Zwischenzeit hat sich an der Schule sehr viel verändert, zum einen durch staatliche Fördermaßnahmen, zum andern durch den hohen Einsatz des Lehrerkollegiums und erhöhte Zusammenarbeit zwischen Eltern und Schule. Die staatlichen Fördermaßnahmen ermöglichten seit 1981 die Führung kleinerer Klassen, die Durchführung besonderer Fördermaßnahmen für schulschwache Kinder und eine besondere Klassenzusammenstellung. Um deutsche Kinder nicht zu benachteiligen, gilt grundsätzlich, daß *in keiner klasse mehr ausländische als deutsche kinder sein sollten*. In der Grundschule gibt es derzeit in jedem Jahrgang eine türkische Klasse, eine internationale und zwei Klassen mit je 50 % deutschen und 50 % ausländischen Kindern. Die Lehrer der internationalen Klasse sind Deutsche, in der türkischen Klasse werden die Kernfächer Deutsch und Mathematik von Deutschen in Deutsch unterrichtet, Türkisch, Heimat- und Sachkunde erfolgen in Türkisch von türkischen Lehrern. Die Entscheidung für eine türkische Klasse liege allein bei den Eltern; sie erfolgt meist dann, wenn die Eltern auf jeden Fall in absehbarer Zeit in die Heimat zurückkehren wollten. Falls die Eltern jedoch ihre Pläne ändern müßten, schafften die Kinder meist den Übergang von der türkischen Klasse zur deutschen Hauptschule *ganz gut*.

Durch die gute Zusammenarbeit zwischen vorschulischen Einrichtungen und Schule und durch die gute allgemeine Förderung der Kinder in diesen Einrichtungen war in den letzten Jahren bei Schulantritt der Kinder eine Sonderförderung aufgrund eines deutschsprachigen Defizits nicht mehr notwendig. Der allgemeinen Förderungsbedürftigkeit vieler deutscher wie ausländischer Schüler in den Fächern Mathematik und Deutsch kann die Schule in *zufriedenstellendem Maße* gerecht werden, so daß der Übergang von K 5-Schülern an weiterführende

Schulen nicht mehr, wie in früheren Zeiten, problematisch sei. Nach Meinung von Lehrern an Gymnasien ist *kein unterschied festzustellen, ob das kind aus der Oststadt kommt oder von hier (Westliche Unterstadt)*; d.h., Kinder der K 5-Schule scheinen wegen mangelnder Vorkenntnisse an weiterführenden Schulen nicht mehr im Hintertreffen zu sein.

Bei der Förderungsbedürftigkeit deutscher und ausländischer Kinder im Fach Deutsch spielt – so eine Informantin – keineswegs der Dialekt eine zentrale Rolle, sondern allgemein die *ausdrucksarmut, der mangel an sprache und die grammatikalisch falsche sprache* (falsche Tempusformen, falsche Kasus nach Präpositionen usw.). Viele Kinder seien außerstande, differenzierte Beschreibungen einzelner Gegenstände zu geben oder bei Bildbeschreibungen diese Gegenstände genau im Bild zu lokalisieren. Oft würden auch nicht ausreichende räumliche und zeitliche Angaben gemacht; auf die Frage: *wo wohnst du* käme mit Sicherheit die Antwort *do unne* oder *do hinne*, aber keine Adressenangabe. Aus der mangelnden sprachlichen Differenzierung könne jedoch keineswegs auf eine mangelnde räumliche oder zeitliche Orientierung geschlossen werden; die Kinder würden sich in ihrem Lebensbereich sehr gut auskennen, sie könnten es *nur nicht adäquat formulieren*.

Für viele Kinder scheint die Schule das Interessante und Aufregende in ihrem Leben zu sein. So berichten alle Informanten, daß deutsche wie ausländische Kinder nur sehr ungern in die Ferien gingen, daß sie *traurig sind*, wenn die Schule mal ausfallen müsse. Sogar nach dem Wochenende seien viele froh, wieder in die Schule zu kommen, da *es hier nicht so langweilig ist wie zu hause*, denn die Schule *bietet ihnen viel abwechslungsung*. Durch den Besuch von Muttersprachenunterricht und Hausaufgabenhilfe verbringen viele der ausländischen Kinder auch die Nachmittage in der Schule. Durch die guten organisatorischen Bedingungen und das große Engagement des Lehrerkollegiums – viele Lehrerinnen wollen, auch wenn sie könnten, nicht die Schule wechseln – scheinen viele Kinder in der Schule eine sehr individuelle Betreuung und Förderung zu erfahren und eine gute persönliche Beziehung zur Lehrerin oder zum Hausaufgabenhelfer zu haben.

Die vorrangige Beschäftigung der Kinder außerhalb des Schulbereichs ist für viele – so eine Reihe von Informanten –, bedingt auch durch die engen Wohnverhältnisse, die wenigen Spielmöglichkeiten im Stadtteil und auch durch die geringen Kenntnisse der Eltern darüber, *wie man mit kindern spielt, was die zur entwicklung brauchen*, Fernsehen und Videofilme. So schauten bereits die *kleinen knirpse filme an, und was fürn mist, horror und solche sachen*. Montags kämen viele Kinder dann vollgepfropft mit solchen Filmen in die Schule und müßten dort erstmal diese Filme *abarbeiten*. Auch dafür muß die Schule Verständnis und Zeit aufbringen.

Sowohl aus der Perspektive der Schule als auch aus der Perspektive der Eltern ist der Kontakt zur Schule und die Zusammenarbeit mit der Schule gut.

Viele Eltern engagieren sich für schulische Unternehmungen (Feste) und sind mit dem schulischen Angebot zufrieden. Ich habe den Eindruck, daß es der Schule in Zusammenarbeit mit den Kindergärten im wesentlichen gelungen ist, bei deutschen und ausländischen Kindern schon sehr früh mögliche Schul- und Bildungsängste abzubauen durch Hausbesuche, Aufklärungsabende usw. und die Eltern von der Notwendigkeit einer guten schulischen Bildung zu überzeugen. Eine Kooperationslehrerin unterhält regelmäßige Kontakte zu den vorschulischen Einrichtungen, den Schulanfängern wird der Übergang vom Kindergarten zur Schule durch spielerisches Hinführen möglichst leicht gemacht, den Eltern durch Schulangebote (Basteln, Turnen gemeinsam mit dem Kind u.ä.) die Schwellenangst zur Schule genommen. Von vielen Informanten, die beruflich mit der Schule zu tun haben, hörte ich, daß *die schule hier sehr gut ist*, daß *sehr viel für die kinder getan* werde und daß die Zusammenarbeit zwischen Schule und Kindergarten *außergewöhnlich* sei, so gut wie ich das noch nie erlebt hab.

4.1.3. Kirchen

Durch den Wegzug vor allem der jüngeren deutschen Bevölkerung und den Zuzug vieler Ausländer, besonders von Türken, haben beide Kirchen in den letzten Jahren einen erheblichen Rückgang ihrer Gemeinden erlebt. Dazu kommt, daß viele der Kirchenmitglieder heute ältere Leute sind, so daß der Anteil junger aktiver Gemeindemitglieder bei beiden Kirchen sehr klein geworden ist. Die katholische Liebfrauenkirche erhielt auch durch ausländische Zuzügler, wie Polen und vor allem Italiener, keine Verstärkung, sondern beide Nationalitätengruppen haben auf dem Territorium der Liebfrauenkirche (Jungbusch und die Quadrate E – K, 4 – 7) ihre eigenen, sehr aktiven Kirchengemeinden mit eigenen Gottesdiensten in E 6. Obwohl die polnische Gemeinde seit 1946 in Mannheim bestehe, ließen sich keine Anzeichen entdecken, daß sie sich in die hiesige katholische Kirchengemeinde integrieren wolle; im Gegenteil, die polnische Gemeinde sei sehr stabil, *bestens ausgestattet mit zwei geistlichen*, die die Polen in ganz Mannheim und Umgebung betreuten. Ein weiteres Problem der katholischen Kirche am Luisenring sei – das hänge irgendwie mit dem Image von Jungbusch und Westlicher Unterstadt zusammen – die Orientierung der Gemeindemitglieder nach *vorne hin zum Marktplatz*; d.h., auch Bewohner der 7er-Quadrate, die zur Liebfrauengemeinde gehören, nehmen viel eher die kirchlichen Angebote am Marktplatz wahr als die ihrer eigenen Gemeinde. Trotz dieser Zersplitterung gebe es jedoch einen sehr kleinen, aber aktiven Stamm von Katholiken, auf die man sich verlassen könne, die tatkräftig alle kirchlichen Veranstaltungen, wie Pfarrgemeindefest, Schulabschlußfest, Weihnachts- und Faschingsfest mitorganisierten, Leute von denen man sagen könnte, *die schlofe uff de bri-ketts* (= sind ständig einsatzbereit). Eine Reihe dieser Aktiven sind auch im Kirchenchor engagiert.

Der Trend der Abwanderung der Gemeindemitglieder zum Marktplatz hin konnte bisher nur durch ein zugkräftiges Angebot an die Jugend gestoppt werden, ein Angebot, das andere Organisationen nicht anbieten könnten bzw. nicht anbieten wollten; die katholische Pfarrei biete also *auf lücke* an, denn es wäre *völlig falsch, hier gruppestunde für die jugend aufzuziehe, denn die Begegnungsstätte Westliche Unterstadt hat solche angebote in ihrem programm*. Die Spezialität der Liebfrauenkirche sei *radtoure für die jugend ... da komme die schareweis von der innestadt zu uns*.

Während die katholische Kirche also besonders Programme für Jugendliche unterhält, konzentriert sich die evangelische Kirche, neben Aktivitäten wie Kirchenchor, jährliches Kirchengemeindefest u.ä., eher auf die *altenarbeit*. Jeden Mittwoch treffen sich ca. 50 ältere Frauen abwechselnd zur Bibelstunde und zum Kaffeekränzchen. Soweit möglich, nimmt auch der Pfarrer an diesen Treffen teil, der *mal was vorlese tut oder ham ma mal en lichtbildervortrag von=em*. Die Frauen seien mit diesem Treffen sehr zufrieden, was auch dadurch deutlich werde, daß *es immer mehr werdde, immer mehr hiekomme*. Für den guten Erfolg dieser Treffen sei besonders der Pfarrer verantwortlich, der es verstehe, *mid alde leud umzugehe*. Auch Frauen, die nicht im engeren Sinne zu den aktiven Kirchenmitgliedern gehören, nehmen an den Treffen teil, wenn ein besonderes Programm angeboten wird (Lichtbildervortrag u.ä.). Kritiker dieser Treffen jedoch meinen, daß dort vorwiegend Leute hinkämen, *wo auch in die kirch komme*; und gerade das sei das Problem dieser Treffen, daß ein quasi geschlossener kleiner Kreis sich vorwiegend mit biblischen Themen beschäftige. Für ältere Leute mit starkem Bedürfnis nach Kommunikation seien diese Treffen nicht befriedigend, denn *die wolle sich auch mal privat unnerhalde, wolle auch mal was anneres redde als nur von de bibel*.

4.1.4. Polizei

Eines der Anliegen des seit 1982 amtierenden Revierleiters im Polizeirevier H 4 (das Revier umfaßt den Jungbusch, die ganze Innenstadt innerhalb des Rings, außer den L-, M- und N-Quadraten) ist, mit möglichst vielen Stadtteileinrichtungen zusammenzuarbeiten, um den Stadtteil Westliche Unterstadt voranzubringen und zu *einem einheitlichen wohngebiet* zu machen. Das könne auch gelingen, wenn *jeder auf seiner ebene dafür sorgt, daß es im stadtteil besser wird, wenn sich jeder eines bestimmten problems annimmt*. So bestehen rege Kontakte zwischen der Polizei und den beiden christlichen Kirchen (der Revierleiter und die beiden Pfarrer treffen sich regelmäßig zum Mittagessen) und zwischen Polizei und Schule (die Polizei gestaltet Schulfeste mit, gibt spielerischen Unterricht in Verkehrssicherheit); die Polizei unterhält Kontakte zur Begegnungsstätte Westliche Unterstadt und sehr rege Kontakte zu den ausländischen Vereinen, vor allem zu den beiden islamischen Zentren in G 7. Durch sinnvolle Zusammenarbeit bereits vor großen Veranstaltungen der Kirchen, der islamischen Gemeinden und der Schule könnten Verkehrsprobleme,

Reibereien u.ä. mit betroffenen Anliegern vermieden und Verständnis für solche Veranstaltungen geweckt werden.

Das Polizeirevier H 4 liegt *an der spitze der tätigkeitsbelastungen*, weniger wegen einer hohen Kriminalitätsrate – unter dem Kriminalitätsaspekt ist die Westliche Unterstadt *ruhig*, der Schwerpunkt liegt derzeit in der Östlichen Unterstadt – sondern vor allem durch einen erhöhten Objektschutz (Gericht, Universität und Schloß) und Personenschutz (Staatsbesuche in E 5) und durch den häufigen Einsatz bei Veranstaltungen (Demonstrationen, Wahlveranstaltungen, Sport- und Kulturveranstaltungen im Eisstadion usw.). Wegen dieser hohen Belastungen ist das Polizeirevier für viele Polizisten eine *ungünstige dienststelle*, Bewerbungen nach H 4 gibt es kaum, dagegen viele von H 4 weg in ruhigere Stadtgebiete. Neben den im engeren Sinne polizeilichen Arbeiten, die einen hohen Arbeitseinsatz erforderten, kämen andere, ebenfalls als wichtig erachtete Aufgaben der Polizei zu kurz, so z.B. die *Pflege des kontakts zum bürger* durch Fußstreifen, durch Besuche von Geschäften u.ä. Aber nicht nur der Mangel an Personal sei Grund für die von der Polizei wie von Bürgern beklagten fehlenden Bürger-Kontakte, sondern auch die spezifische Personalsituation bei der Polizei; eine wesentliche Verjüngung des Personals in den letzten Jahren erschwere solche Kontakte. Im Außendienst arbeiteten vorwiegend sehr junge Beamte (19 - 22jährig), vollgepfropft mit theoretischem Wissen über Polizeiarbeit und begierig auf Erfahrung in der Praxis; sie seien zu unerfahren und oft auch überfordert im Umgang mit Menschen, die sich meist in Ausnahmesituationen befinden (z.B. Unfall). Wegen seiner Unerfahrenheit und seiner persönlichen Unsicherheit tendiere der junge Polizist dazu, sich hinter theoretischem Wissen und hinter seiner *schablonierten sprache* zu verschanzen. Kaum einer der Polizisten rede *wie ihm de schnawwel gewachse is*, was den Kontakt zum Bürger wesentlich erleichtern würde.

Ähnlich wie aus der Polizeiperspektive wird das Problem auch aus der Bürgerperspektive gesehen. Einige Informanten beklagen, daß es nicht mehr den Polizisten gebe, den man seit Jahren gekannt habe, der dadurch, daß er sich auf der Straße aufhielt und mit den Leuten in *ihrer sprache* redete, besonders Älteren ein Gefühl von Sicherheit gegeben habe. Hierbei wird nicht nur die „förmliche Sprache“ der heutigen Polizisten beklagt, sondern vor allem auch ihr mangelndes Wissen über jeweils spezifische Formen sozialer Organisation und sozialer Kontrolle, das sehr viel effektiver eingesetzt werden könne als Paragraphenwissen. So habe beispielsweise der Stadtteilpolizist früher, *en Mannemer*, der seine *pappenheimer* kannte und *den ma gekennt hot von kind uff*, nicht, wenn *de Hoiner nooch=em zwölfte bier soi männlichkeit bewaise wollt, s=oisatzkommando gholt*; nein, er habe etwas viel Gescheiteres getan, er habe gesagt: *was, du willsch net häm? isch sag=s de Magret, daß se disch abholt*. Nach dieser Androhung sei der Heiner *schneller fort, wie wann der de gummiknippel gezoche hätt, denn die blamage! des war un is heit noch die gregscht schand wann doi fraa kummt un sacht, du hosch genuch gsoffe*.

Erfolgreich im Kontakt zur Bevölkerung scheinen in letzter Zeit einige *hobby-polizisten* gewesen zu sein; das sind Vollstreckungsbeamte im freiwilligen Polizeidienst, die im Gegensatz zu den meisten Polizisten aus der Stadtteilbevölkerung kommen und oft *im reiferen alter* sind, die in ihrer Freizeit bei der Polizei Dienst machen. Aufgrund ihrer sprachlichen Eignung im Umgang mit der Bevölkerung würden sie bevorzugt zur *tresenarbeit* auf der Wache herangezogen. Mit ihrer *Mannemer gosch* bedienten sie die Bevölkerung mit großem Erfolg: *der hat=n richtigen ton und die richtige umgangsweise, des ka=ma nit lerne, der is mit gold nit zu bezahle.*

Einen großen Erfolg in ihrem Bemühen um Kontakt mit der Bevölkerung hat die Polizei in jüngster Zeit mit ihren Nachbarschaftsfesten; 1985 fand das erste Nachbarschaftsfest statt, 1986 folgte das zweite. Die Feste fanden bei der deutschen und ausländischen Bevölkerung großen Zuspruch. Angekündigt waren sie in sechs Sprachen, Werbung wurde bei den Pfarreien, den ausländischen Vereinen, der Schule und in der Nachbarschaft gemacht. Obwohl die Polizei keinen Etatposten für solche Anlässe hatte, kam durch Vorstrecken und durch großzügiges Spenden ein reichhaltiges Angebot an deutschen und ausländischen Speisen zustande; türkische und jugoslawische Folkloregruppen tanzten zur Unterhaltung der Erwachsenen mit so großem Erfolg, daß sie mehrmals zu Zugaben gedrängt wurden. Die Verkehrspuppenbühne und Kinderfilme hielten die Kinder beschäftigt. Die Feste waren ein derartig *überwältigender erfolg*, daß für die Zukunft solche Feste bei der Polizei fest eingeplant sind.

4.1.5. Sonstige öffentliche Einrichtungen

Außer den bisher genannten, für das Leben im Stadtteil wichtigen öffentlichen Einrichtungen ist von allgemeiner Bedeutung nur noch das Zentralinstitut für seelische Gesundheit (ZI) mit seinen offenen Patientengruppen, mit einer dem ZI angeschlossenen therapeutischen Arbeitswerkstätte und einigen Wohngemeinschaften für Patienten, alle im Stadtteil angesiedelt, und die städtische Altentagesstätte. Das ZI wurde oben bereits vorgestellt (vgl. 2.3.3.3., Abs.c). Eine kurze Darstellung der Altentagesstätte erfolgt hier.

Die Tagesstätte (Träger ist das Sozialamt Mannheim) wurde 1982 im Neubau H 5 in den Erdgeschoßräumen eröffnet mit einem relativ festen wöchentlichen Freizeitprogramm für ältere Stadtteilbewohner. Geöffnet ist die Tagesstätte werktags von 15 bis 19 Uhr. Die Tagesstätte ist die einzige Stadteinrichtung mit eigenen Personalstellen für die Durchführung eines Freizeitprogramms für die ältere Bevölkerung. Andere Freizeitangebote für diese Population finden im Rahmen der Kirchen oder des Vereins Begegnungsstätte statt und werden von den Pfarrern oder ehrenamtlichen Vereinsmitgliedern durchgeführt. Vermutlich aufgrund dieser Organisationsstruktur führte die Tagesstätte vor allem zu Beginn einen offensiven Konkurrenzkampf gegen andere Anbieter (nur bei ihr hängen Personalstellen vom Erfolg im Stadtteil ab). Jeden neugierigen Anfangsbesucher habe die Leiterin sofort in ihr tägliches Programm aufnehmen und ihn

damit anderen Anbietern abwerben wollen. Das Programm der Tagesstätte, das im wesentlichen von einer hauptamtlichen Sozialpädagogin (gleichzeitig Leiterin der Tagesstätte) bestimmt und durchgeführt wird, ist – so ein Kritiker – an gängigen Freizeitangeboten für Ältere im *VHS-stil* ausgerichtet: Kreatives Werken und Handarbeiten, Tanz, Ausflüge und kulturelles Programm wie Vorträge und Filme. Die Klientel der Tagesstätte bilden vorwiegend Stadtteilbewohner, viele davon alleinstehende ältere Frauen. Kern der Klientel scheint eine stabile Gruppe von Frauen und Männern zu sein, die sich in Sprache und Handeln von anderen Stadtteilbewohnern nach oben hin absetzen will, und die von Außenstehenden aus dem Stadtteil beurteilt werden als *die so vornehm sei wolle, die so due als wäre se mehr wie mir*, obwohl sie doch aus derselben Gegend kämen, aus der Filzbach. Von Senioren, die nicht dort verkehren wollen oder können, wird die Art des Programms ebenso abgelehnt (*isch will kā polonaise danze ... un do hinne nooch dabbele wie e alde gans* oder *die mussik is so laud, daß am die ohre zufahre*) wie der Druck der von der Leiterin auf die Anwesenden ausgeübt werde, damit das Programm auch geschlossen durchgeführt werden könne (*die solle des alle mitmache ... un wann ma=s nit mitmacht, do heeßt=s ach gott die hockt sisch do hie wie drei pund schiß*). Jedoch auch für Kritiker/innen scheint die Tagesstätte nicht total abgelehntes Territorium zu sein, denn besondere Angebote der Tagesstätte, besonders Filme und Ausflüge, werden auch von ihnen wahrgenommen und genutzt.

4.2. Vereine und Initiativen

4.2.1. Ausländische Vereine

Im Rahmen unseres Projekts ist nicht vorgesehen, über ausländische Organisationen intensiver zu arbeiten. Da mir aus verschiedenen Gründen der Zugang zu einer Reihe von Organisation, vor allem den türkischen Organisationen, versagt blieb, und ich daher auf diese ausländischen Organisationen unser ethnographisches, mehrperspektivisches Verfahren nicht anwenden kann, werde ich im folgenden nur einen kurzen Überblick über das ausländische Vereinswesen geben, und zwar vor allem aus der Perspektive von Deutschen.

Folgende ausländische Vereine bzw. Organisationen sind in der Westlichen Unterstadt etabliert:

- Ein spanisches Kulturzentrum in I 7, von dem man wenig Außenaktivitäten wahrnimmt.
- Die griechische Gemeinde in I 4, die sich der Pflege traditioneller griechischer Kultur und Folklore widmet; bei Festen im Stadtteil treten öfter griechische Tanzgruppen auf.
- Ein polnisches Zentrum in der Nähe der Kirche in E 6.
- Das türkische Volkshaus in K 1, vom Deutschen Gewerkschaftsbund finanziert und von Türken in Selbstverwaltung organisiert; es bietet deutsche

Sprachkurse, Veranstaltungen für türkische Jugendliche (Spiel, Sport und Folklore) und kulturelle Programme wie Ausstellungen und Lesungen. Nach Selbstdarstellung sind die Betreiber politisch *liberal* bis *sozialdemokratisch* orientiert.

- Der demokratisch fortschrittlich gesinnte türkische Patriotenbund in G 6, der sich als Ecevit-orientiert bezeichnet.
- İscin in seği in K 2, die „Arbeiterstimme“ mit Hauptsitz in London, eine Splittergruppe der TKP, der türkischen kommunistischen Partei; sie hat in Mannheim nur ein kleines Büro und tritt wenig in Erscheinung.
- Komkar, die Föderation der Arbeitervereine Kurdistans in der Bundesrepublik, am Luisenring. Sie ist die deutsche Organisation von ÖY (Özürlük Yolu = Freiheitlicher Weg) in der Türkei. Sie arbeitet ohne deutsche Unterstützung.
- Der islamische Bund in G 7 (İslam Birliği), eine der verbotenen „rechten“ türkischen Partei MHP²³ sehr nahestehende Organisation, die eine Moschee und eine Koranschule betreibt und einen Imam beschäftigt. Jeden Freitag nachmittag finden religiöse Veranstaltungen statt, die sehr gut besucht sind. Eine Reihe von Hinweisen scheinen auf eine enge Zusammenarbeit mit Türkeş und den grauen Wölfen hinzudeuten. Der islamische Bund scheint zu einem religiösen Zentrum für Türken aus Mannheim und Umgebung zu werden.
- Die islamische Gemeinde in G 7, eine der MSP²⁴ in G 7, einer ebenfalls „rechts“ gerichteten türkischen Partei nahestehende Organisation; die islamische Gemeinde steht in *konkurrenz* zum islamischen Bund. Auch sie betreibt eine Moschee und zieht viele Türken in den Stadtteil, so daß vor allem zur Zeit des vierwöchigen Ramadan vor und nach den religiösen Veranstaltungen in beiden Moscheen die *Jungbuschstraße täglich schwarz (ist) vor lauter türken*. Nach Aussagen deutscher Anwohner gibt es zwischen Anhängern beider Organisationen öfter Auseinandersetzungen, auch Messerstechereien. Außerdem finden öfter im Stadtteil harte Auseinandersetzungen statt zwischen Angehörigen von *rechts* und *links* orientierten Organisationen mit Einbrüchen, Messerstechereien und *hinterhofkämpfen*.

²³ MHP ist die Abkürzung für Milliyetçi Hareket Partısı (= Nationalistische Bewegungspartei). Die MHP mit ihrem Vorsitzenden Türkeş ist eine militante, an islamisch-nationalem Ideengut ausgerichtete, extremistische Partei. International bekannt wurde sie vor allem durch die militanten Aktionen der „grauen Wölfe“ gegen politisch und religiös Andersdenkende.

²⁴ MSP ist die Abkürzung für Milli Selemat Partısı (= nationale Heilspartei). Auch die MSP mit ihrem Vorsitzenden Erbakan zählt zu den extremistischen islamischen Gruppierungen, deren Ziel „die Schaffung eines nach dem Schariatsrecht ausgerichteten Systems“ ist. (Vgl. Info des DBG, S.9).

4.2.2. Deutsche Vereine

Das für den Beobachter Auffallendste am Vereinsleben ist, daß es im Stadtteil viele ausländische, aber kaum deutsche Vereinsaktivitäten gibt. Als Gründe für das geringe deutsche Vereinsangebot wurden genannt, daß es im Stadtteil für größere Vereine keine geeigneten Lokalitäten (Lokale mit großen Nebenzimmern) zum Treffen gebe und daß die traditionellen kleinen Vereine, die sich in den Filsbachwirtschaften früher angesiedelt hatten, mit dem Aussterben dieser Wirtschaften ebenfalls verschwunden seien.

Von den im Stadtteil ansässigen Vereinen gibt es – gemessen an Programm und Klientel – 'stadtteilunabhängige' und 'stadtteilbezogene' Vereine. Als stadtteilunabhängig bezeichne ich Vereine, die ihr Programm an allgemein geltenden politischen, sozialen und kulturellen Vorstellungen ausrichten und sich nicht an Stadtteilbelangen orientieren. Stadtteilbezogen sind Vereine, deren Programm die spezifischen sozial-kulturellen Verhältnisse im Stadtteil miteinbezieht bzw. sich daran ausrichtet, und deren Klientel vorwiegend aus dem Stadtteil kommt.

Zur ersten Gruppe rechne ich in K 2 die Mannheimer Liedertafel, ein großer Gesangsverein Mannheims (zu dessen Geschichte vgl. oben S. 69). Auch wenn einige Stadtteilbewohner Mitglieder in diesem Gesangsverein sind, so ist doch sein Programm an allgemeinen und überregionalen künstlerischen Normen und Standards ausgerichtet. In dem Quadrat F 7 sind die Falken untergebracht, ein SPD-naher Jugendverband, ausgerichtet an *falken-üblichen programmen*. Ebenfalls in F 7 hat sich in jüngster Zeit der IAF etabliert (Initiative von mit Ausländern verheirateten Frauen), eine Organisation für Frauen. Die Mitglieder dieser Organisation kommen aus ganz Mannheim und sind nach Einschätzung einer Informantin *alles akademikerinnen, die sich mit rechtlichen, erzieherischen und kulturellen problemen in binationalen ehen befassen*. In K 2 ist der CVJM Mannheim untergebracht, ein stadtteilunabhängiger christlicher Verein, dessen Programm durch Bibelnähe charakterisiert ist.

Zu den 'stadtteilbezogenen' Unternehmungen gehört der mit öffentlichen Mitteln finanzierte gemeinnützige Verein Begegnungsstätte Westliche Unterstadt, der mit seinem alters- und nationalitätenübergreifenden Angebot vor allem auf die Stadtteilbevölkerung zielt. Eine andere Art Stadtteilbezug haben die Hinterhofbühne und der FC Filsbachklause. Diese Fußball-Thekenmannschaft ist z.Zt. die einzige Organisation, die die alte Tradition der in Wirtschaften der Stammbewölkerung angesiedelten Vereine fortführt.

4.2.2.1. Begegnungsstätte Westliche Unterstadt

Zu den Zielen des Vereins gehört es, attraktive Lern- und Freizeitangebote für alle Bevölkerungsgruppen des Stadtteils zu machen, wobei angestrebt wird, Angehörige unterschiedlicher Gruppen miteinander in Kontakt zu bringen, um damit wechselseitiges Kennen- und Verstehenlernen zu ermöglichen. Die Stadt stellte dem Verein die Erdgeschoßräume der Häuser in I 6,1 und 2 zur

Verfügung; der Verein betreibt dort das öffentliche Café Filsbach, und eine Reihe seiner Mitglieder wohnen in den beiden Häusern. Der Verein beschäftigt hauptamtliche Mitarbeiter im Kinder-, Jugend- und Verwaltungsbereich; die meisten Vereinsangebote im Erwachsenenbereich werden ehrenamtlich von Vereinsmitgliedern bestritten. Der Verein gibt den „Filsbachboten“ heraus, eine monatlich erscheinende Stadtteilzeitung für die deutsche und ausländische Bevölkerung.

Über Entstehung des Vereins, Vereinsgeschichte und Arbeit des Vereins berichten Vereinsmitglieder folgendes. Ende 1976 begann der heutige Verein als Bürgerinitiative, die von außen in den Stadtteil kam. Die Initiatoren waren aktive Mitglieder der Begegnungsstätte Freizeithaus im Luisenpark; hier gab es eine Reihe von Arbeitskreisen, und das Thema eines dieser Arbeitskreise war *freiflächeninhalte in einer stadt*. Die theoretische Arbeit dieser Gruppe kam dem damaligen Bau-Bürgermeister zu Ohren, er fand die städteplanerische Beschäftigung von Laien ausgezeichnet und trug der Arbeitsgruppe an, sich an einem städtebaulichen Projekt zu beteiligen, das die Chancen der Umsetzung der theoretischen Grundsätze bot. Dieses Projekt sollte die konzeptionelle Planung und Betreuung einer Spiel- und Freifläche in der Westlichen Unterstadt beinhalten, und die Gruppe sollte zunächst die Patenschaft für dieses Unterfangen übernehmen. Die Gruppe – stadtteilstfremd – nahm daraufhin Kontakte zu Stadtteilorganisationen auf, zum Elternbeirat der K 5-Schule und zu den Kirchengemeinden. Der Plan sah vor, das Quadrat H 6 nicht zu bebauen und eine Tiefgarage mit darüberliegender Freifläche anzulegen. Der Bürgerinitiative wurde bald klar, daß *die freifläche nur einen sinn hat, wenn da ein betreuungs-haus in der nähe ist*, denn man habe von Anfang an gemerkt, daß *die kinder nicht zu spielen gewohnt waren, daß die ohne betreuung nicht miteinander spielen konnten*. Eine Betreuergruppe mußte sich also in der Nähe des vorgesehenen Spielplatzes etablieren, und dazu waren Räumlichkeiten notwendig. Die noch nicht abgerissenen Häuser in I 6,1 und 2 wurden von der Initiative als geeignete Räume ausgewählt. Man trug das Anliegen der Stadt vor, verbürgte sich für die Entwicklung einer neuen Konzeption für die Freifläche und bat, die Häuser für die Betreuung nutzen zu dürfen. Die Verantwortlichen bei der Stadt fanden die Vorschläge der Initiative gut, und aus der lockeren Gruppierung wurde, da die Stadt als Vertragspartner nur eine juristische Person anerkennen konnte, der Verein „Begegnungsstätte Westliche Unterstadt“. Gegen viele Widerstände bei der Gemeinnützigen Baugesellschaft gelang es dem Verein, den Erhalt der Häuser (die nach dem Konzept der Flächensanierung abgerissen werden sollten) durchzusetzen und bei der Innenausstattung mitzubestimmen.

Zu den Vorstellungen des Vereins gehörte neben dem nationalitäten- und altersübergreifenden Angebot auch, daß sozialarbeiterische Einzelhilfe in größerem Maße von Ehrenamtlichen nicht geleistet werden könne. Deshalb war Breitenarbeit *die einzige möglichkeit der bürgerchaftlichen beteiligung* mit dem

Ziel, daß der Personenkreis, der zunächst betreut wurde, später einmal die Begegnungsstätte übernehmen können sollte.

Als die Häuser fertiggestellt waren und der Einzug in die Wohnungen bevorstand, sprangen viele der damaligen Vereinsmitglieder ab. Durch Werbung kamen neue Interessierte dazu, oft Studenten, die die Vereinsidee, aber vor allem die schönen Wohnungen gut fanden. Die sehr anstrengende ehrenamtliche Arbeit bis zum Einzug ins Haus führte bei den Vereinsmitgliedern zu einem Gefühl *von pionierarbeit*, einem starken Zusammengehörigkeitsgefühl, das aus dem Rückblick heute zu den schönsten gemeinsamen Vereinserlebnissen gehört. Nach dem Einzug ins Haus allerdings erfolgte dann eine Phase der Ermüdung; jetzt traten folgenschwere Spannungen im Verein auf, derentwegen der Verein zeitweise sogar gefährdet war und unter denen er zur Zeit immer noch leidet; Spannungen, die ganz grob folgende Ursache haben: Es gibt eine Gruppe im Verein, die inhaltlich viel mehr will, die sehr hochgesteckte *idealistische ziele* verfolgt, und es gibt eine Gruppe, die in Ruhe gelassen werden will, die vor allem wohnen will. Einer der damaligen Initiatoren der Bürgerinitiative meint selbstkritisch: *unsere grundkonzeption ist nicht angreifbar, nur wird sie nicht erfüllt. sie ist zu hochgesteckt. die drei stunden* (die Zeit, die Mitglieder im Haus für den Verein wöchentlich arbeiten müssen) *reichen nicht aus für wirkliche inhaltliche arbeit. das wissen auch alle und deshalb gibt es nur wenige, die heute noch initiativ sind.*

Die Beurteilung des Vereins, seiner Mitglieder und seiner Arbeit ist im Stadtteil sehr unterschiedlich. Die Mitglieder des Vereins werden als Leute bezeichnet, die *bestimmt früher nit do gewohnt hawwe*, als Leute mit *hohem sozialen engagement*, mit *idealismus und optimismus*, die, *aus anderen, besseren stadtteilen* kommend, aus *bürgerlichen kreisen mit bürgerlichen ideen*, es sehr schwer hätten, im Stadtteil mit Leuten *aus anderen sozialen schichten* umzugehen und von diesen auch *auf den arm genommen* würden. Außerdem erweckten die Vereinsmitglieder nach außen hin den Eindruck, als ob *bloß sinnlos rumgequatscht wird un nix passiert*, als ob man sich *stundelang hiesetzt un überlegt, was zu mache is*, dann aber nichts passiere. Die Vereinsidee sei zu Anfang von vielen Deutschen aus der Bevölkerung gut aufgenommen worden, doch bald hätten sich herbe Enttäuschungen eingestellt, vor allem wegen der vorrangigen Nutzung von Spielplatz und Kinder-/Jugendangebot durch ausländische Gruppen: *zu anfang hatte sisch die kinner mäschtlisch gefreut, daß so= n spielplatz uffgemacht werd, da ham mir gedacht, daß der platz für unsere kinner sei sollte, un da regiere jetzt die auslännerkinner.* Auch die Idee, *die innenstadt wieder wohnfähig zu machen und unner die türke wieder deutsche siedlung oder gruppe neizubringe* – so stellen einige Informanten die Vereinsabsicht dar – sei begrüßenswert. Doch könne ein solches Vorhaben nicht gelingen, wenn man *von außen komme*, denn: *wer die innenstadt wohnlicher machen will, muß hier gelebt haben*, muß die Menschen, ihre Lebensweise und ihre Probleme kennen. Der Verein jedoch sei mit seinen eigenen Ideen von außen gekommen und habe

diese Ideen in fremdem Gebiet umsetzen wollen, habe den Leuten hier zeigen wollen, *wie man das macht*. Solches Vorhaben sei zum Scheitern verurteilt.

Auch aus der Innenperspektive scheint der Verein zeitweilig aus internen und externen Gründen in seiner Existenz bedroht gewesen zu sein; auch heute, nach einer gewissen Stabilisierung, habe es der Verein *noch immer net geschafft im stadtteil richtisch fuß zu fassen*, und das im wesentlichen aus folgenden Gründen:

- zum einen wegen der irrtümlichen Erwartungshaltung eines Teils der deutschen Bevölkerung, die sich anfänglich für die Vereinsarbeit engagiert habe: *das warn deutsche zwischen dreißig und fünfzig*, eine Minderheit in der Bevölkerung, die glaubten, das alles werde für sie gemacht. Denen sei nicht klar geworden, daß Vereinsräumlichkeiten und -angebote den Bevölkerungsverhältnissen entsprechend genutzt würden. Aus der Sicht dieser Leute sei die Vereinsarbeit *randgruppenarbeit, arbeit für ausländer, für die überalterte deutsche schichten*. Diesen Leuten sei nicht klar gewesen, daß der Stadtteil genau aus solchen *randgruppen* bestehe;
- zum anderen wegen vereinsinterner Gründe; die Vereinsmitglieder hätten sich zu wenig und wenn, dann wenig geschickt um den Kontakt nach außen bemüht; sie hätten sich vorwiegend mit sich selbst befaßt. Der Verein kenne immer noch zu wenig die Erwartungen aus der Bevölkerung an ihn und kümmere sich nicht genug darum. Außerdem wüßten Vereinsmitglieder immer noch viel zu wenig über den Stadtteil, seine Geschichte und seine Bewohner.

Mir scheint jedoch, daß einige Vereinsmitglieder, zumindest in jüngster Zeit, sich auf ein lohnendes Betätigungsfeld im Stadtteil zu konzentrieren beginnen. Sie haben weniger kreatives Freizeitangebot im Sinn, als vorwiegend politische Aktivität. Durch die Umstrukturierung des Stadtteils in den letzten Jahrzehnten entstand eine erhebliche Lücke in der sozialen Organisation, insbesondere durch das Verschwinden vieler kleiner sozialer Zentren, in denen in organisierter Form (durch Vereine) oder informell eine Reihe von Bürgerbelangen bearbeitet wurden und die vor allem im Umkreis der Filsbachwirtschaften angesiedelt waren. In diese Lücke stoßen die Aktivitäten dieser Vereinsmitglieder, indem sie die Vereinsräumlichkeiten und besonders das Café Filsbach zu einer Art 'neuem Zentrum für die neuen Probleme der jetzigen Bevölkerung' machen. Als Journalisten des Filsbachboten interessieren sie sich für alle spontanen, aus einer aktuellen Problemsituation entstandenen Aktivitäten in der Bevölkerung, arbeiten aktiv mit, bieten als Versammlungsort bzw. 'Arbeitszentrum' die Vereinsräumlichkeiten an und sorgen für das öffentliche Wirksamwerden dieser Gruppenarbeiten durch engagierte Artikel im Filsbachboten.

Neben diesen vom Verein unter der Rubrik „Erwachsenenarbeit“ eingestuft Aktivitäten scheinen, besonders in jüngster Zeit, auch die Arbeiten im Kinder- und Jugendbereich erfolgreich zu sein. Als einzige Organisation im Stadtteil bietet die Begegnungsstätte ein Jugendprogramm an. Zur Zeit gehören zum

festen Kreis der Jugendgruppe ca. 40 bis 50 Jungen und Mädchen, zur Hälfte Deutsche und Ausländer, vor allem aus der Innenstadt, viele aus dem Stadtteil, die sich täglich in *ihrem kellerraum* treffen, Karten, Schach, Back Gammon und Tischfußball spielen, auch mal ein Spielturnier veranstalten, Musik hören und Musik selber machen bzw. vom Betreuer lernen können, Musik zu machen. Besonders begeistert habe die Jugendlichen ein *video-projekt* (so der Betreuer der Gruppe), d.h. sie haben selbst einen Film über ihre Probleme gedreht; ein weiterer Film ist geplant. Die Gruppe macht jedes Jahr einen mehrwöchigen Jahresurlaub, zum Teil auch im Ausland. Insgesamt scheint die Jugendlichengruppe das Angebot des Vereins zu akzeptieren, da es nicht wie das gängige Angebot der kommunalen Jugendzentren am *VHS-programm* orientiert sei.

Unter den Jugendlichen sind viele Deutsche mit Ausländern befreundet, es gebe hier *kein ausländerproblem*. Insgesamt sei die Arbeit mit den Ausländern jedoch ergiebiger, Ausländer seien spontaner, könnten *vielmehr feeling entwickeln*, während die Deutschen *so ä bissel bauern sind, grob un stumpf, grob-motorig*. Viele der Deutschen kämen auch aus kaputten Familien, einige seien *mittelschichtkinder, wo der vadder gut verdient un säuft*.

Einer der Gründe für den Erfolg, den der jetzige Jugendbetreuer mit seiner Gruppe hat, scheint – neben dem gelungenen Programm – auch zu sein, daß er fähig war, sich sowohl sprachlich als auch in seinem ganzen Verhalten auf die Jugendlichen hier einzustellen. Selber Mannheimer, betrachtet er das 'Sprachproblem' auch als eine der Ursachen, warum die ehrenamtlichen Vereinsmitglieder, von denen keiner über seine Sozialisationserfahrungen und über seine Erfahrungen in solchen Jugendgruppen verfüge, nicht mit den Jugendlichen arbeiten könnten; wegen ihres anderen sprachlichen Verhaltens würden sie *die distanz behalde*, könnten sie sich wechselseitig nicht verständigen. Wer mit Jugendlichen zurechtkommen wolle, *muß so redde wie die jugendliche, un isch glaub, isch redd auch so, isch hab die sprüsch irgendwie druff*.

Zu den älteren Deutschen aus der Stammbevölkerung des Stadtteils hatten die Vereinsmitglieder von Anfang an gute Kontakte, obgleich sich auch hier ein Miteinander-Arbeiten schwierig gestaltete. Aus der Sicht des Vereins habe unter den Leuten, obwohl sie sich seit Jahren kannten, wechselseitiges Mißtrauen geherrscht, und es sei schwierig gewesen, *sie an einen tisch zu bekommen*, sie vom *tratschen übereinander* zum Miteinander zu motivieren. Einige Vereinsmitglieder versuchten, eine Art *programm* in die Gruppe zu bringen (Handarbeiten, Basteln, Spiele, Ausflüge), trafen zu Beginn jedoch auf keinerlei Interesse. Ein Vereinsmitglied erklärt dieses zunächst unverständliche Verhalten folgendermaßen: *die leute hatten zeitlebens wenig kontakt und keine anregung für freizeitbeschäftigung, das mußten sie erst allmählich lernen*. Außerdem habe das Selbstgefertigte im Bewußtsein dieser Leute einen niederen Stellenwert; was man kaufen kann, sei für sie schöner als Selbstgemachtes. Nach meiner Beobachtung – ich kenne die Seniorengruppe seit 1981 – näherten sich die Senioren kurzzeitig den Vereinsvorstellungen von kreativer Freizeitgestaltung an,

indem sie einige Zeit auch für Basare bastelten und handarbeiteten; derzeit jedoch spielen solche Aktivitäten keine Rolle mehr. Das vorrangige Interesse der Senioren am Treffen in den Vereinsräumen war zu Beginn und ist heute noch geselliges Beisammensein, wobei es ihnen im wesentlichen auch gelungen ist, ihre Vorstellungen von Geselligkeit durchzusetzen (vgl. dazu unten 6.1.3.). Die Seniorengruppe besteht heute aus ca. 10 – 15 festen Mitgliedern, fast alles Frauen, viele davon alleinstehend. Sie treffen sich regelmäßig ein- bis zweimal die Woche, unternehmen gemeinsame Aktivitäten wie Essen gehen, Gruppenfeste, Vorbereiten und Durchführen kleinerer Ausflüge u.ä. Bei Krankheit eines Mitgliedes ist die sofortige Bereitschaft anderer zu Krankenbesuchen, zu kleinen Hilfen im Haushalt u.ä. selbstverständlich. Einen starken Hinweis auf die Stabilität der Gruppe sehe ich darin, daß, obwohl nur einige Meter von der Begegnungsstätte entfernt, seit Frühjahr 1982 die städtische Altentagesstätte aufgemacht wurde mit wesentlich aufwendigerem Programm als in der Begegnungsstätte, die Gruppe sich weiterhin regelmäßig an den vorgesehenen Tagen in der Begegnungsstätte trifft. Der Umgangston in der Gruppe kann als offen und derb bezeichnet werden, es wird viel gewitzelt, gelacht und getratscht; über Schwächen einzelner Gruppenmitglieder wird gewitzelt oder frotzelnd auf sie angespielt. Auch bei vorübergehenden Besuchern erweckt die Gruppe von ihrem Umgangsstil her den Eindruck von Stabilität und Geschlossenheit. Eine Informantin, die versuchsweise an einigen Treffen teilnahm, meinte: *nä, do komm isch nimmer her, die gehe ganz schä grob mit eim um, die wolle nur üwwer annere bös redde*. Eine andere Informantin, die die Gruppe verließ, versuchte, mich von der Gruppe abzuwerben und für eine andere Gruppe zu gewinnen, die *vornehmer wäre, wirklich höhere dame un nit sowas wie hier*.

4.2.2.2. FC Filsbachklause

Auf eine ganz andere Art von Stadtteilbezogenheit und auf eine andere Form von sozialer Organisation trifft man beim FC Filsbachklause. Die Fußballthekenmannschaft wurde Ende 1984 im gleichnamigen Lokal gegründet. Von den 48 Vereinsmitgliedern sind 39 Männer und 9 Frauen. Die meisten der Mitglieder (ca. 70 %) stammen aus dem Stadtteil oder dem Jungbusch und kannten sich lange Jahre vor der Vereinsgründung; viele spielten in früheren Thekenmannschaften der Westlichen Unterstadt mit, bei der Mannschaft der Loreley, beim Braunen Bock, bei der Oase und beim Neckarhafen. Diese Mannschaften bestehen nicht mehr, der FC Filsbachklause ist derzeit die einzige Thekenmannschaft im Stadtteil. Die meisten der heutigen Mitglieder waren vor der Vereinsgründung lange Jahre im FC Blumepeter (Östliche Unterstadt) engagiert, bis es zum Zerwürfnis mit dem dortigen Wirt kam und zwei der Mitglieder sich entschlossen, selbst ein Lokal in der Westlichen Unterstadt aufzumachen. Ein Großteil der Mannschaft folgte und gründete zusammen mit den neuen Wirten den FC Filsbachklause. Der FC ist kein eingetragener Verein, doch vereinsmäßig organisiert. Jeden Mittwochabend finden Vereinsversammlungen im Lokal statt, jeden Samstag wird gegen andere Thekenmannschaften aus der

näheren und weiteren Umgebung (Kontakte reichen bis nach Nordhessen und ins Saargebiet) gespielt, entweder auf dem Mannheimer Platz „Schnickeloch“ oder auswärts. Vor und nach der Vereinsversammlung und dem Spiel treffen sich die Mitglieder meist längere Zeit im Lokal; samstag morgens treffen sich viele zum Cäsarspiel, und an den übrigen Tagen kommen viele nach der Arbeit zum Karten- und Würfelspiel und zur Unterhaltung ins Lokal. Fußball und das sich darum rankende soziale Leben bilden für fast alle Mitglieder die zentrale Freizeitbeschäftigung. Großen organisatorischen Aufwand und den Einsatz aller Mitglieder und ihrer Familienangehörigen erfordern die jährlichen zweitägigen Turniere gegen 16 eingeladene Mannschaften (die dann auch versorgt werden müssen) und die festlichen Veranstaltungen zu Weihnachten (mit großer Tombola), zu Fastnacht und im Sommer (Grillfest). Als Anerkennung des Vereins für gute spielerische und organisatorische Leistungen gibt es kleine Geschenke für jedes Vereinsmitglied zum Geburtstag und zu Weihnachten, außerdem eine mehrtägige Urlaubsfahrt (1986 zehn Tage nach Spanien), die vorwiegend vom Verein finanziert wird.

In seiner kurzen Geschichte hat sich der Verein bereits als sehr erfolgreich erwiesen; im Raum Mannheim gehört die Mannschaft zu den besten Thekenmannschaften, aber auch in der weiteren Umgebung war die Mannschaft bisher erfolgreich (Gewinn mehrerer Fußballturniere). Zum Erfolgsrezept der Mannschaft gehört nach Meinung des Vorstands und der Spieler vor allem die gute Spielqualität der Aktiven (die meisten spielten vorher in regulären Fußballvereinen), die *gute kameradschaft* unter den Mitgliedern, die *sehr gut zusammenbasse un ein gutes inneres verständnis hawwe*, die *altersmäßig gute durchmischung*, bei der die Älteren (35 – 55) führen und gute organisatorische und gruppenklimatische Bedingungen schaffen für den Spielerfolg der Jüngeren, und die offene und direkte, gleichzeitig aber auch behutsame Führung durch den Vorstand. Zu diesen Führungsprinzipien gehört, *daß ma uff menschlicher basis minnanner umgeht*; das beinhaltet Miteinander-Spaß-haben (*ä bissel bledsinn mache un aa mol drei schdunn witz un sprisch vezähle, daß drei schdunn lang nur gekrische werd*) ebenso wie Offenheit und Direktheit im Umgang miteinander, besonders bei Auseinandersetzungen (*daß jeder soi meinung sagt un sisch debei oguckt un nit hinnerum, des bringt beses blut*). Diese Haltung, gepaart mit Schlagfertigkeit, käme, so ein Mitglied, bei dem Verein gut an. Vom Vorstand würden auch *grobheiten* akzeptiert, wie beispielsweise *du alder idiot, halt emol dei gosch* u.ä. als Aufforderung zur Ruhe in Vereinsversammlungen. Diese Beschreibung zum Umgangsstil zwischen Vorstand und Mitgliedern entspricht in etwa auch dem aktuell zu beobachtenden Umgang. Bei der Vorstandsneuwahl 1985 zum Beispiel erfolgte die Entlastung des amtierenden Vorstandes durch den Wahlleiter mit: *jetz gehern se k.o. gschlage, dann sin se entlaschtet ... so, de Paul is jetz genauso ä mitglied wie jeder, is praktisch jetz e aaschloch wie mer aa, hot eisch nix mehr zu sache*.

Die erste Amtshandlung des neuen Vorstands nach der Wahl – der alte Vorstand wurde mit einer Gegenstimme wiedergewählt – ist die spielerische Drohung: *awwer den krigg isch raus, wu mid nein gege misch gstimmt hot*. Dem Lachen der Versammlung folgt die Erklärung des Wahlleiters für die Gegenstimme: *der hot bestimmt nit gewißt, wie de disch schreibsch, wie e tomat mit ck un siwwe a wie tralala*. Darauf wieder Lachen der Versammlung.

Dieser Umgangston soll jedoch nur für den Umgang unter Männern gelten. Frauen gegenüber gelten andere Regeln, da gebe es *e große mauer, große unnerschiede*. Frauen würden *höflich* behandelt und beispielsweise bei Ordnungsrufen niemals mit *du bledi kuh, hald emol doi maul* – das wäre das Äquivalent zur Aufforderung an einen Mann – ermahnt, sondern durch *Karin, sei emol ä bissel leiser*, eine Ausdrucksweise, die *das höchste der gefühle* sei. Unter den Frauen, einige selbst Vereinsmitglieder, andere die Frauen bzw. Freundinnen von Mitgliedern, gebe es, ähnlich wie unter den Männern, ein gutes *einverständnis*; einige seien auch befreundet, und während die Männer ihren Vereinsgeschäften nachgehen, gehen sie gemeinsam schwimmen, saunen, in andere Lokale, weil sie *uff deitsch gsagt unseren quatsch nid immer here wolle*. Doch bei Spielen, vor allem bei Auswärtsspielen und selbstverständlich bei Turnieren und Festen, seien die Frauen immer aktiv dabei, würden vom Verein auch dringend gebraucht für viele Organisationsaufgaben: *mer wisse, daß ohne unser fraue nix geht*. Außerdem käme es, trügen die Frauen Vereinsidee und -arbeit nicht mit, für viele Männer zu häuslichen Schwierigkeiten bis hin zur Aufgabe ihrer Vereinstätigkeit. Das ist eine Vorstellung, die für viele, deren *herz dodro hängt*, für die der Verein *s=änzigschte hobby is*, einfach *unmöglich* ist.

Ein Vergleich des FC Filzbachklausen mit der Begegnungsstätte (BGS) macht die Spezifika beider Organisationen deutlich. Die BGS ist von der Konzeption, den Trägern (viele Studenten, Sozialpädagogen, einige Akademiker) und vom Umgangsstil untereinander ein Novum im Stadtteil. Die ebenfalls wöchentlichen Vereinsversammlungen sind eher von einem 'studentischen' Stil geprägt mit formalen Anträgen, mit langen, oft sehr kontrovers geführten Diskussionen zur Konzeption und zur Arbeit des Vereins, mit intensiver Bearbeitung gruppenspezifischer Probleme. Im Gegensatz dazu verlaufen die Vereinsversammlungen des FC Filzbachklausen kaum kontrovers; dominant während der ganzen Versammlung ist der Vorstand, Diskussionen zur Konzeption und Arbeit des Vereins scheint es kaum zu geben; wenn Diskussionen stattfinden, dann zur Anlage und Technik eines bestimmten Spiels, zum Einsatz von Spielern, zur Verteilung der Organisationsarbeit u.ä. Gruppendynamisches wird weniger diskursiv als in Seitenbemerkungen, in Anspielungen behandelt oder resümierend vom Vorstand vorgetragen und bewertet. Diskussionen im Anschluß an solche Vorstandsresümées scheinen nicht üblich zu sein. Während sich bei der BGS durch Erfolge in der Jugend- und Erwachsenenarbeit in jüngster Zeit erste Anzeichen für eine Annäherung an den Stadtteil und für eine möglicherweise auch längerfristige lokale Verankerung zeigen (durch Mitgliederzuwachs aus der

Bevölkerung: ausländische Jugendliche und Erwachsene, deutsche Zuzügler und auch einige aus der Stammbevölkerung), knüpft der Verein Filsbachklause von Konzeption, Stil und Trägerschaft her an alte Stadtteiltraditionen an, hat regen Zuspruch aus der angestammten Bevölkerung (Anträge auf Aufnahme in den Verein müssen wegen Raummangel immer wieder abgelehnt werden) und scheint dadurch, daß es ihm gelingt, auch Teile der jungen Stammbevölkerung auf Dauer einzubinden, ein Weiterleben und eine Weiterentwicklung traditioneller Formen sozialer Organisation zu gewährleisten. Die heutige Führungsmannschaft des Vereins tut alles dafür, daß der junge Verein sich langfristig im Stadtteil etabliert (denn: *mer wolle aa als alde noch unsern spaß dodro hawwe und mer baue des jetz aa fer unser alder uff*); junge Mitglieder werden gezielt durch Appell und vorbildhaftes Handeln an traditionelle Werte der Zusammengehörigkeit, ja des Verschworens (*mer wolle ä verschworini gsell-schaft soi*) und der Verantwortung füreinander herangeführt, damit sie später die Vereinsführung übernehmen können.

4.2.2.3. Hinterhofbühne

Ebenfalls neu im Stadtteil etabliert ist die Schauspielgruppe der Hinterhofbühne in J 7, die – allerdings unwissentlich – teilweise eine alte Stadtteiltradition fortführt: die Theater- und Kabarett-Tradition. Die alternative Theatergruppe, geführt von einem hauptamtlichen Schauspieler und Bühnenbildner, besteht aus ca. 15 vorwiegend jüngeren Leuten (einige wohnen im Stadtteil), die im Nebenberuf schauspielern. Die Gruppe hat sich 1983 in Eigenarbeit alte Gewerberäume zu einem kleinen, mit wenig Requisiten und viel Improvisation arbeitenden Theater umgestaltet. Das Theater muß sich selbst tragen, Zuschüsse von der Stadt erhält es bislang noch nicht. Der Initiator und derzeitige Leiter der Gruppe, Österreicher mit internationaler Berufserfahrung, kam 1981 nach Mannheim und suchte sich bewußt den Stadtteil aus (infrage gekommen wäre auch noch die Neckarstadt) wegen seiner Farbigkeit und Lebendigkeit, *wegen der vielen ausländerkinder*. Das Theater verfährt zweigleisig; es unterhält ein Kindertheater mit viel Pantomime und Clownerei (*keine lehr- oder schulstücke, sondern viel gaudi*) und ein avantgardistisches Erwachsenentheater mit Autoren wie Ch. Stock, J. Genet, P. Kohout. Außerdem veranstaltet das Theater auch workshops an Wochenenden mit Pantomime, Tanz, Kabarett, Satire und *viel unsinn*. Im Kabarettprogramm treten auch Gäste auf, *neuentdeckungen aus=m hiesigen raum*, die eine bestimmte Art von Kabarett machen: *unheimlich hochgestecktes literarisches kabarett ... oder absurdes (Kabarett) aber noch komik drin*. Einige Kabarettprogramme veranstaltet die Hinterhofbühne auch gemeinsam mit der Begegnungsstätte. Im Kinderprogramm will das Theater vor allem die Stadtteilkinder ansprechen, was nach meiner Beobachtung auch gut zu gelingen scheint. Die Kinder der Umgebung, eifrige Theaterbesucher, kennen den Leiter der Gruppe nur als „Clown Jojo“; sowohl aus der Schule als auch aus der Begegnungsstätte erfährt man Begeisterung über das Kinderprogramm. Mir scheint, gerade das Improvisierte und Unperfekte, die Mischung

aus Zartheit und absurder Tollpatschigkeit in den Clownereien und vor allem die spontane direkte Einbeziehung der Kinder ins Spiel machen den Erfolg des Kindertheaters aus. Clownereien, Gaukeleien und Feuerspucken unter spontaner Beteiligung der Zuschauer bzw. Anwohner kann man im Sommer auch im Hof des Theaters oder auf der Freifläche I 6 erleben.

Ganz anders sind Ausrichtung und Erfolg im Erwachsenentheater. Weder die Gruppe noch die Art der Stücke finden Anklang im Stadtteil, *von den alten Filsbachern war noch niemand da*. Für die Deutschen hier *sind wir e fahrendes volk, unordentlich, unpünktlich*, die man mit gewissem Mißtrauen betrachte. In dieser Umgebung hier könne man nur *als schauspieler vom Nationaltheater* auf Akzeptanz hoffen, aber nicht als *freie gruppe*, die mit wenigen Mitteln in wenig repräsentativen Räumen Neues versuchen will. Ganz anders sei der Kontakt jedoch zur ausländischen Bevölkerung; obwohl Ausländer auch nicht zu den Besuchern des Erwachsenentheaters gehören, zeigten sie jedoch viel Verständnis für das Unternehmen, beklagten sich nicht wie die Deutschen *über lärm bei wochenendveranstaltungen und theaterfesten*, sondern *öffneten ihre fenster und machten mit, mit kind und kegel bis um ein uhr in der früh*.

Das Publikum im Erwachsenentheater ist *sehr gemischt*, im wesentlichen *theaterpublikum* (darunter auch einige Studenten) aus dem näheren und weiteren Umkreis. Bei einer Inszenierung sei sogar eine große Gruppe Theaterwissenschaftler aus Gießen angereist, die sich für ein *anderes, avantgardistisches Theater* interessierte. Manche Stücke, zu Beginn schlecht besucht, würden bald zu den *bestbesuchten stücken*, andere wieder finden nur bei einem kleinen Kreis Anklang. Von der Konzeption her sei das Theater nicht auf *ausverkauf* angelegt, d.h., die Stücke werden nicht nach ihren Erfolgschancen beim Publikum ausgesucht, sondern die Gruppe will mit ihren Stücken betroffen machen, Anstoß geben, will, daß die Zuschauer sich mit dem Dargestellten intensiv auseinandersetzen. Von dieser Theaterkonzeption her wäre es der größte Erfolg, so erklärt der Leiter der Gruppe mit einem Zitat von J. Steinbeck: *jemand geht aus=m theater raus nach=m theaterstück und wird überfahren. warum? weil es is immer noch gescheiter, er wird überfahren, weil sein ganzer kopf is weg von dem was er gesehn hat, als wenn er rausgeht und fragt, wo is=n mei auto eigentlich?*.

Das Theater, das sich langfristig im Stadtteil etablieren will und das im Kinderprogramm verstärkte Bemühungen um die ausländischen Kinder *als verpflichung ansieht*, ist wegen der Sanierung in seinem Fortbestand gefährdet. Das Theater mußte 1987 wegen baulicher Mängel schließen. Eine neue Spielstätte wurde in G 7 eingerichtet. Dort eröffnete 1988 das Theater TiG 7.

4.2.3. Initiativen

Im Stadtteil Westliche Unterstadt haben sich in jüngster Zeit drei 'Bürgerinitiativen' formiert, eine auch unter Mitwirkung von Mitgliedern der Begeg-

nungsstätte, die alle ihre Routinetreffen im Café Filsbach oder in den Nebenräumen der Begegnungsstätte abhalten.

Der Arbeitskreis „Sanierung G 7“ wurde unter Mitwirkung von zwei Vereinsmitgliedern initiiert, die zugleich Mitarbeiter beim Filsbachboten sind. Nachdem G 7 zur Sanierung freigegeben war, sprachen sie Betroffene an und regten zur intensiven Beschäftigung mit rechtlichen, politischen und sozialen Sanierungsproblemen im Rahmen eines Arbeitskreises an. Bewohner und Eigentümer von G 7 nahmen die Idee bereitwillig auf und treffen sich seit einiger Zeit regelmäßig einmal im Monat im Café Filsbach. Hier werden Informationen aus mit der Sanierung befaßten Gremien zusammengestellt, kritische Stellungnahmen zum Sanierungsvorhaben abgegeben, mögliche Gegenmaßnahmen aufgezeigt und praktische Ratschläge bei sanierungsrelevanten Problemen gegeben. Der Filsbachbote sichert diesen Aktivitäten eine breite öffentliche Wirksamkeit. Der Verein BGS erhielt aus den Reihen des Arbeitskreises auch bereits Mitgliederzuwachs.

Ende 1985 formierte sich die Initiative „Schokinag“ Jungbusch/Westliche Unterstadt mit dem Ziel, gegen Gestank, Lärm und Schmutz der Schokoladenfabrik im Jungbusch vorzugehen. Die Initiatoren, Bewohner des Jungbuschs, fühlen sich seit Jahren bereits durch die Fabrik in ihrem Wohlbefinden stark beeinträchtigt. Durch Aufforderung an alle übrigen Bewohner von Unterstadt und Jungbusch, die sich durch den übel riechenden Kakaoröstgeruch empfindlich gestört fühlen, sich beim Gewerbeaufsichtsamt zu beschweren, versucht die Initiative die Erteilung von staatlichen Auflagen zur Abgasreinigung zu forcieren und zu beschleunigen. Die 30 – 40 Mitglieder starke Initiative, bestehend aus jüngeren Zuzüglern und Älteren aus der Stammbevölkerung, kam über Kontakte zu Mitarbeitern des Filsbachboten ins Café Filsbach und trifft sich seit Dezember '85 hier zur Besprechung ihrer Aktionen. Keines der Mitglieder gehörte zu den bisherigen Cafégästen. Publikationsorgan für die Aktivitäten der Initiative ist auch hier der Filsbachbote, Ort für öffentliche Diskussionen ist das Café.

Die derzeit größte Initiative, die ca. 130 Betroffene umfaßt, formierte sich im Sommer 1985 gegen die überhöhten Mietforderungen der Gemeinnützigen Baugesellschaft (GBG). Sie wurde initiiert von einem *wascheschde Filsbacher*, der vorher noch nie politisch aktiv war. Er habe weder das Verfahren der GBG noch die vorgesehene Mieterhöhung akzeptieren können, sei daraufhin in seinem Wohnblock von *tür zu tür* gegangen, habe die ebenfalls Betroffenen zu einer Versammlung in den Braunen Bock eingeladen. Dort *ham mer geschennt, gemach un gedu* und einen Brief an die GBG verfaßt mit der Weigerung, die Mieterhöhung zu zahlen. Im Braunen Bock kamen dann auch die Kontakte zum Filsbachboten zustande; Mitglieder des Vereins boten das Café Filsbach als zukünftigen Versammlungsort an, da der Braune Bock für solche Veranstaltungen zu klein und als kommerzieller Betrieb nicht geeignet war. Durch *presserummel* (Berichte im Filsbachboten und im Mannheimer Morgen) zur

Mieterinitiative sah sich dann die GBG veranlaßt, eine Mieterinformationsversammlung im Gemeindesaal der evangelischen Kirche einzuberufen. Die Versammlung war von Mietern aus H 4, H 5, I 6 und D 4 gut besucht. Als die GBG Presse und Rundfunk aus dem Saal verwies mit dem Argument, daß sie keine Darstellung in der Öffentlichkeit wollte, zogen ca. 2/3 der Anwesenden, angeführt von der Mieterinitiative aus dem Saal und veranstalteten eine Woche später mit Presse und Fernsehen eine Gegenversammlung. Diese Versammlung unter Beteiligung eines juristischen Fachmanns in Mieterangelegenheiten wurde zum großen Erfolg, denn *die Mannemer nemme nit alles gottgegeewe hie un halte=s maul, die konnsch uff die barrikade bringe*; und genau das gelang. Von 180 Mietern konnten 130 am meisten von der Erhöhung Betroffene zu einer *mieternotgemeinschaft zusammengeschweift werde*, die den *krieg mid der GBG* wagt und zu einem Prozeß gegen die GBG bereit ist. Aus der Mieternotgemeinschaft heraus haben sich dann politische Überlegungen ergeben, daß die Mieter bei der GBG einen Mieterbeirat bräuchten, der die gesamten GBG-Mieter (ca. 20.000) erfaßt. Mitinitiiert vom jetzigen Sprecher der Notgemeinschaft wurde daraufhin ein Arbeitskreis mit Vertretern aller Mannheimer GBG-Wohnungen gebildet, der sich jeden Samstag im Café Filsbach trifft und Vorlagen erarbeitet für eine Mieterbeiratsordnung mit Mitbestimmungsrechten und für eine Wahlordnung. Diesem Arbeitskreis ist klar, daß es *ein sehr langer weg* sei, auch nur einige Mietervorstellungen bei der GBG durchzusetzen.

Interessant an diesen Bürgerbewegungen, einer für den Stadtteil völlig neuen Erscheinung, erscheint mir, daß sie sich alle Mitte der 80er Jahre formierten und im wesentlichen aus der (angestammten und zugezogenen) Bevölkerung heraus initiiert wurden (beim Sanierungsausschuß gab die BGS den Anstoß, traf jedoch auf Bereitwilligkeit in der Bevölkerung). Das Entstehen solcher Bewegungen ist ein vielschichtiger Prozeß, der wahrscheinlich ebenso im Zusammenhang steht mit dem allgemein gewachsenen Bewußtsein für Umwelt- und Lebensqualität (für dessen Äußerungsform es bundesweit viele politische Vorbilder gibt) wie mit der Umstrukturierung des Stadtteils und mit daraus sich für den Stadtteil neu ergebenden Problemen, für deren Bearbeitung neue Organisationsformen erforderlich sind. Sicher scheint mir allerdings zu sein, daß einige, solche Initiativen begünstigende Rahmenbedingungen vom Verein Begegnungsstätte geschaffen wurden. Dazu gehören die Bereitschaft des Vereins, Räumlichkeiten und ein Publikationsorgan zur Verfügung zu stellen ebenso wie das politische Engagement und die aktive Mitarbeit einiger Vereinsmitglieder. Dadurch scheint es gelungen zu sein, nach außen hin den Eindruck zu erwecken, daß sozial-politische Aktivitäten dieser Art im Umkreis des Vereins den 'ideellen und materiellen Raum' finden und sich hier etablieren können.

4.3. Informelle Formen sozialer Organisation

Als informelle Formen sozialer Organisation bezeichne ich alle Organisationsweisen sozialer Gruppen, die keine Rechtsform haben und mit einer gewissen

Erwartbarkeit stattfinden, Organisationsweisen, wie sie in Freundschaft- und Bekanntschaftsbeziehungen, in Nachbarschafts- und Cliquesbeziehungen zum Ausdruck kommen. Solche Beziehungen werden – wie in Kapitel 2. ausführlich dargestellt – sehr häufig in Lokalen und Wirtschaften gepflegt. In der traditionellen Filsbach war vor und direkt nach dem 2. Weltkrieg diese Art der Beziehungspflege in öffentlichen Lokalen vor allem auf Männer beschränkt; Frauen trafen sich zu mehr oder weniger ausgedehnten Gesprächen vor und im Haus, beim Einkauf, auf Freiflächen oder auch bei gegenseitigen Besuchen in den Wohnungen. In der Nachkriegszeit scheint dann in der angestammten Bevölkerung die geschlechtstypische Trennung allmählich aufgeweicht worden zu sein, es fanden Hausbesuche auch unter Ehepaaren statt, die Geselligkeit der Verheirateten *hat sich dann mehr in de häusliche bereisch verlagert*, weil man jetzt *die fraue mit einbeziehe wollt*. Den Frauen scheint diese Art der Geselligkeit sehr entgegengekommen zu sein, denn *jetz ham se uff ämol die männer dehäm ghabt, konnte den konsul do ä bissele überwache*. Später wurde es auch allmählich für Frauen möglich, Filsbachwirtschaften zu besuchen, was zur Zeit ja auch für alleinstehende Frauen durchaus üblich ist (vgl. oben 3.2.7.).

Neben den verdichteten Formen sozialer Organisation, wie sie sich im Umkreis von Filsbachwirtschaften ansiedeln, gibt es auch in der heutigen Westlichen Unterstadt offenere Formen sozialer Organisation mit weniger regelmäßigen Kontakten an folgenden Schauplätzen: auf der Straße und an Straßenecken, vor und in Geschäften, in Wohnungen, Hausfluren und Höfen.

4.3.1. Einkauf

Das Nutzen des Einkaufsweges und des Raumes vor und in Geschäften zum Gespräch zwischen Bekannten und Freunden fällt bei jeder Stadtteilbegehung auf. Die Jungbuschstraße, die Hauptgeschäftsstraße der inneren Westlichen Unterstadt, wirkt besonders einladend zum Pause machen und zum kurzen Gespräch, da an mehreren Straßenecken (Ecke H 2/H 3; Ecke G 4/G 5; Ecke G 2/G 3) vor deutschen und ausländischen Geschäften Bänke stehen. An warmen und trockenen Werktagen sind diese Bänke besetzt; kleine Gruppen von Menschen stehen um die Bänke, Einkaufstaschen und Tüten liegen darauf, Kinder spielen und laufen darum herum. Doch auch an anderen Stellen der Jungbuschstraße bilden sich, besonders zu den Einkaufszeiten vormittags und am späten Nachmittag, immer wieder kleinere Gruppen von Einkaufenden. Vor ausländischen Geschäften und vor Ausländerlokalen stehen auch häufig Männer in Gruppen zusammen. Penner treffen sich regelmäßig vor dem Lebensmittelgeschäft Ecke H 5/H 6 an den Abluftschächten und an der Ecke H 6/H 7 zwischen Telefonzelle und Sparkasse. Vor dem Lebensmittelgeschäft, Ecke H 5/H 6 bleiben oft deutsche Frauen beim Einkauf zu einem kurzen Schwatz stehen, in unmittelbarer Nähe zu den Pennern, doch ohne für den Beobachter erkennbare Anzeichen einer gegenseitigen aktiven Wahrnehmung.

Zu den Einkaufszeiten treffen sich Leute routinemäßig bzw. sie gehen ganz bewußt zu einer bestimmten Zeit einkaufen, um eine bestimmte Person zu treffen. Eine ältere Informantin berichtet, daß sie jeden Morgen zur gleichen Zeit zum Einkauf geht und auf diesem Weg immer dieselben Leute trifft bzw. zu treffen erwartet und beunruhigt ist, wenn sie sie nicht sieht. Das löst dann Fragen aus wie: *isch hab die fraa Meier gar nit gsehe, isse krank?*

Aber nicht nur auf dem Weg zum Geschäft und davor trifft man sich, auch in Geschäften. So habe ich in mehreren Geschäften beobachtet, daß Kundinnen kurz nacheinander in den Laden gingen und bei oder nach dem Einkauf im Geschäft sich lebhaft unterhielten, manchmal unter Teilnahme der Verkäuferin, und hier auch Privates miteinander besprachen. Über persönliche Kontakte zwischen Verkäufer und Kunden berichten auch Informanten; in Geschäften erfahre man häufig das Neueste aus der Umgebung und über Bekannte, die man nicht so häufig trifft.

Eine Informantin, neu im Stadtteil, überraschte die „Familiarität“ in den Geschäften. Beim Einkauf hatte sie sich einmal verschätzt, und an der Kasse reichte das Geld nicht. Spontan habe ihr ein völlig fremder Kunde angeboten, ihr das Fehlende zu leihen, sie könne es beim nächsten Einkauf ja zurückgeben.

4.3.2. Fenster- und Telefongespräche

Auch das fällt bei jeder Stadtbegehung auf: Besonders ältere Leute schauen aus den Fenstern, manchmal reden sie mit den Fensternachbarn, manchmal reden und rufen sie aus der Erdgeschoßwohnung oder aus der Wohnung im ersten Stock Passanten auf der Straße an. Solche Gespräche können je nach gesprächsgünstigen Bedingungen (geringe Entfernung, niedriger Lärmpegel) auch längere Zeit dauern. Eines dieser Gespräche, an dem ich selbst vorübergehend teilnahm, dauerte fast eine halbe Stunde. Die Wirtin eines Lokals schaute aus dem Erdgeschoßfenster und winkte eine Passantin zu sich. Die beiden unterhielten sich lebhaft. Ich ging auf die beiden zu und fragte, ob sie wüßten, wer im Haus nebenan wohne und welche Organisation sich hinter einem Firmenschild verberge. Hier wie in den Geschäften waren die Angesprochenen zum Gespräch bereit, gaben bereitwillig Auskunft und sprachen auch über private Angelegenheiten. Den Kontakt bei solchen Gesprächen brach jedes Mal ich selbst ab aus dem unbestimmten Gefühl heraus, nicht mehr länger die Legitimation zu haben, mich da aufhalten zu dürfen; doch als ich mich verabschiedete, hatte ich auch jedesmal den Eindruck, daß ich durchaus noch länger hätte bleiben können, ohne aufzufallen.

Daß Kommunikation durchs Fenster üblich ist bei der angestammten Bevölkerung der Westlichen Unterstadt und auch üblich war in der Filsbach vor der Sanierung, bestätigten viele Informanten. Eine Sozialpädagogin bezeichnet das *zum fensterrausgucke* als eine der Hauptunterhaltungsmöglichkeiten für ältere

Leute, die oft krank seien, wenig Geld hätten, und weite Wege ins Café u.ä. für sie nicht in Frage kämen.

Über eine ältere Frau, die vor der Sanierung in I 4 wohnte, wird berichtet, daß *sie sofort widder in die Filsbach ging, weil die leut die all do drunne gewohnt hawwe, mit denne hat se sisich unnerhalte üwwers fenschter*. Auch an ihrem neuen Wohnort in F *do hängt se halt immer am fenschter, ... dann unnerhält se sisich mit de leit... wann bei der emol de rollade zwee tag zu is, dann wird glei bei uns ogrufe, her, bei ihrer mutter is de rollade unne, was is=n los, isse im krankehaus?* Da die Frau schwer krank ist und wenig aus dem Haus kommt, bedeute diese Art der Kommunikation für sie die einzige Möglichkeit, mit Nicht-Verwandten zu verkehren. Obwohl es bei solchen Gesprächen keineswegs nur freundlich zugehe (*da meckert se dann ... da schenut se un mault*), gehört diese Art der Kommunikation zum festen Bestandteil des Alltags dieser Frau und ihrer Bekannten.

Wo der direkte Kontakt durchs Fenster wegen Umzug in für solche Kontakte weniger geeignete Wohnungen nicht mehr möglich ist, übernehmen Telefongespräche zunehmend die Funktion der Fenstergespräche. Informanten, die vor der Sanierung in unmittelbarer Nachbarschaft und jetzt über den Stadtteil verteilt wohnen, stehen in regelmäßigem telefonischen Kontakt miteinander. Über eine Frau, die vor der Sanierung in I 6 im Erdgeschoß wohnte, mit dem Küchenfenster zur Straße hin, wird berichtet, daß sie, da sie sich vor allem in der Küche aufhielt, immer gewußt habe, was draußen los war; *an der is käner vorbeikomme, die hot jedes ogsproche*. Nach dem Umzug in die H 5-Neubauten mit nach hinten gelegener Küche seien solche Fensterkontakte nicht mehr möglich. Jetzt unterhält diese Frau rege Telefonkontakte vom Küchentisch aus (Telefon und dickes Heft mit Telefonnummern auf dem Küchentisch) und regelt von hier aus ihre sozialen Kontakte.

4.3.3. Hausbesuche

Hier wird nur ein Typ von Hausbesuchen behandelt, die – wie ich sie nenne – Kaffeebesuche unter Frauen der Stammbevölkerung. Sie scheinen mir neben den in allen Bevölkerungsgruppen verbreiteten Familienbesuchen deswegen interessant, da hier noch Reste bzw. Weiterentwicklungen der traditionellen Aufteilung von Geselligkeitsgelegenheiten für Männer und Frauen zu finden sind. Männer gestalteten ihr Freizeitleben in und im Umkreis von Filsbachwirtschaften und darin angesiedelten Vereinen, Frauen im häuslichen Umkreis mit anderen Frauen: *die männer ware in de wertschafte un die fraue die ware do, wo se hiegehert hawwe, dāhām bei de kinner ... un dann mit de nachbarin, do gabs de üblische nachbarschaftstratsch*. Mir scheint, daß in großen Teilen der angestammten Bevölkerung diese Freizeit aufteilung auch heute noch praktiziert wird (zumindest was den werktäglichen Alltag betrifft, am Wochenende können auch gemeinsame Unternehmungen stattfinden), und daß die Kaffeebesuche unter Frauen ein Äquivalent für die Wirtschaftsbesuche der Männer sind.

Die Kaffeebesuche werden tagsüber nur unter befreundeten Frauen praktiziert, sie dauern nicht lange und sind für die Besuchten nur mit geringem Aufwand verbunden. Kommt eine Frau auf dem Weg zum Einkauf, zur Behörde u.ä. an der Wohnung einer befreundeten Frau vorbei und weiß, daß sie zu dieser Zeit ihr Täßchen Kaffee trinkt, *guckt* sie rein, trinkt in der Küche mit ihr Kaffee und geht bald danach wieder. Diese Besuche finden ausschließlich in Abwesenheit des Ehemannes statt, bzw. das Eintreffen des Mannes beendet sie abrupt. Mehrere meiner Interviews fanden in solcher Situation statt. Eine der Informantinnen, die großen Wert auf solche Besuche legt und einen großen Freundinnenkreis unterhält, hat ständig Thermoskannen voll Kaffee in der Küche stehen, um ihre Besucherinnen bewirten zu können.

Außerdem sind solche Hausbesuche ausschließlich auf Frauen untereinander beschränkt, und der Hausbesuch einer Frau bei einem Mann oder umgekehrt hat ganz andere Bedeutung. Das geht aus folgender Begebenheit sehr deutlich hervor. Ein älterer Mann der Seniorengruppe in der Begegnungsstätte wurde schwer und aussichtslos krank. Da seine Frau noch berufstätig war, lag er ganze Nachmittage und Abende allein zu Hause im Bett. Ein Vereinsmitglied schlug der Gruppe vor, daß abwechselnd Gruppenmitglieder (Frauen) ihn besuchen sollten. Dieser Vorschlag wurde jedoch abgelehnt mit den Argumenten: *isch kenn ihn net so gut als daß isch ihn besuche wollt*, und *außerdem hot er noch ä fraa die=n versorgt*. Hier werden Bedingungen genannt, die für Hausbesuche allgemein gelten: Man muß den andern gut kennen oder, wenn man ihn nicht so gut kennt, muß die notwendige Versorgung des Besuchten infrage gestellt sein. Da beides bei dem Kranken nicht zutrifft, wird der Besuch abgelehnt. Die folgenden Argumente beschäftigen sich mit der Zweideutigkeit des Besuchs einer Frau bei einem verheirateten, wenn auch schwer kranken Mann: *vielleischt wärs der frau* (Ehefrau des Kranken) *aa gar nit reschl, wann jeden tag e anneri kämt*, und: *die nachbarn däde denke, mensch hot der=n verschleiß an fraue, jeden tag e anneri*.

Besuche unter Frauen sind von den Aktivitäten ihrer Ehemänner abhängig in dem Sinne, daß Frauen sich untereinander nur zu Zeiten treffen, wenn die Männer aus Berufsgründen oder zu eigenen Freizeitaktivitäten außer Haus sind. Frauen organisieren ihre außerhäuslichen Kontakte im Rahmen des Zeitplans ihrer Männer 'auf Lücke'. So konnte ich mehrmals beobachten, wenn Frauen sich trafen, daß die eine oder andere mitten im angeregtesten Gespräch plötzlich auf die Uhr schaute und erschreckt ausrief: *ach gott, es is gleich halb sechse, isch muß häm, moin mann kummt*, ihren Besuch abrupt beendete und bei den anderen Frauen auf volles Verständnis traf. In den beobachteten Fällen hatten die Männer ihre zwei- bis dreistündige Freizeitbeschäftigung in einer Wirtschaft bereits hinter sich, als Familienereignis stand nun das Abendessen an, das die Frauen vorzubereiten hatten.

Daß die 'Regel' „Wenn Männer zu Hause sind, haben Frauen ebenfalls zu Hause zu sein“, auch unterlaufen wird, liegt auf der Hand. Eine extreme Form von

Unterlaufung konnte ich in einem Fall beobachten: Eine mit einem Alkoholiker verheiratete Frau nutzte seine Trunksucht, um sich abends, wenn er zuhause war, Freiraum für außerhäusliche Aktivitäten zu schaffen. Sie besorgte Mengen billigen Alkohols, und wenn er dann betrunken war, traf sie sich mit anderen Frauen (zum Tanz u.ä.).

4.3.4. Nachbarschaften

Nachbarschaften zwischen Nicht-Befreundeten scheinen in Teilen des Filzbachgebiets immer noch oder wieder zu funktionieren; man hilft sich gegenseitig bei Krankheit, hilft sich mit Haushaltsgegenständen aus, tauscht Zeitungen und Zeitschriften und hilft sich gegenseitig bei der Kleinkinderversorgung u.ä. Rein nachbarschaftliche Beziehungen sind eher funktional, auf praktische Zwecke hin gerichtet, als freundschaftlich. So bezeichnet sich eine Informantin, die mehrfach betont, daß im Haus ein guter Zusammenhalt herrsche und man sich gegenseitig helfe, trotzdem als *sehr allein*. Eine andere Informantin meint, daß, obwohl man sich im Hause sehr viel helfe, man doch nicht zu privateren Kontakten käme, kaum über individuelle Probleme miteinander rede.

Neben der Nachbarschaftshilfe ist auch interessant, wie Konflikte innerhalb von Familien von den Nachbarn wahrgenommen und bearbeitet werden. Bei innerfamiliären Konflikten und Streitigkeiten können Nachbarn zu helfen und zu vermitteln suchen, bzw. wenn die Vermittlung bei gefährlichen Streitereien aussichtslos erscheint, rufen sie die Polizei. So berichtet eine Informantin über einen Streit mit ihrem Mann und erwähnt auch die Rolle, die eine Nachbarin darin spielte. Ihr Mann sei lange nach der Abendessenszeit betrunken nach Hause gekommen und sie habe ihm das vorbereitete Essen nicht mehr wärmen wollen. Es gab lautstarken Streit. Die Nachbarin von oben habe zu schlichten versucht und ihr zugerufen: *stelle se doch ihm mann s=esse hie*. Der Schlichtungsversuch scheiterte, und sie habe zurückgerufen: *der kriggt glei die pann uff=s hern, wann er net ruhisch is*.

In einem anderen Fall von Ehestreitigkeiten verständigten die Nachbarn die Polizei, nachdem die Eheleute tätlich geworden waren und der stark betrunkene Mann die Frau mit der Pistole bedroht hatte. Nach Auskunft der Polizei scheint derartiges Eingreifen von Nachbarn in praktischen Konfliktfällen nicht unüblich zu sein. In einem weiteren Fall, in dem eine Frau im tätlichen Streit mit ihrem Partner verletzt wurde, brachten Nachbarn, die die lautstarke Auseinandersetzung mitangehört hatten, die Verletzte ins Krankenhaus.

Nach meiner bisherigen Beobachtung gibt es bei Nachbarschaftsbeziehungen auch sozial räumlich festmachbare Unterschiede. Die bisher beschriebenen Nachbarschaftskontakte werden eher in dem inneren Gebiet des Stadtteils einschließlich der 6er- und 7er-Quadrate von I, G und H gepflegt, während in den F-Quadraten und in einigen Blöcken in Richtung Marktplatz hin Nachbarschaftsbeziehungen distanzierter sind und sich zum Teil auf gegenseitiges

Grüßen beschränken. Ein älterer Informant aus F 6, der seit über 30 Jahren mit Leuten seines Alters im Haus wohnt, hat kaum Kontakte zu den übrigen Hausbewohnern. Nur zu den unmittelbaren Flurnachbarn besteht eine zweckgerichtete Beziehung; während der Urlaubszeit passen die Nachbarn gegenseitig auf die Wohnungen auf. Alleinstehende Informantinnen aus F 7, die seit Jahren dort wohnen, kennen niemanden aus dem Haus; man grüße sich nur. Kontakte zu anderen Nicht-Verwandten stammen aus vormaligen Hausgemeinschaften in I 5. Aufschlußreich für die Nachbarschaftsbeziehungen in einem Haus in F 5 ist die Erzählung einer Informantin über eine Alkoholikerin, eine Flurnachbarin. Eines Tages habe jemand an ihrer Tür geklopft und um Hilfe gerufen. Sie machte auf, vor der Tür lag die total betrunkene Nachbarin und habe um eine Tasse Kaffee gebeten. Die Informantin gab ihr weder die Tasse Kaffee noch ließ sie die Nachbarin zu sich rein. Auch sonst half im Haus niemand. Die Informantin habe die Polizei gerufen.

4.3.5. Private Feste

In einigen Hausgemeinschaften der 6er- und 7er-Quadrate werden regelmäßig Haussommerfeste veranstaltet. Äußere Bedingung scheint ein schön angelegter und gepflegter Innenhof bzw. Innengarten zu sein. Wenn in solchen Häusern Ausländer wohnen, feiern sie bei den Festen mit. Die Hausgemeinschaft bereitet das Fest gemeinsam vor. Für die Informanten sind solche Feste vor allem eine Möglichkeit, den Zusammenhalt im Haus zu aktivieren und zu festigen. Eine alte Frau aus H 7 berichtet: *mir hawwe alle johr mol e gaddefescht im hof ... un isch sag immer, wenn mer nur alle zusammenhalte, wenn mer des feschtel do hawwe.* In einem Haus in I 6, in dem vorwiegend jüngere Leute wohnen, werden Geburtstage der Hausbewohner zum Anlaß, um die gesamte Hausgemeinschaft einzuladen. Hier werden auch gemeinsame Einrichtungen (z.B. Spielgeräte für Kinder) geplant und Probleme (Beaufsichtigung von Kleinkindern) gemeinsam besprochen.

Eine andere Art von privaten Festen sind die Kommunion-, Konfirmation-, Geburtstags- und Hochzeitsfeiern. Werden solche Feste *groß* gefeiert, werden neben Freunden und Verwandten viele aus der Bekanntschaft und der Nachbarschaft eingeladen und auch Vertreter öffentlicher Einrichtungen, der Pfarrer, der Lehrer und der Polizist. *große* Feiern werden – wegen Raummangels – in Lokalen veranstaltet, wobei jede soziale Gruppe in *ihrem lokal* feiert: Ausländer in ihren nationalen Speiselokalen, Angehörige der angestammten Bevölkerung in Filsbachwirtschaften oder bei Pit Steiger in der Stadt Nürnberg. Besonders aufwendig inszeniert die *königin der Filsbach* (vgl. dazu 4.4.2.) ihre privaten Feste. Sie feiert entweder im Braunen Bock, in der Stadt Nürnberg oder in der Marktklause, einem Lokal am Marktplatz. Unter den ein- bis zweihundert Eingeladenen sind neben vielen Freunden und Bekannten auch eine Reihe von *prominenten* aus dem Stadtteil, der Pfarrer, ein oder zwei Polizisten und die

einzigste Ärztin aus dem inneren Stadtteilgebiet. Außer reichhaltigem Essen und Trinken wird den Gästen dann auch Live-Tanzmusik geboten.

5. Soziale Kategorien und Segmentierungen

In allen Gesprächen mit deutschen Informanten fällt auf, daß das Thema „Ausländer im Stadtteil“ eines der Themen ist, die sehr bereitwillig und meist auch sehr intensiv bearbeitet werden. Ich beginne das Kapitel 5 mit der Darstellung der sozialen Kategorie 'Ausländer'; danach folgt die Darstellung der 'Stammbevölkerung', der 'deutschen Zugewanderten' und der 'Figuren des öffentlichen Lebens'.

5.1. Ausländer

Ausländer und Deutsche segmentieren die Gruppe der Ausländer insgesamt bzw. Gruppen von Ausländern nach unterschiedlichen Kriterien. Ausländer kategorisieren sich untereinander zunächst vor allem nach nationalen Kriterien in die Türken, die Italiener, die Spanier, die Griechen und die Jugoslawen. Derartige Segmentierungen bedeuten jedoch keine Ausschlußkriterien. Je nach sozialer Situation, nach Anlaß und Ereignis können nationale Kriterien eine mehr oder weniger große Rolle spielen. Vorwiegend durch nationale Kriterien bestimmt scheinen Freundschaftsbeziehungen zu sein; so kennen sich beispielsweise viele Türken im Stadtteil untereinander, auch wenn sie nicht durch Arbeit oder Ausbildung in direktem Kontakt miteinander stehen, während ein Türke einen Griechen nur über den Arbeitsplatz, die Schule, oder die direkte Nachbarschaft kennt. Bei einer ganzen Reihe von Aktivitäten jedoch spielen nationale Kriterien nur eine geringe Rolle. So können zum Beispiel in einer griechischen „Zockerkeiße“ Türken ebenso Gäste und akzeptierte Mitspieler sein wie Griechen in einem türkischen Spiellokal. Im Elternbeirat der Schule arbeitet der türkische Vater mit der italienischen Mutter ebenso zusammen wie bei Schulfesten türkische, italienische, spanische und jugoslawische Familien gemeinsam mit deutschen Familien die Organisation tragen. Auch Nachbarschaften zwischen Angehörigen unterschiedlicher Nationalität können funktionieren, ebenso wie das gemeinsame Spiel der Kinder. Auf dem Spielplatz habe ich z.B. italienische und türkische Kinder zusammen spielen sehen, die gemeinsame Sprache war Deutsch. Kontakte zwischen Türken und Griechen können, je nach Herkunftsregion der Griechen in Deutsch oder in Türkisch ablaufen. So habe ich auf der Freifläche H 6 türkische und griechische Frauen beobachtet, die miteinander Türkisch sprachen; andererseits war ich Zeuge eines Streites zwischen einer türkischen und griechischen Mutter wegen Spielstreitigkeiten ihrer Kinder, der in Deutsch unter Verwendung einer reichen Palette deutscher Schimpfwörter geführt wurde. Die von mir beobachteten Kontakte zwischen Ausländern unterschiedlicher Nationalität verliefen meist in Deutsch. Dabei sind viele deutschsprachige Formen zu beobachten: unterschiedlich stark pidginisierte Formen bei vielen ausländischen Frauen, aber auch bei einigen ausländischen Männern;

standardnahe Formen bei Ausländern, viele davon Jugendliche, die Deutsch vermutlich vor allem gesteuert gelernt haben (Sprachunterricht); eine stark dialektal geprägte Sprechweise bei ausländischen Kindern und Jugendlichen, die in Mannheim aufgewachsen sind. Eine über Einzelfälle hinaus reichende Kontaktvermeidung zwischen Nationalitätengruppen im Stadtteil konnte ich nicht beobachten.

Unterschiede zwischen einzelnen Nationalitätengruppen bestehen hinsichtlich der nationalen Binnensegmentierung. Während Griechen und Italiener sich vorwiegend nach persönlichen Kriterien in Cliquen und Freundschaften zusammenschließen in Abhängigkeit davon, wie sie *miteinander können*, spielen bei Türken politisch-religiöse Kriterien eine große Rolle. Es gibt *rechte* und *linke* Türkengruppen, die unterschiedlichen politischen Richtungen anhängen und stark wahrnehmbare politische Aktivitäten entfalten. Doch auch weite Bereiche der sozialen Organisation scheinen auf dem 'rechts-links-Kriterium' zu basieren; so gibt es *rechte* und *linke* türkische Lokale und Geschäfte, Freundschaften und Cliquen bilden sich vor allem im Rahmen *rechter* oder *linker* Gruppierungen. In einem *rechten* oder *linken* türkischen Lebensmittelgeschäft beispielsweise kann man auch deutsche oder griechische Kunden oder auch Angestellte finden, aber keinen Türken, der Angehöriger der entgegengesetzten politischen Richtung ist. In einer Ausländerklasse gibt es viel eher Feindschaften und Kämpfe zwischen türkischen Schülern aus Familien *unterschiedlicher politischer richtungen* als zwischen Kindern unterschiedlicher Nationalität. Polizeibekannte Aktivitäten von Ausländern scheinen sich viel eher auf Rivalitäten und Streitereien zwischen türkischen Gruppen unterschiedlicher politischer Richtungen zu konzentrieren als auf Auseinandersetzungen, die auf der Kategorie 'Nationalität' basieren.

Deutsche folgen bei der Wahrnehmung von Ausländern und ausländischen Gruppen weniger der 'Nationalitäten-Kategorie' in dem Sinne, daß sie Ausländer aufgrund ihrer Sprache, ihrer Verhaltensweisen u.ä. eindeutig einer bestimmten Nationalität zuordnen und mit Bewertungen verbinden. Viele der Informanten können Ausländer aufgrund ihrer Sprache und ihrer Verhaltensweise nicht eindeutig als Spanier, Italiener oder Türken bestimmen. Deutsche segmentieren Ausländer eher anhand Eigenschaften und Verhaltensweisen, die zu Kategorien wie 'auffällige Ausländer', 'unauffällige' und 'arrivierte Ausländer' führen. Bei dieser Kategorisierung spielen auch nationale Kriterien eine Rolle, jedoch nicht im realen Sinne, sondern Nationalität wird zur Metapher für eine bestimmte Verhaltensweise.

5.1.1. Auffällige Ausländer

In diese Kategorie können Ausländer jeder Nationalität fallen, sobald sie spezifische Merkmale aufweisen. D.h., es gibt keine nationale Gruppe, die als solche ausschließlich auffällig wäre. Doch gibt es bei einer Reihe von Informanten die Tendenz, Ausländer nach dem Grad der 'Störung', die sie für die Informanten bedeuten, nach Nationalitäten zu differenzieren; nach dieser Differenzierung

werden Türken insgesamt als die am meisten störende Gruppe empfunden, und gleichzeitig werden alle Ausländer, die als störend empfunden werden, den Türken zugeordnet, unabhängig von deren tatsächlicher Nationalität. 'Türke' wird hier zur Metapher für Auffälligkeit und Störung. So klassifiziert einer der Informanten, den die vielen ausländischen Geschäfte in seinem Wohnumfeld äußerst stören, alle Geschäfte als *türkische läden*; bei der konkreten Aufzählung zeigt sich, daß von elf Geschäften nur vier von Türken, zwei von Spaniern, zwei von Italienern, zwei von Deutschen und eines von einem Griechen geführt wird.

Allerdings betreffen auch einige Charakteristika, die zur Kategorie 'auffällig' führen, vor allem Türken. So fällt die Kleidung traditionell und religiös gebundener Türcinnen auf, die über der Türkenhose Rock, Jacke und Mantel tragen, das Kopftuch bis tief in die Stirn ziehen, um ihre Haare zu verbergen, und die selbst an heißen Sommertagen außer Händen und Gesicht alles bedecken. Eine andere Auffälligkeit betrifft das Verhalten türkischer Männer zu Frauen in der Öffentlichkeit: *der mann geht zwei, drei schritte vor der frau, sie ist voll mit einkaufstüten bepackt, er schlenkert mit den armen und am schluß kommen die kinder*. Solche Verhaltensweisen, die in direktem Widerspruch zu den deutschen Höflichkeitsregeln stehen, die für Männer Frauen gegenüber gelten, ist für die deutsche Bevölkerung äußerst auffällig und ruft bei deutschen Frauen den türkischen Männern gegenüber Ablehnung hervor, türkischen Frauen gegenüber Unverständnis und Bedauern. Daß türkische Männer ihre Einstellung zu Frauen, wonach *frauen ja nichts gelten*, auch auf deutsche Frauen übertragen, wird als äußerst ärgerlich empfunden: *ne frau erzählte, die läuft hier die Jungbuschstraße entlang, kommen türken vierspännig nebeneinander, ja was macht dann der türke, der haut so mit dem handgelenk der frau auf die hand, daß sie runtergehen muß vom gehweg*. Ein solches Verhalten wird von dem Informanten als *katastrophal* bezeichnet.

Weitere Charakteristika, die zur Kategorie 'auffällig' führen, die jedoch nicht nur für Türken, sondern für Ausländer allgemein gelten, sind regionale Herkunft und deutsche Sprachkenntnisse. So werden Ausländer, die aus Städten kommen für lernfähiger, umgänglicher und insgesamt anpassungsfähiger gehalten als Ausländer vom Land, die durch *rückständigkeit, geringe bildung*, durch insgesamt größeres Festhalten an heimatlichen Traditionen, vor allem an religiösen Gebräuchen, auffallen. Die geringen deutschen Sprachkenntnisse erwachsener Ausländer werden oft mit geringer Bildungswilligkeit/-fähigkeit in Verbindung gebracht. So kann sich eine Informantin die geringen Deutschkenntnisse eines Italieners, der seit über zwanzig Jahren im Haus bei ihr wohnt, nur damit erklären, *daß er des halt nit so lerne kann*. Auch die von vielen Informanten beobachtete geringe deutschsprachige Fähigkeit türkischer Frauen wird mit deren *geringer bildung*, deren *analphabetismus* in Verbindung gebracht.

Neben den bisher dargestellten Charakteristika, die zur Kategorie 'auffällig' führen können, gibt es eine Reihe von Eigenschaften und Verhaltensweisen, die bei Ausländern aller Nationalitäten auffallen und die von fast allen Informan-

ten als besonders störend empfunden werden. Sie äußern sich in sprachlichen Stereotypen wie *ausländer sind schmutzig*, *ausländer sind laut* und *ausländer treten in massen auf*.

a) Ausländer sind schmutzig

Die Wahrnehmung einer anderen ethnischen Gruppe als schmutzig impliziert die Beurteilung der eigenen ethnischen Gruppe als sauber. Explizit treten Urteile wie *die deutschen sind sauber* in Gesprächen auf als: *aber es gefällt ihnen all (den Ausländern) in Deutschland, weil mir so sauwer wäre, und wir sauberen deutschen müssen uns so was gefallen lassen*. Hierbei scheint es sich eher um Vorurteile über Deutsche einerseits und Ausländer andererseits zu handeln als um die ganz konkrete Bewertung eines bestimmten Deutschen über einen bestimmten Ausländer, denn einige der Informanten, die Urteile wie *schmutzig*, *unsauber* u.ä. über Ausländer fällen, werden von anderen Deutschen (allerdings in anderem Zusammenhang) selbst als *dreckig* und *stinkig* bezeichnet.

Das Problem des Vorurteils in bezug auf die *unsauberkeit der ausländer* wird auch von zwei Informanten angeführt, die beruflich mit Ausländern befaßt sind und die eine gute Detailkenntnis über das Wohnen von Deutschen und Ausländern haben: *es gibt auch bei uns deutsche schmutzige leut, so isses nit. mir komme in haushalte rein, also die die sage des aa üwwer auslänner, aber die würde besser mal bei sich selbst gucke ... aber des is schon so e vorargument, des bringe die einfach, ob des jetz zutrifft oder nit, des bringe se halt, ne, un die könne se nit davon überzeuge, daß es annerscht is und: das sauberkeitsproblem bei türken ist ein vorurteil der deutschen bevölkerung. das sauberkeitsproblem trifft sicherlich auch nur auf manche zu, trifft aber genauso auf die deutschen zu*.

Die Charakterisierung *schmutzig* wird in den Interviews mit älteren Deutschen oft zu Beginn der Darstellung des Andersseins der Ausländer pauschal auf die ganze Ausländergruppe angewandt; danach erfolgt öfter auch eine Differenzierung nach *der saubere türke dort* gegenüber *den schmutzigen türken*, *der saubere griechen im haus* gegenüber den unsauberen Lokalen mit *dene griechische wirt, do ka=ma nimmer hiegehe* usw.

Die Referenzobjekte, die mit *schmutzig* bezeichnet werden, sind vielfältig. Mit diesem Attribut wird zunächst einmal auf die Kleidung referiert: *die sind ja nur in der kleidung so schlampig, schmutzig gell*. Dann bezieht sich *schmutzig* auf das ganze Wohnumfeld, auf das nicht ordnungsgemäße Putzen der Treppen, auf die wenig schöne Fensterausstattung, auf Fenster, die keine Vorhänge haben oder *angebabbte Gardine*, auf nicht ordnungsgemäß abgestellte Fahrräder im Hof und auf die nicht gefegte Straße. Außerdem bezieht sich *schmutzig* auf die äußere Schabigkeit der Häuser, in denen die Ausländer oft wohnen. Gegen Urteile dieser Art wenden sich vor allem sozialberuflich mit Ausländern befaßte Informanten, die in viele deutsche und ausländische Wohnungen kom-

men: Aufgrund der Mietpreispolitik blieben Ausländern oft gar keine anderen Wohnungen als die, die billiger und auch schäbiger seien. Wenn man *in die heruntergekommenen wohnungen eine deutsche familie reinsetzen (würde), dann wäre das genau dieselbe situation*. Außerdem seien die schäbigen Wohnungen, in die viele Ausländer einziehen, schon so heruntergekommen gewesen, als die Deutschen dort auszogen.

b) Ausländer sind laut

Auch diese Charakterisierung bezieht sich auf Angehörige aller Nationalitäten. Mit dem Attribut *laut* u.ä. werden die unterschiedlichsten Sachverhalte bezeichnet, zunächst das Verhalten von Kindern in Treppenhäusern, auf Höfen, in Wohnungen. Dieser Charakterisierung, die ausschließlich von älteren Leuten kommt, deren eigene Kinder erwachsen und außer Haus sind, liegt eine ganz spezifische soziale Konstellation zugrunde: In den Häusern der Informanten sind die Deutschen vorwiegend ältere Leute, die jüngeren Familien mit Kindern sind Ausländer, so daß die Konstellation Ältere/Kinder zusammenfällt mit der Konstellation Deutsche/Ausländer. Das ablehnende Urteil des Verhaltens von Kindern allgemein, das bei vielen älteren Deutschen anzutreffen ist, wird hier zum ablehnenden Urteil über das Verhalten von Ausländern. Dazu kommt noch der von den älteren Deutschen deutlich wahrgenommene unterschiedliche Erziehungsstil ausländischer Eltern, geäußert durch: *die sin nit gezoche, die dürfe mache, was sie wolle*; oder *des geht bei uns in Deutschland nit, hier kann e kind nit mache, was es will, die ham alle rechte, keiner schimpft mit denne*.

Die Charakterisierung *laut* bezieht sich auch auf die besonders von den Anwohnern wahrgenommenen Aktivitäten ausländischer Kinder und Jugendliche auf dem großen, zentral gelegenen Spielplatz. Ältere Anwohner empfinden den Lärm durchgehend störender als jüngere Anwohner. Klagen über Spielplatzlärm gibt es überall, und die ethnische Differenzierung wird zunächst nicht deutlich. Doch die Spezifik des Spielplatzes ist folgende: Hier spielen vorwiegend ausländische Kinder und ausländische Jugendliche; deutsche Kinder sieht man weniger und zwar – so einige Informanten –, weil es entweder die deutschen Eltern wegen der hohen Ausländeranwesenheit nicht erlauben oder weil deutsche Kinder von den Ausländern mit Gewalt vertrieben würden. Von vielen Informanten (Anwohnern, in der Sozialarbeit Tätige) wird der Spielplatz als in ausländischem Besitz charakterisiert, einige glauben ihn in türkischem, andere in italienischem Besitz. Möglicherweise stört der Lärm spielender Kinder besonders, weil es sich um Ausländerkinder handelt und weil die Kinder derjenigen Deutschen, die sich damals für die Einrichtung des Spielplatzes einsetzten, jetzt nicht mehr dort spielen wollen oder können. Einer der Informanten hält die Vorstellung vieler Deutscher für naiv, die glaubten, in diesem Stadtteil einen Spielplatz nur für deutsche Kinder planen zu können. Hätte man unter Berücksichtigung der realen Verhältnisse im Stadtteil damals mit ausländischen Eltern gemeinsam den Spielplatz geplant und die Nutzung ausgehandelt, so hätte man

sich – so der Informant – einen Großteil des heutigen Ärgers über die ungleiche Nutzung ersparen können.

Ausländer werden vor allem von den Anwohnern der islamischen Vereine als *lärmend* empfunden. Die religiösen Aktivitäten dieser Vereine ziehen viele Türken von außerhalb in den Stadtteil hinein. Zu Gebetszeiten oder im Fastenmonat Ramadan fällt den Anwohnern die hohe Präsenz von türkischen Männern und Kindern auf, die mit Lärm verbunden ist. Je nach Verständnis und Toleranz für religiöse Aktivitäten der Moslems wird der damit verbundene Lärm von den Anwohnern als mehr oder weniger störend empfunden. Einige der Informanten stören auch weniger die religiösen Aktivitäten, als die Störungen zu Zeiten, die bei den Deutschen als Ruhezeiten gelten: *die Türke, die hawwe da e kirsch, de radau un gschrei, des geht bis nachts um zwölwe.*

c) Ausländer treten in Massen auf

Dieses Charakteristikum bezieht sich sowohl auf die großen ausländischen Familien, auf das Auftreten von Ausländern auf Straßen und Plätzen, als auch insgesamt auf die hohe Ausländerzahl im Stadtteil. Ausländer fallen dem Beobachter und den Informanten im öffentlichen Raum stark auf, da sie besonders in der wärmeren Jahreszeit in Gruppen zusammenstehend an bestimmten Straßenecken, vor ausländischen Lokalen und ausländischen Geschäften und auf dem Spielplatz bzw. der Freifläche zu sehen sind. Diesem Verhalten liegen m.E. einerseits kulturell unterschiedliche Muster von Ausländern aus den Mittelmeerländern zugrunde, ihre Vorliebe, sich in der Öffentlichkeit auf Straßen und Plätzen zu gemeinsamen Aktivitäten zu treffen. Andererseits spielen wahrscheinlich die Wohnverhältnisse ausländischer Familien eine Rolle; große Familien wohnen oft in zu kleinen Wohnungen, gegenseitige Besuche und gemeinsame Aktivitäten in den Wohnungen sind kaum möglich, also trifft man sich auf Straßen und Plätzen.

Ausländische Familien sind in der Regel größer als deutsche Familien. Wenn beispielsweise in ein Zehnparteienhaus zwei oder drei ausländische Familien mit je sechs bis sieben Personen einziehen, dann machen sie zahlenmäßig so viel aus wie die sieben bis acht deutschen Haushalte mit je ein bis drei Personen. Aus dieser Erfahrung heraus meint ein Informant, der in einer vorwiegend von älteren Deutschen bewohnten Gegend wohnt, und in dessen unmittelbare Nachbarschaft zwei Türkenfamilien eingezogen sind: *wenn in einem so gewachsene gebiet wie hier die ausländer in der überzahl hereingeschleust werde ... diese ballungen, wenn man zwei un drei familien in ein haus tut (Zehnparteienhaus), das ist schon zu viel.* Die Angst vor der „Massierung der Ausländer“ in einem vorwiegend deutschen Wohngebiet führte bei den deutschen Bewohnern zur gemeinsamen Aktion mit dem Ziel, den Einzug weiterer Ausländer zu verhindern (Unterschriftensammlungen, Eingaben bei der Wohnverwaltung, beim Gemeinderat).

Die *ballung von ausländern* ist für viele alte Bewohner nicht nur auffallend und störend, sondern löst Ängste aus, daß Deutsche aus der Wohnung, aus den Häusern, aus dem Stadtteil oder gar aus Deutschland verdrängt werden könnten. Ausländer kauften zunehmend Häuser im Stadtteil auf, vertrieben die Deutschen als Hausbesitzer und als Wohnungsmieter: *kaum is ne wohnung frei, das spricht sich unter den Türken rum wie ein lauffeuer, dann bearbeiten die die wohnungs-äh-inhaber ... was ich jetzt gesehen habe, daß wenn eine türkische familie drin is, dann dauert=s nit lang, is die zweite auch drin un dann is die deutsche familie draußen.* Die Handlungsweise der Ausländer läuft aus dieser Perspektive (ältere Informanten) auf eine Verdrängung der Deutschen aus dem Stadtteil hinaus, weil *die en türkische stadtteil wolle*,²⁵ und auch auf die Verdrängung der Deutschen aus Deutschland: *die wolle des induschtrielle Deutschland ... in e paar johr sin kä deutsche mehr do in Deutschland ... in zeh johr betet ihr in=ere moschee.*

In diesen letzten, mit starken Ängsten verbundenen Äußerungen über Ausländer wird die metaphorische Verwendung von 'Türke' deutlich. 'Türke' wird zum Inbegriff für alle auffälligen, ängstigenden und stark abgelehnten realen oder vorgestellten Handlungsweisen von Ausländern.

5.1.2. Unauffällige und arrivierte Ausländer

Der 'unauffällige' Ausländer wird von allen Informanten akzeptiert, auch von denen, die sich sehr ausführlich über 'auffällige' Ausländer beklagen. Als Bedingung für das Akzeptieren von Ausländern nennt eine ältere Informantin folgende Attribute: *ma muß sauwer sei un kä freschi art hawwe un nit laut sei ... ma muß sisich anpasse mit eim wort.* Der unauffällige Ausländer ist *nett und sauber*, hat eine kleine Familie, ist beruflich gesichert, oft hat auch die Frau eine Ausbildung, zumindest arbeitet sie in gesicherter Position, die Kinder besuchen mit Erfolg die deutsche Schule; der unauffällige Ausländer ist insgesamt in seiner Kleidung, seiner Wohnausstattung, seinem Verhalten *mehr europäisiert*. Wie bei der Kategorie 'auffällig', so gibt es auch bei der Kategorie 'unauffällig' keine Nationalitätenspezifik; d.h., Ausländer aller Nationalitäten können unter diese Kategorie fallen. Bei den Informanten gibt es *die nette saubere türke, die sisich reinfoinde*, deren Wohnung gut ausgestattet ist, *die sisich mit teppische prima eingerichtet hawwe*. Es gibt die *türkische familie im haus*, mit der man guten Kontakt hat, bei der die Erwachsenen gut ausgebildet, arbeitsam und lernfähig sind: *der mann hat hier de führerschein gemacht un alles, dem sei frau war schneiderin* und die Kinder *gehe in die deutsche schule ... also des is*

²⁵ Ein Blick auf die Statistik zeigt, daß Türken zwar die größte Ausländergruppe im Stadtteil sind, daß jedoch ihr Anteil an der Gesamtbevölkerung des Stadtteils nur ca. 18 % ausmacht, und daß der Anteil der Italiener an der Gesamtbevölkerung nur etwas kleiner ist als der der Türken, ca. 12 %. Italiener und Türken machen ein Drittel der Ausländer im Stadtteil aus, dabei werden vor allem die Türken wahrgenommen.

ganz andersher. Dann gibt es den netten sauberen Griechen im Haus, der beim Benz schafft, dessen Frau ebenfalls arbeitet, der zwei nette Kinder hat, die in der Schule gut sind, wie ich gehört habe; oder die spanische Familie mit einem Kind, da hört man nichts, die ein gutgehendes Lebensmittelgeschäft betreibt; oder der italienische Schneider nebenan, wo die ganze Familie arbeitet, die ein gutes Geschäft hat, das von Deutschen viel besucht wird; alles Leute, über die man wirklich nichts sagen kann. Eine ältere Informantin besucht mit Türkinnen zusammen einen Nähkurs mit einer türkischen Leiterin, war anfangs skeptisch, hat sich jedoch schnell überzeugen lassen, als die Türkinnen sie freundlich aufgenommen haben, daß sie sehr geschickte Näherinnen sind, sauber also wirklich nette Frauen, ich kann nichts anderes sagen.

Auf der sozialen Erfolgsleiter noch etwas weitergekommen sind die 'arrivierten' Ausländer, die aus deutscher Perspektive jedoch bereits ambivalent beurteilt werden. Zu den Attributen dieser Ausländer gehören auf jeden Fall gute finanzielle Verhältnisse, meist aus selbständiger Tätigkeit (gutgehende Lokale, Geschäfte, Bars), gute Beziehungen zu Deutschen, die in vergleichbarer gesellschaftlicher Position leben, zum Teil auch Teilnahme am deutschen gesellschaftlichen Leben. So waren beispielsweise bei der Hochzeitsfeier eines in diesem Sinne arrivierten Griechen deutsche, gutbürgerliche Familien, die Frauen feingekleidet mit Schmuck und so, ebenso eingeladen wie griechische Familien in ähnlicher gesellschaftlicher Position. Bei der Einweihungsfeier des Geschäftes eines arrivierten Türken nahmen deutsche kommunale Politiker und Behördenvertreter ebenso teil wie Türken, die in politisch ausgerichteten türkischen Organisationen gehobene Positionen einnehmen. Schlechte Deutschkenntnisse scheinen die Beurteilung als *arriviert* wenig zu beeinträchtigen. Ein Grieche mit gut gehendem Speiselokal spricht auch nach langjährigem Aufenthalt in Mannheim noch schlecht Deutsch. Trotzdem unterhält er regelmäßige Kontakte, auch geselliger Art, zu deutschen Funktionsträgern und zu gutbürgerlichen Familien. Von deutschen Informanten jedoch, die keinen Zugang haben zu deutschen gesellschaftlichen Gruppen, zu denen diese arrivierten Ausländer Zugang haben, werden diese Ausländer mit Distanz, auch mit Mißtrauen betrachtet. Da heißt es dann: *die Griechen da, die haben Geld, man weiß nicht woher*. Eine Informantin, die das Verhalten von Ausländern dieser Art mit dem von *vornehme Deutsche* vergleicht, fühlt sich von beiden Gruppen *von oben herab behandelt*, geht zu beiden Gruppen auf Distanz. Die Kinder aus solchen ausländischen Familien seien oft sehr lern- und leistungsmotiviert, in der Schule gehörten sie zu den besten Schülern.

5.1.3. Veränderungen im Stadtteil durch den Zuzug von Ausländern

Für viele der Informanten bedeutet der Zuzug von Ausländern in den Stadtteil eine Verschlechterung des Stadtteils. Ausländer werden besonders von älteren Stadtteilm Bewohnern angeführt bei der Erklärung für das Absinken einer ehemals guten Wohngegend oder bei der Begründung, warum man in ein ehemals

gutes Lokal heute nicht mehr gehen könne. Eine alte Stadtteilbewohnerin meint, früher habe man ohne Angst auf die Straße gehen können, da habe man alle Leute gekannt, doch jetzt sei alles anders, *jetz is alles von ausländer bewohnt, damals hawwe nur gute leut in der gegend gewohnt, betuchte leut, kei arme leut ... heut is es ganz anners, heut sin die ausländer da*. Außerdem sei ein früher *anständliches lokal* jetzt abgesunken, da *dort jetz die ausländer hiegehe*. Ein anderer Informant meint über ein Lokal, in dem er früher Stammgast war: *jetz hot=n griesche des lokal, jetz ka=ma nimmer neigehe*.

Viele, vor allem jüngere und politisch oder beruflich im Stadtteil engagierte Informanten jedoch betrachten den Zuzug von Ausländern insgesamt als positive Erscheinung, als *bereicherung des stadtteils*. An erster Stelle wird dabei das attraktive Angebot ausländischer Geschäfte und Lokale genannt; man habe jetzt ausländische Spezialitäten vor der Tür, die vorher kaum erreichbar waren. Informanten gefällt auch die Buntheit und Lebendigkeit des Stadtteils, wahrnehmbar an ausländischen Geschäften, an Lokalen, an der hohen Präsenz von Ausländern auf Straßen und Plätzen, an der Lebendigkeit der ausländischen Kinder. Außerdem seien durch den Zuzug der Ausländer wieder viele *intakte, gesunde Familien* in einem mit *deutschen problemfamilien* überfrachteten Stadtteil. Das macht sich vor allem in der Schule bemerkbar. Vor dem Zuzug der Ausländer hatte die Schule *viel zu tun mit dem jugendamt, weil sozial schwache familien hier waren*, was für die Lehrer *sehr schwere arbeit* bedeutet habe. Doch jetzt hat sich die Arbeit *kolossal geändert*, sie ist heute *bei weitem nicht so problematisch*; die Lehrer arbeiteten gern mit den ausländischen Kindern zusammen.

Einen ganz anderen Aspekt des Ausländerzuzugs beleuchten Informanten, die sowohl einen Rückgang des in der Öffentlichkeit wahrnehmbaren Alkoholkonsums feststellen (*die Türke, die sehe se wenisch betrunke ... die trinke lauter tee ... aber unsere (Deutsche) könne ohne alkohol gar nit sei*) als auch einen Rückgang des Bar- und Stripbetriebs. Dadurch sei der Stadtteil *ruhiger, angenehmer* geworden. Jeder Bar, die schließen müsse, folge ein ausländisches Geschäft oder ein ausländisches Lokal. Das Attribut *ruhiger* bezieht sich hier auf den Rückgang von Schlägereien, von Polizeieinsatz in der Nacht u.ä. im Zusammenhang mit dem Barbetrieb. Meines Erachtens dürfte der Rückgang des Barbetriebs mehrere Ursachen haben und nicht nur in ursächlichem Zusammenhang mit dem Zuzug der Ausländer zu sehen sein. Fest steht allerdings, daß in den letzten Jahren in der Westlichen Unterstadt ausländische Geschäfte und Lokale erheblich zugenommen haben, während der Barbetrieb sich von der Westlichen auf die Östliche Unterstadt verlagerte.

Für einige Informanten, vor allem jüngere Frauen, ist durch den Zuzug der Ausländer der Stadtteil insgesamt *sicherer* geworden. Zwei Informantinnen, die abends gern Kinos und Lokale besuchen, fühlen sich unter den vielen Ausländern, die vor allem abends ihre sozialen Aktivitäten entfalten, die man vor Lokalen, vor Häusern, an Straßenecken stehen sehe, wesentlich sicherer als

in deutschen Stadtteilen, die abends *ruhig und tot seien*. Eine Informantin, die aus beruflichen Gründen abends oft unterwegs sein muß, geht auf dem Hauseweg spät abends vor allem durch die Straßen, in denen viele Ausländer wohnen, denn *hier würde mir jeder helfen, wenn ich hilfe bräuchte*.

5.2. Deutsche Stammbevölkerung

5.2.1. Echte Filsbacher

Der Anteil der Stammbevölkerung an der Gesamtbevölkerung des Stadtteils dürfte derzeit nicht mehr als ca. 30 % ausmachen; d.h., die Stammbevölkerung ist gegenüber der ausländischen Bevölkerung (ca. 43 %) und den deutschen Zuzüglern in der Minderheit. Zur Stammbevölkerung rechne ich den Bevölkerungsteil, der im Stadtteil eine Primär- und zum Teil auch eine Sekundärsozialisation erfahren hat. Zu den Spezifika der Stammbevölkerung gehört neben der Mitarbeit an bestimmten Formen sozialer Organisation (vgl. 4.2.2.2.), die sich im Umkreis der Filsbachwirtschaften etablieren, und in bestimmten Nachbarschafts-, Bekanntschafts- und Freundschaftsbeziehungen zum Ausdruck kommen, die Handlungsorientierung an traditionellen Werten wie Zusammenhalt untereinander, Solidarität und gegenseitige Hilfe und Offenheit im Umgang miteinander. Als weiteres Charakteristikum der echten Filsbacher wird aus der Innen- wie aus der Außenperspektive das sprachliche Verhalten genannt. Aus der Außenperspektive erkenne man den Filsbacher an seiner *ordinären und brutalen Sprache*, an der Spezifik seiner *redensarten*. Filsbacher, die die Außenperspektive kennen, sind stolz auf ihre besondere Art, *witz un sprisch zu mache*, auf ihre *große gosch*. Ein nach Selbstdefinition *wascheschder Filsbacher* gibt eine differenzierte Beschreibung seines Sprachverhaltens und unterscheidet dabei *drei sprachstile* (ähnlich, aber nicht so explizit beschreiben auch andere Informanten ihr Sprachverhalten). Der erste Sprachstil werde verwendet *wa=ma uns unnerganner unnerhalde*, wobei Nicht-Eingeweihte *schwierischeide hätte bei manche redewendunge ... des sofort zu begreife*. Dieser Sprachstil sei *en breide vewaschene Monnemer dialekt, en ausgesprochene Filsbachdialekt, wo=s so ganz typische ausdrück gibt, die woannerscht e beleidischung un bei uns selbveschdännisch sin*. Hier sei es normal, zu einer Bekannten zu sagen: *was=n los Emma, was haw=isch=n ghert heid, doi Liesel hod e kläni kriggt, bisch awwer frieh großmudder worrn, oh lieber gott*. Ebenso würde es keiner falsch verstehen, wenn man zum Nachbarn sage: *her doin bangert, der hod mer an=s fahrrad hiegetrete*; worauf der Nachbar mit einer Gegenklage antworten würde: *her, muß doin bangerd ewisch die seefebläsel do zum fenschder naus-mache, isch wer jo gonz dabbisch*.

Den zweiten *sprachstil* verwende man nach außen hin, Leuten gegenüber, von denen man annimmt, daß sie den ersten nicht verstehen, oder es aus anderen Gründen nicht geeignet erscheint, ihn zu verwenden. Hier versuche der Filsbacher seine *sprache klarer zu gestalte, nit so nachlässisch zu führe*; vielleicht

gebrauche er auch *annere formulierung*, jedoch auch hier höre man den Mannheimer durch.

Den dritten *sprachstil* verwendet der Informant vor allem als politisch Aktiver im Verkehr mit Behörden, offiziellen Vertretern u.ä. Doch auch das sei *kä gestelztes hochdeitsch, do hätt isch artikulierungsschwierischeite*, aber es würden doch viele Fachausdrücke und in solchem Verkehr allgemein übliche Formulierungen verwendet.

Was als typische Sprache der Filsbacher gesehen wird, entspricht in etwa dem auf der ersten Stilebene Dargestellten, denn die übrigen Stile sind nicht in diesem Sinne lokal markiert. Interessant ist hier die Haltung zur Hochsprache, die bei der Darstellung der drei Sprechstile zum Ausdruck kommt. Auch bei der Charakterisierung des zweiten und dritten Sprechstils betont der Informant, daß dies *kä hochdeitsch* sei. Hier klingt eine emotionale Ablehnung der Hochsprache an, die eine andere Informantin explizit äußert. In dieser lokalen Welt sozialisiert, hat sie später durch Schule und Universität ganz andere Sprachstile zu beherrschen gelernt; für sie hat jedoch nur die erstgelernte lokale Variante *emotionale qualität*. Unter den Sprechern gebe es – auch wenn sie sich vorher nicht kannten – sofort ein 'Insidergefühl': *wa=ma irgendwo is un einer sagt jetz so=n wort, so=ne redensart, wu ewe nur derjenige, wu aus dem bereisch kommt, vasteht, un obwohl mer sonst nix mit dem gemeinsam hat, aber dieses eine wort bringt=s*. Obwohl in der Rückerinnerungen der Informantin Hochsprachesprecher sozial immer *besser eingestuft* wurden und man *mit der hochsprache mehr ansehen hatte*, bedeute für sozial Aufgestiegene, die die Hochsprache mittlerweile beherrschten, die Hochsprache *immer noch distanz*. Man könne mit Hochsprachesprechern nie so vertraut werden wie mit Leuten derselben Sprache (= lokaler Dialekt). Die Hochsprache werde intuitiv – auch wenn man sich intellektuell über den Fehlschluß klar sei – *immer noch mit arroganz und besser-sein-wollen auf eine ebene gestellt*.

5.2.1.1. In gesunden Verhältnissen Lebende

Unter dieser Kategorie fasse ich den Teil der Stammbevölkerung, Arbeiter, Handwerker, kleine Geschäftsleute u.ä., ältere wie jüngere, die aktiv an der Aufrechterhaltung und Weiterentwicklung traditioneller Formen sozialer Organisation und traditioneller Handlungsorientierungen arbeiten, die in gesicherten finanziellen Verhältnissen (sichere Berufstätigkeit, ausreichende Rente) und in einem intakten sozialen Beziehungsgeflecht leben. Leute aus dieser Population haben die Disposition, sich sozial-organisatorisch zu engagieren in Kindergärten und Schulen, in Bürgerinitiativen, bei Veranstaltungen und Festen im Stadtteil (Filsbachfest, Filsbachtreffen, Schulfest, Nachbarschaftsfeste der Polizei und Feste der Kirchengemeinden). Sie arbeiten hierbei auch mit interessierten Teilen der ausländischen Bevölkerung zusammen. So sind Ausländer und Deutsche bei der Organisation und Durchführung der Kindergarten- und Schulfeste sowie der Filsbachfeste beteiligt; einige Ausländer arbeiten auch in Initiativen

mit. Die Kinder und Jugendlichen dieser Population, Schüler ebenso wie Lehrlinge, engagieren sich in Sportvereinen, oft auch mit den Eltern zusammen, vor allem in Fußballvereinen (Thekenmannschaften und reguläre Vereine). Einige Jugendliche treffen sich auch in der Jugendgruppe der Begegnungsstätte.

Diese Gruppe der Stammbevölkerung grenzt sich besonders stark nach „unten“ ab gegenüber dem 'ungesunden' Teil der Stammbevölkerung, der deutliche Tendenzen sozialer Desorganisation zeigt vor allem im Zusammenhang mit Alkoholismus und sich auflösender Familien- und Freundschaftsbeziehungen. Auch bei der 'gesunden' Stammbevölkerung ist hoher Alkoholkonsum bei Festen und Feiern die Regel, ja gehört zu den Erfordernissen solcher sozialer Ereignisse, doch wird offene Trunkenheit stark sanktioniert. Eine im Stadtteil allgemein bekannte ältere Frau, die *königin der Filsbach*, selbst trinkfreudige und trinkfeste Mitwirkende bei Filsbachfesten und in Filsbachwirtschaften, duldet in ihrem Freundes- und Bekanntenkreis auch nach langen Feiern keinen Betrunkenen: *die wisse genau vollgsoffe derfe se nit kumme, weil jeder dann aus de roll fällt ... die werre bled, babbele scheiße, schmeiße alles rum*. Betrinke sich doch einer, werde er von ihr *gezähmt* durch: *du gehsch in de Jungbusch un roomsch (= räumtst) de Jungbusch aus, awwer dohin (= hier drin) bisch öschdännisch, wonn isch debei bin, gibt=s kä schlägerei*. Die Wirte der Filsbachwirtschaften ebenso wie die Gäste dulden in ihrem Lokal keine Betrunkenen bzw. sorgen, wenn sich einer doch mal betrinkt, für dessen unauffälligen Abtransport. Auf keinem der Feste, die von diesem Bevölkerungsteil organisiert und durchgeführt wurden (Filsbachtreffen, Feier des FC-Filsbachklause, Gruppenfeiern), habe ich Betrunkene gesehen trotz großer Trinkfreudigkeit und ausgelassener Stimmung bis weit in die Nacht. Auf einem der Filsbachtreffen wies der Organisator einen Gast kurz nach dessen Eintritt durchs Mikrophon aus dem Saal: *Karl, du kannsch nit dobleiwe, du hosch zuviel getrunke*. Als Karl doch bleiben wollte, führten ihn zwei der Gäste aus dem Saal.

Wird Trunkenheit abgelehnt und in der Öffentlichkeit durch Ausschluß sanktioniert, so müssen Alkoholismus-Geschädigte damit rechnen, daß ihnen soziale Kontakte versagt werden und in Notfällen Hilfe verweigert wird. Ein 'echter und gesunder' Filsbacher verkehrt nicht in den stadtteilbekannten Beizen, die vor allem von Alkoholikern aufgesucht werden; das seien Lokale, *in die geht mer nit, mit denne leut hot mer nix zu due*. Penner werden abgelehnt und, wenn sie nahekomen, verjagt.²⁶ So konnte ich selbst beobachten, wie im Winter bei minus 10 Grad eine Pennergruppe mit Wasser vertrieben wurde, das eine Frau aus dem oberen Stockwerk eines Hauses, vor dem die Penner sich versammelt hatten, herunterschüttete. Als Rezept gegen die Belästigung von Pennern kann man in Gesprächen mit Betroffenen immer wieder hören: *glei en ämer wasser druff*.

²⁶ Außer zu einigen, die Mitleid mit Penner haben, haben Penner keine Kontakte zu Angehörigen der hier dargestellten sozialen Kategorie; vgl. auch unten 5.2.2.3.

Noch härter als bei Männern wird der Alkoholismus bei Frauen beurteilt; die desolate Lage von Alkoholikerinnen und Notfälle infolge des Alkoholismus werden generell als selbstverschuldet betrachtet. So kommentieren Anwohner den Selbstmordversuch einer Alkoholikerin – sie wollte aus dem Fenster des vierten Stockwerks springen – durch: *die is doch selwer schuld ... isch ded=a=s saufe schunn austreiw*e (mit Prügel). Andere meinten zum Unfall einer Alkoholikerin mit längerem Krankenhausaufenthalt als Folge: *um so leid is nit schad drumm* und: *die solle zugrund gehe, wann se so saufe*. In einem Fall, als eine Alkoholikerin schwer betrunken bei der Nachbarin um Hilfe bat, verweigerte die Nachbarin die Hilfe und rief die Polizei.

Die starke Ablehnung von Alkoholikern steht vor allem im Zusammenhang mit der Furcht vor den sozial-ökonomischen Konsequenzen der Sucht; der Furcht vor dem Verlust der Selbstständigkeit und der Angst vor existentieller Abhängigkeit von und Kontrolle durch Behörden: *bevor isch zu de fürsorg geh, geh isch liewer butze, mach alles, awwer von denne will ich nix*. Die Angst vor Behördenabhängigkeit hat vielfältige Ursachen. Abhängigkeit in diesem Sinne gilt vor allem als Indiz für persönliche Unfähigkeit, die eigene Existenz und die der Familie selbstständig zu sichern. So werden auch längere Arbeitslosigkeit bzw. Arbeitsunfähigkeit (aus welchen Gründen auch immer), die zur Behördenabhängigkeit führen, vor allem 'individualisiert', dem davon Betroffenen *arbeitsscheu, faulheit* und *liederlichkeit* zugeschrieben. Eine seit Jahren von Sozialhilfe lebende Familie mit zwei Alkoholikern wird von Nachbarn für ihre desolate Lage selbst verantwortlich gemacht (*die sin selwer schuld*), und die finanzielle Abhängigkeit von der Sozialbehörde wird als Arbeitsscheu betrachtet (*die kennde all noch schaffe, wonn se nur wollde*). Daß Liederliche von Geldern der Allgemeinheit leben, weiterhin ihrer Sucht nachgehen können und insgesamt nicht viel eingeschränkter leben müssen als die Arbeitenden (*die schaffe nix, sin dauernd vollgsoffe, lebe von der fürsorg*), führt zur Ablehnung der Sozialbehörde selbst, die es durch ausreichende Zahlung den gesellschaftlich Gescheiterten ermöglicht, von der Umwelt stark abgelehnte Haltungen und Handlungsweisen in aller Offenheit zu zeigen und zu praktizieren.

Doch noch weitere Aspekte scheinen bei der Furcht vor Behördenabhängigkeit eine Rolle zu spielen. Da Abhängigkeit vor allem als Indiz für selbstverschuldetes Scheitern gilt, scheint denen, die öffentliche Gelder über lange Zeiträume annehmen, die Haltung des Ausnutzens einer Solidargemeinschaft unterstellt zu werden. Es wurde oben bereits mehrmals angeführt, daß Zusammenhalt, Solidarität, gegenseitige Hilfe sehr hoch bewertete soziale Eigenschaften in dieser sozialen Welt sind, auf die jeder Angehörige in Notfällen rechnen kann. Doch diese Notfälle müssen unverschuldet sein; Alkoholismus bzw. Sucht im weiteren Sinne ebenso wie allzulange Arbeitslosigkeit, ohne daß schwere körperliche Leiden im üblichen Sinne der Grund wären, gelten als selbst verschuldet, und im Falle von selbst verschuldeter Not kann nach den hier geltenden Regeln nicht mit dauernder Hilfe der Solidargemeinschaft gerechnet werden. Werden

Hilfen trotzdem in Anspruch genommen, wird dies als Ausbeutung u.ä. bewertet. Zudem scheint auch die Tatsache, daß öffentliche Hilfe lange Zeit in Anspruch genommen werden muß, als Indiz für Tendenzen der Auflösung familiärer Strukturen und der Aufweichung familiärer Aufgaben zu gelten. In Not Geratenen hilft zunächst der Familienverband, dann der Freundeskreis. Inanspruchnahme öffentlicher Hilfe kann daher auch bedeuten, daß solche sozialen Verbände – vorausgesetzt, die finanziellen Belastungen wären tragbar – nicht mehr in ausreichendem Maße funktionieren. Außerdem scheint das Selbstverschulden einer Notlage zu implizieren, daß die Kontrolle des Familienverbandes über den Gescheiterten nicht in ausreichendem Maße funktionierte, und daß es den ehemals Erziehungsberechtigten an Autorität und Erziehungsfähigkeit mangelte. So wird in dem oben geschilderten Fall die Schuld nicht nur bei den Betroffenen gesehen, sondern auch bei deren Erziehern; die Mutter sei schuld, habe Faulheit und Liederlichkeit der Kinder durch übermäßige Gutmütigkeit und Nachsicht unterstützt, ebenso die Verwandten, die diesen Tendenzen nicht entgegenwirkten, denn: *so erzieh isch doch kä kinner und so wie ma se zieht, so hot ma se.*

Diese vielfältigen Ursachen, die zur Ablehnung der Sozialbehörde führen, scheinen auch mit Grund dafür zu sein, daß Informanten, die abhängig geworden sind, dies ihrer Umwelt zu verschweigen suchen, bzw. wenn andere doch davon erfahren haben, wird nicht offen darüber geredet.

Die Abgrenzung der gesunden Filsbacher nach „oben hin“ zu den *vornehmen*, den *besseren leuten*, Angehörigen sogenannter höherer sozialer Schichten, ist nicht derart hart und konsequent und zur Aufrechterhaltung der eigenen Identität nicht in gleichem Maße notwendig, wie die Abgrenzung nach „unten hin“ gegen den 'ungesunden' Teil der Stammbevölkerung. Kontakte mit Angehörigen höherer sozialer Schichten liegen weniger im Wohn-, Berufs- und im selbstorganisierten Freizeitbereich als im Bereich öffentlicher Einrichtungen. Kontakte finden vor allem über Erziehungseinrichtungen (Kindergarten, Schule) statt, meist eher oberflächliche Kontakte zwischen Eltern unterschiedlicher sozialer Gruppen oder zwischen Eltern und Erziehern; oder Kontakte finden in öffentlichen Freizeiteinrichtungen statt und zwar Kontakte zwischen Betreuern und ihrer Stadtteilklientel. Die von mir bisher beobachteten Formen von Abgrenzungen nach oben betreffen vor allem die Abwehr von Einmischung in die eigene Lebensweise. Unangebrachte Übergriffe der Oberen werden zurückgewiesen, indem man sie bloßstellt und lächerlich macht. Die Abwehr erfolgt oft mit Hilfe lokalsprachlicher Mittel; so wird der Außenstehende, der sich einmischen will, beispielsweise unter Verwendung lokal-spezifischer Ausdrucksweisen und Redewendungen, die er nicht verstehen kann, bewußt ausgeschlossen und in seiner Handlungsintention zurückgewiesen. Von einer Gruppe älterer Frauen, die sich regelmäßig in einer öffentlichen Freizeiteinrichtung treffen und die sich über bestimmte Handlungsweisen der Leiterin dieser Stätte (Nicht-Mannheimerin, Akademikerin) geärgert haben, wird die Leiterin, als sie sich den Frauen wieder

nähern will und Interesse an deren Handarbeiten bekundet mit: *was machen sie denn da?* scharf zurückgewiesen durch: *ā hondheeb fer=n mehlsack* (= Griff für einen Mehlsack). Auf die Verwirrung der Leiterin, ihr Nicht-Verstehen, reagieren die Frauen mit Gelächter, die Leiterin zieht sich zurück.

5.2.1.2. In ungesunden Verhältnissen Lebende

Hierunter fasse ich den Teil der Stammbevölkerung, der in sozio-ökonomischen Verhältnissen lebt, die deutliche Tendenzen von Unfähigkeit zur Selbstorganisation und von Autonomieverlust zeigen; hierzu gehören die sogenannten *problemfamilien* ebenso wie Alkoholiker, beide von Kontrolle und Betreuung durch öffentliche Einrichtungen abhängig. Dieser Bevölkerungsteil ist im Stadtteil nach Auskunft der Sozialbehörde vergleichsweise hoch. Zu deren Klientel gehören vor allem *ungelernte, die durch die wirtschaftslage am ehesten betroffen sin vun arbeitslosigkeit*, insgesamt Leute, die *von ihrer sozialisation her wenig mitbringen ... un im finanziellen bereich wenig überblick besitzen*, oft auch alkoholabhängig seien. Sie würden sich aus Armut und oft auch mangels Kenntnis hoch verschulden. Die Folge sei dann die Räumungsklage, wenn Mietschulden über mehrere Monate hin nicht bezahlt werden. Arbeitslosigkeit und Verschuldung, vor allem Mietverschuldung, gehören zum Teufelskreis wirtschaftlicher Not, die besonders kinderreiche Familien in Ausweglosigkeit bringen. So zahlten die finanziell sehr eingeschränkt lebenden Familien in ihren heruntergekommenen Wohnungen enorme Energiekosten, verursacht durch undichte Fenster, undichte Türen, feuchte Räume, so daß *die manchmal die auswahl hawwe, entweder sie zahle de strom net oder sie zahle die miete nit. beides könne se nit zahle un so komme dann schulde zustande*. Die Sozialbehörde habe vor allem große Schwierigkeiten, größeren Familien ihren Wohnraum zu erhalten. Nach der Räumungsklage komme es dann, wenn die Mietschulden mit Hilfe des Sozialamtes nicht beglichen werden könnten, zur Zwangsräumung, die jedoch sehr oft nur eine *pro forma-sache* bleibe, da für solche Familien meist kein billigerer Wohnraum zur Verfügung stehe. Wie arm solche Familien sind und wie dicht bei derartiger Not die Grenze zur Obdachlosigkeit ist, zeige eine Untersuchung („Obdachlosigkeit in Mannheim“), der zufolge *80 % der belegung im obdachlosengebiet ... sich aus der Westlichen Unterstadt rekrutiert*. Zentrale Treffpunkte dieser Population sind die Beizen (vgl. oben Kap. 3.2.5.), in denen auch Kontakte mit dem organisierten Milieu der Prostitution und der Kleinkriminalität stattfinden können.

Zu dieser Bevölkerungsgruppe gehören auch die meist arbeitslosen Jugendlichen, die höchstens *hauptschulabschluß oder darunter ... also sonderschulabschluß* haben. Viele dieser Jugendlichen werden straffällig, meistens durch Diebstahlsdelikte, Einbruchsdiebstähle, *irgendwo'n kiosk aufgebroche oder automat aufgebroche oder mal paar diebstähle* oder auch durch *fahren ohne fährerschein*. Aufgrund der meist ungünstigen häuslichen Verhältnisse würden diese Jugendlichen auch mehrfach straffällig werden. Zu den Treffpunkten dieser Jugendlichen

gehören die Spielhallen in der Nähe des Marktplatzes, ebenso einige kleinere Cafés in dieser Gegend. Einige dieser Jugendlichen treffen sich auch in der Jugendgruppe der Begegnungsstätte. Hier bilden sie die *problematischen typen*. Vor dem Abriß im Zuge der Sanierung Mitte 1983 war einer der wesentlichen Treffpunkte dieser Jugendlichen das Lokal Oase, früher ein Drogenzentrum, das dann später mit billigem Alkohol lockte. Von diesem Lokal aus wurden auch öfter *feldzüge krimineller art geplant ... des war auch bei den richtern bekannt, daß der name Oase dann fällt, wenn die planung irgendwas kriminelles war*.

Zu diesem problematischen Bevölkerungsteil gehören auch viele ältere Bewohner,²⁷ die vor allem suchtsbedingt (Alkoholismus) in Behördenabhängigkeit geraten. Einer der Hauptgründe für den Alkoholismus der Älteren sei – so viele der Informanten – ihre *auswegslose einsamkeit*. Eine der älteren Informantinnen fällt das Alleinsein manchmal *so schwer, so arg schwer*, daß sie zur Abhilfe *kirschwasser trinkt, des hilft mer*.

Weit verbreitet unter dieser Bevölkerungsgruppe sei vor allem der heimliche Alkoholismus: *so grad ältere leut, die da alleine sin, die verneine meischdens ihrn alkohol un sage, sie hawwe keine alkoholprobleme*. Viele der Informanten sehen die Einsamkeit dieser Leute durch die Auflösung traditioneller Familienstrukturen bedingt, die vor allem durch den Wegzug der Familienangehörigen (wegen Sanierung, wegen beruflicher Veränderung oder allgemein wegen der ungünstigen Lebensbedingungen im Stadtteil für jüngere Familien) oder durch die Lockerung innerfamiliärer Beziehungen bedingt sei.

5.2.1.3. Exil-Filsbacher

Auch diese Gruppe gehört zu den *echten Filsbachern*, im Stadtteil sozialisiert, jedoch wegen der Sanierung, wegen beruflicher Tätigkeit oder aus sonstigen Gründen aus dem Stadtteil weggezogen: *alles was früher da unne (I/H 4 – 6) gewohnt hat, is ja ziemlich verzoge, is ja alles rauskomme*. Doch ist diese Gruppe – und das ist kennzeichnend für sie – noch eng mit dem Stadtteil verbunden. Viele, die über Mannheim verstreut wohnen, in der Vogelstang, in Waldhof, Käfertal, gehen noch regelmäßig in die Filsbach zu Bekannten und Freunden, besuchen auch ihre ehemaligen Stammlokale (Neckarhafen, Brauner Bock); einige sind aktive Mitglieder des FC-Filsbachklause. Hinsichtlich der sozio-ökonomischen Verhältnisse, der Wertorientierungen und Handlungsnormen bildet diese Gruppe das Äquivalent zu den im Stadtteil ansässigen 'gesunden Filsbachern'; zwischen beiden Gruppen bestehen noch enge Bindun-

²⁷ Dem Beobachter wie auch den Informanten fallen ältere Leute im Stadtteil insgesamt stark auf. Viele Ältere wohnen in den Sozialwohnungen der F-Blocks und der J-Blocks und in den Altbauten der 7er-Quadrate, hier vor allem mit kinderreichen ausländischen Familien; vgl. oben 5.1.1. Unter der Überalterung des Stadtteils leiden vor allem auch die Kirchengemeinden; in der katholischen Kirche sind in den letzten Jahren 30 % der Mitglieder gestorben.

gen, alte Hausgemeinschaften und Freundschaftsbeziehungen von früher werden weiterhin intensiv gepflegt: *die hausgemeinschaft war sehr eng, auch die freundschaftsbeziehungen*; und Jahre nach dem Wegzug besuchen Ehemalige regelmäßig *die alte nachbarn*. Die Exilierten bekennen sich zu ihrer Herkunft aus der Filsbach und sind stolz darauf: *mir sin stolz druff, daß mer doher sin ... es hat immer en zusammenhalt gewwe*. Stellvertretend für die Haltung vieler Exil-Filsbacher zu ihrer alten Heimat dürfte die Äußerung stehen: *s= wär=s schänschde, wonn alle die aus de Filsbach sin, so wie isch, widder do nunner kennde*. Das Filsbachtreffen (vgl. unten Kap. 6.2.) wurde initiiert von einer Großfamilie aus dieser sozialen Kategorie; Organisation und Durchführung der Großveranstaltung liegt nach wie vor in den Händen von Exil-Filsbachern, die durch Mitarbeit und Spenden aus der ansässigen 'gesunden' Filsbachgruppe unterstützt werden. Da Exil-Filsbacher vor allem bei zentralen sozialen Ereignissen im Stadtteil in Erscheinung treten (Filsbachtreffen), erfolgt ihre genauere Beschreibung bei der Darstellung dieser Ereignisse.

5.2.2. Filsbach-Flüchtende

Zu dieser Kategorie gehören in der Filsbach Sozialisierte, die sich nicht mit dem Stadtteil identifizieren und die aus dem Stadtteil streben, da sie im Laufe ihrer Sozialisation das schlechte Image, das die Filsbach in der Außen-Perspektive (immer noch) hat, internalisiert haben: *wam=ma drin wohnt, dann begreift mer des wort Filsbach gar nit so ... ma hört erst von außenstehende, wo mer herkommt, daß das ne gegend war ... die im niveau niedriger war als andere gegenden*. Filsbach-Flüchtende haben während ihrer schulischen und beruflichen Laufbahn ihre Herkunft als „aufstiegshemmend“ und als „sozial-stigmatisierend“ erfahren. Ein Informant, beruflich aufstrebend, mußte während seiner Ausbildung von Kollegen hören: *es is erstaunlich, daß sie aus der gegend kommen und trotzdem än anständiger mensch geworde sin*. Als konkrete Gruppe existieren Filsbach-Flüchtende nicht, da sie tendenziell ihre Herkunft verbergen (*eine so verrufene gegend haftet einem an*), und filsbach-spezifische soziale Ereignisse ebenso wie Filsbach-Lokale meiden. So interessant Biographie und Erfahrungen von Angehörigen dieser sozialen Kategorie unter dem Aspekt des Verhältnisses der Filsbach zur Gesamtstadt auch sein mag, für die Entwicklung der sozialen und kulturellen Verhältnisse innerhalb des Stadtteils sind sie jedoch weniger relevant. Der genannte Informant zog zwar kurzfristig wieder in den Stadtteil, jedoch nicht aus – wie auch immer gebrochener – innerer Bindung, sondern vor allem wegen des Wunsches seiner Frau nach innerstädtischem Leben, und wegen der günstigen, schön sanierten Wohnung. Sein Wohnaufenthalt im Stadtteil jedoch dauerte nicht lange; als die Kinder schulpflichtig wurden, zog er um, da er seinen Kindern ein schulisches und berufliches „Hintanstellen“, wie er es erfahren hatte, ersparen wollte.

5.2.3. Nichtseßhafte („Penner“)

Auch diese soziale Gruppe fasse ich zur Stammbevölkerung, da viele der Penner, die sich in der Westlichen Unterstadt und in ihrem Umkreis eingerichtet haben, aus dem Stadtteil oder dem angrenzenden Jungbusch stammen. Die Gruppe der Penner rekrutiere sich – so einige Kenner der Szene – vor allem aus Leuten, deren familiäre Bindungen abgebrochen seien, aus Alkoholikern und vielen Arbeitslosen mit hohen Schulden, die *einfach kein geregeltes Leben durchführen dürfen, weil sie sonst ihr Geld wieder weggepfändet bekommen*.

Über die Karriere vom Alkoholismus zur Arbeitslosigkeit und zum Stadstreicher berichtet sehr eindrucksvoll ein Stadstreicher: Nach einer regelten Kindheit und Jugendzeit (er war lange Jahre als *meßdiener und pfadfinder* aktiv in der katholischen Kirche im Jungbusch) habe er dann so mit ca. 20 Jahren das Trinken angefangen. Nach einigen Jahren sei er wegen Trunkenheit aus seiner Firma entlassen worden. Zu dieser Zeit war er bereits verlobt, und als Arbeitsloser sei er dann zu seiner Verlobten gezogen. Er habe weiter getrunken; durch seine Randalierereien und seine Ausfälle in der Trunkenheit habe dann seine Verlobte Schwierigkeiten mit den Nachbarn bekommen. Um die soziale und finanzielle Sicherheit seiner Verlobten nicht zu gefährden, sei er ausgezogen, und seit dieser Zeit lebe er als Stadstreicher in der Unterstadt. Die Beziehungen zu seiner Verlobten bestehen jedoch weiterhin und, wenn er sie, die *stabil* sei und ihm *helfen* könne, nicht mehr habe, sehe er keine Chance mehr, seine Lebensweise zu ändern.

Eines der Hauptprobleme für Penner ist neben der Nahrungsbeschaffung die Beschaffung eines Schlafplatzes. Da die Übernachtungsheime *streng darauf bedacht* (sind), *keine alkoholisierten aufzunehmen*, müßten viele, auf jeden Fall alle Alkoholiker, *im freien übernachten*. Außerdem dürften Stadstreicher in der Regel nicht länger als drei Tage in einem Heim wohnen. Allerdings sei es vom jeweiligen Heimleiter abhängig, wie strikt diese Regel eingehalten werde; *de anständige, der darf auch de vierte oder de fünfte Tag un de radaubruder, den läßt er natürlich dann draußen*.

Müssen Stadstreicher im Freien übernachten, gilt es, regensichere, möglichst warme Plätze zu finden. Früher hätten sie *in den abbruchhäusern* (der Westlichen Unterstadt) *ihre Unterkunft* gehabt, doch da in den letzten Jahren durch die Sanierung immer weniger Häuser dieser Art zu finden seien, würden sie immer öfter auch auf Abluftschächten, auf Bänken, im Hafen übernachten. Haben Stadstreicher sichere Plätze im Freien zum Übernachten gefunden, werden diese hart verteidigt und vor anderen Stadtreichern streng geheim gehalten, da sie fürchten, daß ihre zum Überleben notwendigen Habseligkeiten, wie Matratzen und Decken, gestohlen würden.

Neben den harten Konkurrenzbeziehungen unter Stadtreichern, wenn es um Überlebensnotwendiges geht, gibt es auch friedliche Beziehungen beim gemeinsamen Trinken. Aus der Beobachtung solcher Szenen hat einer der Informanten

ein überraschend starkes soziales gemeinschaftsgefühl unter ihnen festgestellt. Wenn einer etwas Geld habe, dann kaufe er einen Kasten Bier, stelle ihn in die Mitte der Gruppe und alle trinken, solange der Vorrat reicht. Das nächste Mal sei dann wieder ein anderer dran.

Penner fallen im Stadtteil besonders in der Jungbuschstraße auf, betrunken, und zum Teil auch verwahrlost aussehende Männer (kaum Frauen), die mit klappernden Flaschen in einer Plastiktüte die Straße entlanglaufen oder die Bier- bzw. Weinflasche in der Hand auf Bänken sitzen, in Gruppen zusammenstehen und reden. Es gibt im Stadtteil relativ feste Plätze mit für Pennerbedürfnisse günstigen Bedingungen, an denen sie sich treffen: Im Sommer vor den Coop-Geschäften in der Jungbuschstraße und am Ring, auf einigen Bänken der Freifläche von H 6/I 6, an der Ecke des Hauses in G 7 und vor der Sparkasse; im Winter besonders vor den Coop-Geschäften. Im Coop gibt es das billigste Bier, außerdem dienen die Abluftschächte als Aufwärmplatz im Winter, manchmal auch als Schlafplatz. Nach Meinung eines Informanten ist die *massierung* der Penner im Stadtteil kommunalpolitisch gewollt. Im Stadtteil gebe es vier von der Stadt gekaufte und verwaltete Häuser *für solche wanderer*, in G, F, K und im Jungbusch. Als der Informant gegen die zunehmende Ansiedlung von Obdachlosen in der Westlichen Unterstadt und im Jungbusch bei der Stadtverwaltung Einspruch einlegte, verbunden mit dem Vorschlag, *baut doch mal in die Gaddestadt oder nach Feudenheim oder Pfingschtberg so e haus für penner*, habe der damalige Bürgermeister die Begründung für die Massierung der Stadstreicher im Stadtteil gegeben: *nein, um himmels willen, die wolle alle zusammen sein un dene gefällt=s hier (= Unterstadt) am beschte, also mache mer hier dene das nest.*

Von vielen Stadtteilbewohnern und auch -besuchern werden Penner als störend und lästig empfunden, weil sie *stinken, saufen und grölen* und dann in der Öffentlichkeit *pinkeln*. Ein Informant, der Pennern öfter begegnet, meint: *also diese pennersleut ... die due ja en duft verstreue, also do muß mer also wirklich gut die nas zuhawwe.* Ähnlich äußert sich eine Frau, vor deren Erdgeschoßwohnung öfter Penner in einer Gruppe zusammenstehen: *also do kam=ma nit die fenschter uffmache, so stinke die.* Eine andere Informantin, die regelmäßig ins Café Filsbach geht, stört, daß dort auch Penner reingehen können. Auf die Frage, was sie an den Pennern störend empfindet, antwortet sie: *die stinke so un sin so dreckisch ... die sin kän schöner anblick, wem=mer in ruh soin kaffee trinke will.* In einem Leserbrief im Mannheimer Morgen²⁸ beschwerten sich Anwohner der Coop-Geschäfte über das „Trinken und Grölen“ und die „lautstarken Unterhaltungen“. Eine Frau aus I 7 stört, daß Penner bis nachts vor ihrem Fenster *saufe, gröle un donn noch krach krigge.* Als Folge des Saufens *pinkle se hier am helligschte tag* an Hauswände, aber auch in Hauseingänge. Daß Penner in der Öffentlichkeit *pinkeln* und nicht eine öffentliche Toilette

²⁸ Vgl. Mannheimer Morgen vom 9.7.82, S. 19 „Mit Coop kamen die Penner“.

benutzen, scheint seinen Grund zu haben. Als einer der Penner in solch heikler Situation von einer Informantin beschimpft und aufgefordert wurde, auf die öffentliche Toilette in I 6 zu gehen, antwortete er, daß er und seine Freunde dort nicht hingehen könnten, da dieser Platz bereits von einer anderen Gruppe besetzt sei: *do kennt ma net noi hot er gsagt ... wem=mer do hiegehd, do hocke die junge kerl drin ... un ficke äm in de aasch noi, des hot er gsagt ... do hocke die bei tag drin.*

Auf die Belästigungen durch Penner reagieren Anwohner oft mit dem Anruf bei der Polizei. Doch die Polizei könne nur für kurze Zeit Abhilfe schaffen; gegenüber dem Pennerproblem sei sie hilflos.²⁹ Ein Informant, den die ständigen Pennertreffs vor dem Coop stören und ärgern, meint: *jedesmol, wonn isch dort bin (Coop) geh isch uff die polizei un do sage die, was wolle se mache. die jage se weg un wonn die polizei fort, is gehe se widder hie.* Eine Informantin rief bereits mehrere Male die Polizei und hat es für kurze Zeit auch geschafft, daß auf der Freifläche H 6 keine Penner mehr lärmten und störten. Doch sobald die Polizeipräsenz in ihrer Gegend nachgelassen habe, seien auch die Penner wiedergekommen.

Bei Belästigungen greifen Anwohner gelegentlich auch zur Selbsthilfe, sie verjagen Penner durch Schimpfen, aber auch durch *wasserschütten*, eine für Penner in der kalten Jahreszeit lebensgefährliche Aktion: *da erfriert mer doch.* Aus der Perspektive der Penner ist solche Selbsthilfe *net rischtisch*, bei Störungen solle man die Polizei rufen, das sei das adäquate Verhalten.

Über das Verhalten von Pennern gegenüber Stadtteilbesuchern und Stadtteilbewohnern äußern sich die Informanten je nach Erfahrung mit und Betroffensein von Pennern sehr unterschiedlich. Aus der Stadtteilbesucherperspektive erscheinen Penner zunächst *harmlos, gutwillig, pitoresk* und auch *friedlich*. Doch bei näherer Auseinandersetzung mit der Anwesenheit von Pennern im Stadtteil schwindet der Eindruck von *harmlosigkeit* und *friedlichkeit*, so bei einer Informantin, die in den Stadtteil zu ziehen plante; die Penner wurden bald als *deprimierend* empfunden und waren mit ein Grund, nicht in den Stadtteil zu ziehen. Stadtteilbewohner und besonders Anwohner der Pennertreffpunkte äußern sich über das Verhalten von Pennern folgendermaßen: Wenn man auf die Penner, auf ihr Grölen, Saufen, Pinkeln nicht reagierte, dann seien Penner *friedlich*: *wam=ma se gehe läßt, die wolle nur ihr bier trinke un ihr ruh hawwe ... un die lege sisch uff die straß un schlafe. sonst hat ma mit denne keine schwieriskeite.* Doch wenn man sich Pennern und ihren Aktivitäten gegenüber zurechtweisend oder ablehnend zeigte, schwinde der Eindruck von *friedlichkeit*. Auf Zurechtweisung reagierten sie *fresch*: *die sin nit alle friedlich ... wem=mer mid ne schennt, weil sie an die bank pinkle, sin se a noch fresch.* Werde ihre Bitte nach Geld u.ä. abgelehnt, reagierten sie sogar *böse*: *die sin*

²⁹ Vgl. denselben Artikel und die Gegendarstellung der Polizei vom 12.8.82 „Stadtstreicher tanzen der Polizei nicht auf der Nase herum“.

friedlich, bloß wenn se halt ofange, an de haustür zu bettle, ne ... da werde se natürlich böß, wenn se nix krigge.

Trotz der allgemein ablehnenden Haltung Pennern gegenüber gibt es auch freundliche Kontakte zwischen Pennern und Stadtteilbewohnern, vor allem mit Alkoholikern. Sie finden meist zwischen Männern aus beiden Gruppen statt und dienen dann dem gemeinsamen Trinken. Eine Informantin, deren Mann Alkoholiker ist, berichtet, daß, als sie Samstag vormittag auf dem Markt einkaufte, ihr eine Nachbarnfrau zurief: *frau Klaus, do owwe im park* (Freifläche H 6) *hockt eiern monn bei de penner un säuft*. Ein Mitarbeiter der Begegnungsstätte beobachtete bereits mehrmals Kontakte zwischen Pennern und Stadtteiltrinkern: *im sommer ... auf der freifläche, da ham sich also net nur penner* (sondern auch Alkoholiker) *angesammelt, es warn also dann ziemlich viele leute ... samstag morgens mal hab ich 43 leute gezählt*.

Penner haben Kontakte mit Stadtteilalkoholikern in der Öffentlichkeit und im Wohnbereich, doch von dem Leben in den Beizen, einem zentralen Treffpunkt der Alkoholiker, sind Penner in der Regel ausgeschlossen. Nach Auskunft von Informanten haben Penner im Stadtteil fast überall Lokalverbot, mit Ausnahme des Café Filsbach, einige besuchen auch die Kleine Kneipe (vgl. oben Kap. 3.2.7.).

Selbst wenn Penner mal in ein Lokal reinkommen und es passiert, *daß einer an der theke einschläft oder, was auch schon passiert is, daß halt einer vergißt, auf=s klo zu gehn, un es halt uff de stuhl macht ... dann is es ein für allemal aus, dann komme se halt nimmer rein*. Zwischen Penner und Nicht-Penner – so ein Kenner – *werde eine scharfe unterscheidung gemacht*, und neben den Kriterien *eine wohnung haben, verwandte haben und von ihnen auch besucht werden* sei gerade der Lokalbesuch eines der Unterscheidungskriterien zwischen Pennern und Nicht-Pennern. Die echten Penner, die Stadtstreicher, *die sich jede nacht en schacht aufmache un im schacht übernachte oder im asyl* haben zu wenig Geld, als daß sie sich die Lokalpreise leisten könnten. Für sie sei nur das 68-Pfennig-Co-op-Bier erschwinglich.

Neben den Kontakten zwischen Pennern und Stadtteilalkoholikern gibt es auch freundliche Kontakte zwischen Pennern und 'normalen' d.h. nicht-alkoholabhängigen Stadtteilbewohnern. Darüber berichten zwei Stadtstreicher. Sie stammen beide aus dem Jungbusch und kennen viele Bewohner aus der Westlichen Unterstadt. Von einigen werden sie unterstützt; so bekommen sie beispielsweise von einem Geschäftsmann täglich zwei Mark, von einer Verkäuferin öfter Abfallwurst und Brot, außerdem besonders von einigen *ältere dame ... wurscht un fleisch* und auch mal *von ner oma ne dutt voll fastnachtstküschle*.

5.3. Deutsche Zugewanderte

5.3.1. Zuzügler nach dem Krieg

Da die Westliche Unterstadt im Vergleich zu den übrigen Teilen der Innenstadt relativ wenig zerstört war, zogen direkt nach dem Krieg viele Menschen aus Mannheim und der Umgebung und viele Flüchtlinge in den Stadtteil. Sie fanden in den 50er Jahren vor allem in den Sozialbauten der I- und F-Quadrate Wohnraum. Die Aufnahme von Zuzüglern aus Mannheim und Umgebung in die Westliche Unterstadt scheint relativ unproblematisch gewesen zu sein; einige, die *von der sozialstruktur her gesehen nicht in den stadtteil paßten*, seien ohnehin bereits mit der ersten großen Bauphase nach dem Krieg wieder weggezogen. Andere Zuzügler jedoch, besonders die Flüchtlinge aus dem Osten, Schlesier und Ostpreußen, hatten zu Beginn im Stadtteil *schwer zu kämpfen ... da sin böse scherze gemacht worre über die flüschtlinge*. Die Ablehnung von Flüchtlingen habe vor allem an deren sozialer Verlogenheit gelegen; kein Flüchtling hätte zugegeben, *dahām war isch knescht un bin im summer barfuß geloffe*, sondern *unnerm große bauernhof hawwe die=s gar nit gemacht*. Der Widerspruch zwischen angeblicher und wahrer Herkunft wurde von den Einheimischen jedoch schnell aufgedeckt, denn: *an der diktion, an der art, wie einer sisch gegewwe un gesproche hot, hosch du schun gemerkt, ob des än rittergutsbesitzer war odder de knescht*. Die soziale Verlogenheit wurde dann in *bösen witzen und scherzen* angeprangert. Die staatliche Förderung dieser Population durch Lastenausgleichszahlungen u.ä. trug noch zur Verstärkung des Mißtrauens und der Ablehnung bei. Erst über die heranwachsenden Kinder, die mit den Kindern der angestammten Bevölkerung spielten und zur Schule gingen, seien dann auch die Eltern allmählich in Kontakt gekommen. Im Laufe der Jahre jedoch sei diese Population dann *eigentlich mühelos integriert worre*. Vor allem unter den Älteren der angestammten Bevölkerung finden sich immer noch feste sprachliche Wendungen aus der Anfangszeit, wie *ach is des aa so=n rittergutsbesitzer*, oder *die von drüben*, die auch heute noch zur Charakterisierung sozialer Verhaltensweisen verwendet werden, die vorgebliche Vornehmheit oder gesellschaftliches Besser-sein-wollen ausdrücken.

Nur noch ein Teil der Zuzügler nach dem Krieg spielt im Stadtteil heute als eigenständige soziale Kategorie eine Rolle. Viele der Kinder der Zuzügler haben sich an die Stammbevölkerung angeglichen und unterhalten rege Kontakte mit ihr, andere sind weggezogen. Relevant sind heute noch die Älteren unter den Zuzüglern, die seit über 30 Jahren in den damals bezogenen Wohnungen vor allem in den F-Quadraten leben, zusammen mit anderen stadtteilmfremden Bewohnern dieser Blocks. Viele der Wohnungen wurden in den 50er Jahren von Betrieben, der Margarine-Union und vom Co-op, für ihre Angestellten und Arbeiter belegt, auch einige im öffentlichen Dienst beschäftigte Beamte und Angestellte zogen ein. Die Bewohner dieser Blocks bildeten andere Formen sozialer Organisation aus als die Stammbevölkerung. Die Nachbarschaftsbeziehungen sind hier distanzierter, auch nach Jahren des Zusammenwohnens in demselben

Haus kenne man sich nicht oder nur durch Grußkontakte (vgl. auch oben Kap. 4.3.4.).

Viele dieser Bewohner bevorzugen eher *bürgerliche lokale* im Stadtteil wie beispielsweise den Bacchus. Auch scheint der Besuch von Lokalen in wesentlich geringerem Maße, als das bei der Filzbachbevölkerung der Fall ist, der Freizeitgestaltung zu dienen: Man trinkt sein Bierchen, redet auch mit anderen Gästen, doch stundenlange Lokalbesuche, Karten- und Würfelspiele, Engagements in Thekenmannschaften u.ä. scheinen nicht üblich. Am Wochenende fahren *viele raus aus Mannheim*. Viele dieser älteren Bewohner engagieren sich parteipolitisch und auch sozialpolitisch in *SPD und AWO* und bevorzugen – anders als die Filzbachbevölkerung – kulturelle Aktivitäten wie Theater- und Konzertbesuche oder sie engagieren sich in renommierten Gesangsvereinen. Wegen der starken Überalterung jedoch verliert diese Bevölkerungsgruppe zunehmend an Bedeutung.

5.3.2. Studenten

Der Stadtteil, wie die gesamte Innenstadt und die Neckarstadt sind bevorzugtes Wohngebiet von Studenten, u.a. wegen der Nähe zur Universität, wegen der zum Teil noch billigen Altbauwohnungen und auch wegen des regen sozialen und kulturellen städtischen Lebens. Studenten sind eine Durchgangspopulation, sie bilden keine beständige soziale Gruppe. Als Angehörige einer sozialen Kategorie sind Studenten in der Öffentlichkeit vorwiegend im Umkreis der zentralen Treffpunkte, der Studentenlokale, wie Windlicht, Café Palm, Odeon-Café u.ä., bei der Hinterhofbühne und der Begegnungsstätte wahrnehmbar. Studenten haben relativ wenig Berührungspunkte mit der Stammbevölkerung, sieht man von den Studenten ab, die in der Begegnungsstätte engagiert sind. Tendenziell unterhalten Studenten eher Kontakte zur ausländischen Bevölkerung, auch zu links gerichteten ausländischen Gruppierungen. Wenn Deutsche in ausländischen Trinklokalen zu sehen sind, dürften sie am ehesten der sozialen Kategorie „Student“ angehören. Von der Stammbevölkerung habe ich eher wohlwollende, manchmal auch kritische Einstellungen Studenten gegenüber erfahren. Praktiken der Kontaktvermeidung zu Studenten oder gar Studentenfeindlichkeit habe ich nicht feststellen können.

5.3.3. Jüngere Zuzügler

Trotz der Sanierungsmaßnahmen scheint es für den Stadtteil immer noch typisch zu sein, daß die Zahl der jungen Familien, die aus dem Stadtteil ziehen, größer ist als die der jüngeren Zuzügler. In diesem Punkt beurteilen mehrere Informanten den Erfolg der städtebaulichen Planung, durch die Sanierung den Stadtteil als Wohngebiet besonders für jüngere Deutsche attraktiv zu machen, sehr skeptisch: *jetz die neue häuser da ... also isch hab die erfahrung gemacht daß auch da wieder alte leute reinwolle ... aber direkt junge ehapaare, also bis jetz ganz wenisch, ganz wenisch*. Einige der großen neuen Wohnungen im Sanie-

rungsgebiet konnten nur an studentische/jungakademische Wohngemeinschaften vermietet werden, aber nicht an jüngere Familien. Auch für große Wohnungen, vorgesehen für jüngere Ärzte, gab es kaum Interessenten; in jüngster Zeit jedoch ist eine, seit ihrer Kindheit mit dem Stadtteil vertraute junge Ärztin dort in eine sanierte Wohnung eingezogen und hat eine Praxis eröffnet. Daß jüngere Deutsche auch in die schön sanierten neuen Wohnungen des Filsbachgebiets nur zögernd einziehen, scheint – neben den allgemein ungünstigen Wohnverhältnissen im Innenstadtbereich für Eltern mit kleinen Kindern, neben Belästigungen durch Verkehr, Lärm, Schmutz und Gestank und neben der ständigen Baubelästigung im Zuge der Sanierung – auch mit dem schlechten Image des Stadtteils zusammenzuhängen, das er in der Außenperspektive immer noch hat. Eine jüngere Informantin, Mutter von einem Kleinkind und wohnhaft in den Zweierquadraten, berichtet, daß viele ihrer stadtteil-externen Bekannten und Freunde erschreckt ausrufen, wenn sie erfahren, wo sie jetzt wohnt: *wie kannst du denn da wohnen, ein kleines kind und dann in dieser umgebung*, obwohl sie selbst *nix negatives über ihre wohnumgebung* sagen könne. Noch *schlechter angesehen* als die Zweierquadrate sei das eigentliche Filsbachgebiet: *je weiter das runtergeht* (in Richtung 7er-Quadrate), *desto schlimmer wird*=s. Hier würden keine Externen reinziehen wollen, obwohl sie selbst viel lieber dort unten wohnen würde, der neuen Wohnungen und der besseren Spielmöglichkeiten auf Spielplätzen und Freiflächen wegen. Nach dem Bericht einer anderen Informantin habe die Ärztekammer jungen Ärzten, die an den neuen Wohnungen in H 7 interessiert waren, abgeraten, hier eine Praxis aufzumachen u.a. deswegen, weil *das hier keine gute gegend ist*.

Doch trotz der genannten Nachteile ziehen jüngere deutsche Paare und Familien in den Stadtteil, und zwar vor allem in die objektsanierten Bauten von I 6 und in die 7er-Quadrate. Einer der Informanten beurteilt die jungen zuziehenden Leute als *idealisten, die die innenstadt nicht kennen*, die sich durch schöne Wohnungen anziehen ließen, aber, sobald sie selbst schulpflichtige Kinder hätten, *die innenstadt wieder verlassen*. Nach meiner Beobachtung sind die in die genannten Gegenden Zuziehenden vorwiegend in gehobenen Berufen tätig, auch Sozialpädagogen und jüngere Akademiker. Einer der Informanten sieht die Gegend bereits schon *durchsetzt von intellektuellen*, die das Niveau des Stadtteils veränderten. Diese Leute ziehen in den Stadtteil nicht nur, weil sie innerstädtisches Leben bevorzugen (Nähe zu Geschäften, Kino, Theater, politischen und kulturellen Veranstaltungen), sondern auch, weil sie in den sanierten Bauten die Chance sehen, in *ganz neuen hausgemeinschaften* zu neuen Formen des Zusammenlebens zu kommen; vor allem aber auch der *exotik* des Stadtteils wegen: *der stadtteil war früher schon attraktiv ... jetzt ist er exotisch attraktiv*. In diesem Zusammenhang werden die vielen Ausländer, die vielen ausländischen Lokale und die ausländischen Geschäfte genannt, die Hobbyköchen alles bieten: *des is schon klasse, daß man verschieden einkaufen kann, französisch, italienisch, griechisch, türkisch, das hat schon seinen reiz*.

Zuziehende jüngere Deutsche scheinen eher daran interessiert zu sein, in einer etwa gleichaltrigen Hausgemeinschaft zu leben, und scheinen das Zusammenleben mit älteren Deutschen zu scheuen. Dazu ein etwa 30jähriger deutscher Informant, der seit kurzem in einem schön sanierten Haus wohnt: *des sind alles jüngere leute, so wie ich ... da is keine familie im haus, die da ihre wurzeln hatte ... es is ne ganz neue hausgemeinschaft.* Er findet es gut, daß *keine älteren leute da (sind) ... die irgendwie verbohrt sind, die irgendwie alleingesessen sind, die versuchen, anderen mietern, die neu hinzukommen, vielleicht die verhältnisse da aufzudrücken.* Auch außerhalb des Wohnbereichs scheinen diese Zuzügler, ähnlich wie die Studenten, viel eher Kontakte zur ausländischen Bevölkerung zu unterhalten als Kontakte zur angestammten Filsbachbevölkerung. Auch aus der Perspektive eines eingesessenen Filsbachers gibt es praktisch keine Kontaktmöglichkeiten mit dieser neuen Bevölkerungsgruppe: *ma kennt se jo nit, ma wohnt nit minnanner, un in de lokale trifft ma sisch aa nit.*

5.3.4. Spätaussiedler

Eine sehr kleine und zur Zeit kaum wahrnehmbare Gruppe bilden die Spätaussiedler. Es sind vor allem Polen-Deutsche; ihr Zuzug in den Stadtteil erfolgte wahrscheinlich bei den wenigsten aufgrund eigener Entscheidung. Sie wohnen meist in den Sozialbauten, besonders in H 4 und H 5, die nach kommunaler Auflage bis zu 30 % an Spätaussiedler vergeben werden. Einige Polen-Deutsche wohnen auch in den 7er-Quadraten. Als Gruppe fallen Polen-Deutsche, die sich im allgemeinen *unheimlich schnell und gut integrieren ... schnell deutsch lernen ... nicht im ghetto wohnen (wollen)*, nur auf im Zusammenhang mit religiösen Aktivitäten in der E 6-Kirche. Viele der Informanten wissen von den stark besuchten sonntäglichen Gottesdiensten für Polen in Mannheim, bei denen *leute sogar vor der kirche stehen* müßten, und sie kennen die polnischen Prozessionen an Fronleichnam, bei denen die Leute in Trachten auftreten.

Engere Kontakte zur angestammten deutschen und zur ausländischen Stadtteilbevölkerung scheint es derzeit nur wenige zu geben. In einigen Lokalen in den 2er- und 3er-Quadraten kann man manchmal polnische Gäste entdecken, die dann auch mit Einheimischen am Tisch sitzen. Doch enge Sozialkontakte scheinen vorwiegend innerhalb der eigenen Gruppe gepflegt zu werden; ein zentraler Treffpunkt der Polen ist der polnische Club gegenüber der polnischen Kirche in E 6. Hier treffen sich Polen regelmäßig nach der Sonntagsmesse.

5.4. Figuren des öffentlichen Lebens

5.4.1. Organisatoren

Es sind zwei Typen von Organisatoren zu unterscheiden: die Organisatoren aus der Stammbevölkerung und die stadteilfremden Organisatoren, vor allem in öffentlichen Einrichtungen.

a) Organisatoren aus der Stammbevölkerung: Sie treten bei filsbachspezifischen Festivitäten in Erscheinung, bei größeren Veranstaltungen des FC-Filsbachklause und beim Filsbachtreffen. Ihre Organisationsleistung besteht vor allem darin, traditionelle soziale Werte, wie Zusammenhalt, Gemeinschaftssinn u.ä. im Bewußtsein zu halten und traditionelle kulturelle Formen für festliche Ereignisse zu pflegen und weiterzuentwickeln. So appellieren die Organisatoren des Filsbachtreffens und der Veranstaltungen des FC-Filsbachklause in langen Reden immer wieder an den Gemeinschaftssinn der Anwesenden und heben deren Engagement und Einsatzbereitschaft hervor, wenn es um die Durchführung einer gemeinsamen Sache geht. Beim Festveranstaltungsprogramm wird immer wieder die lokale Spezifik hervorgehoben, die besondere Art Feste zu feiern, *wie nur mir hier feire kenne*. (Zu Entstehung und Beschreibung des Filsbachtreffens vgl. unten 6.2.).

Bei der Betrachtung von Formen sozialer Organisation im Stadtteil erstaunt sehr, daß gerade der Bereich, der in anderen Stadtteilen fast immer gut vertreten ist, in der Westlichen Unterstadt fehlt, wirtschaftliche, berufsständische, politische und sozial-politische Interessenverbände, die üblicherweise von eingesessenen Bevölkerungsgruppen getragen werden (Bürgervereine, Interessengemeinschaft der Selbständigen u.ä.). Derartige Verbände gibt es auf Stadtteilebene so gut wie keine; wenn Stadtteilbewohner in solchen Organisationen tätig sind, dann in Organisationen, die allgemein auf Innenstadtbelange angelegt sind, wie der Bezirksbeirat, oder in verschiedenen wirtschaftlichen bzw. berufsständischen Organisationen, die größere Regionen als das Stadtteilgebiet umfassen. In jüngster Zeit jedoch scheint diese organisatorische Lücke der Stadtteilbevölkerung bewußt zu werden, und erste Anzeichen zur Äußerung politischer und sozialpolitischer Bürgerinteressen, die möglicherweise eine Entwicklung von Interessenverbänden ankündigen, deuten sich in den verschiedenen Bürgerinitiativen an (vgl. oben Kap. 4.2.3.). Interessanterweise entwickelten sich diese Initiativen aus der Stammbevölkerung und führten zur Zusammenarbeit mit zugezogenen Bevölkerungsgruppen, die unter den sozialen Kategorien 5.1.2. (unauffällige und arrivierte Ausländer), 5.3.2. (Studenten) und 5.3.3. (jüngere Zuzügler) behandelt wurden.

b) Stadtteilmfremde Organisatoren: Viele der Organisatoren in öffentlichen Einrichtungen sind stadtteilmfremd, so die Erzieherinnen im evangelischen Kindergarten, viele Lehrer der Schulen, Pfarrer, Polizisten, fast alle Mitglieder des Vereins Begegnungsstätte und die Leitung der Freizeiteinrichtung in H 5. Sie stammen nicht aus dem Stadtteil und kamen erst im Laufe ihrer beruflichen/organisatorischen Tätigkeit hierher. Ihre Organisationsleistung besteht im wesentlichen in der Planung und Durchführung von Arbeiten/Programmen, die entweder nach allgemeinen, für die jeweilige Institution geltenden Normen und Richtlinien (auf Stadt-, Landes- oder Bundesebene) ausgerichtet sind (Kindergarten, Schule, Polizei) oder sich im wesentlichen an allgemein geltenden Vorstellungen und Programmen für Freizeiteinrichtungen orientieren (z.B. VHS-

Programme). Im Umgang dieser Organisatoren mit der Stadtteilbevölkerung kommt es in vielen Bereichen zu Konflikten, die meist dadurch ausgelöst werden, daß Einheimische und Stadtteilstreife ihre Handlungsentwürfe und Handlungsweisen an kulturell unterschiedlichen Wertorientierungen und Normen ausrichten. Ein Problembewußtsein dieser Art tritt sehr deutlich bei schulischen und polizeilichen Organisatoren zutage, und unterschiedliche Lösungsmöglichkeiten werden praktiziert. In der Schule versucht man mit viel pädagogischem Geschick und mit viel Geduld, Eltern und Kinder an „schulische Werte“ und an Handlungsvorstellungen der Erzieherinnen heranzuführen, eine – wie ich selbst beobachten konnte – schwierige Aufgabe. In einer zweiten Klasse (50 % deutsche und 50 % ausländische Kinder) ließ die Lehrerin in einer Bildergeschichte, die mit dem Auftreten eines erzieherischen Problems endete, von den Kindern Lösungen erarbeiten zur Frage: Wie verhält sich eine Mutter in der folgenden Situation: Zwei Kinder sind alleine zu Hause, die Mutter arbeitet außer Haus; die Kinder planen, bis zum Eintreffen der Mutter das Mittagessen zu kochen, Grießbrei. Doch der Brei brennt an, die Schüssel fällt zu Boden und zerbricht; die Mutter kommt gerade dazu, als die Küche unter Rauch steht und zerbrochenes Geschirr am Boden liegt. Auch nach mehrmethodiger Bearbeitung des Problems (verbal, im Spiel, zeichnerisch) und verschiedenen Problemlösungen blieben fast alle Kinder bei der von ihnen von Anfang an favorisierten Problemlösung: Die Mutter bestraft die Kinder der Geschichte entweder durch Schläge oder durch Fernsehverbot. Nur eine Schülerin nimmt das Lösungsangebot der Lehrerin an: Die Mutter straft nicht, sondern sie zeigt den Kindern, wie man ohne Gefahr und ohne etwas zu zerbrechen Brei kochen kann.

Bei der Polizei unternimmt man in jüngster Zeit erste Schritte zur Lösung von Problemen im Umgang mit der Bevölkerung durch den Einsatz von einheimischen Hobbypolizisten in Funktionen, die viel Kontakte mit der Bevölkerung mit sich bringen (Tresendienst, Streifendienst) und durch die Nachbarschaftsfeste (vgl. dazu oben 4.1.4.).

In der Begegnungsstätte haben sich zwei Strategien im Umgang mit der Bevölkerung entwickelt; zum einen im politischen/sozialpolitischen Bereich die aktive Unterstützung von und Mitarbeit in Bürgerbewegungen (vgl. dazu oben Kap. 4.2.3.); zum anderen im Freizeitbereich die Duldung, das behutsame Umgehen mit und manchmal auch das vorsichtige Zurückdrängen von Freizeit- und Geselligkeitsvorstellungen der betreuten Gruppen (vgl. dazu unten die Feste der Begegnungsstätte, Kap. 6.1.).

Weniger kompromißbereit scheint sich die Leitung der städtischen Freizeiteinrichtung zu geben; die Programme und die Programmdurchführung dort erinnern immer noch stark an die üblichen, an VHS-Vorstellungen ausgerichteten Veranstaltungen für die ältere Bevölkerung.

Einer der wenigen Organisatoren aus einer öffentlichen Einrichtung, der von der Bevölkerung problemlos akzeptiert wird, ist der katholische Pfarrer der Lieb-

frauengemeinde. Selbst Mannheimer, kommt er nach Selbsteinschätzung *sehr gut mit den leuten hier zurecht* (während sein Vorgänger, der vom Bodensee stammte, es sehr schwer hatte). Die Leute brauchten ihn, er sei wichtig für ihren Zusammenhalt. Von Einheimischen wird er als *klasse pfarrer* bezeichnet, dessen Hobby, *schwere motorräder*, großen Eindruck mache, der *in die gegend hier paßt* und *der die sprache der leute hier kenne*. Er könne zu einem störenden Kirchgänger auch sagen, ohne bei der Gemeinde Anstoß zu erregen: *guck, daß naus kumsch, sunsch schmeiß isch disch naus*. Er verkörpere nicht den Typ des katholischen Pfarrers, den man sich normalerweise vorstelle, als solcher *däd er aa do unne unnergehe*. Als Beleg für die Sicherheit des Pfarrers im Umgang mit Einheimischen erzählt der Informant folgende Geschichte: Am Ostersonntag wurde die Osterfeier mit Osterfeuer auf öffentlichem Territorium, auf dem Platz vor der Kirche abgehalten, der direkt an die verkehrsreiche Ringstraße anschließt (und nicht, wie in anderen Innenstadtpfarreien im Innenhof der Kirche). Als ein vorübergehender Jugendlicher mit lauter Disko-Musik aus einem Stereogerät die Feier zu stören versuchte, nahm der Pfarrer schlagfertig die Herausforderung an durch: *wette mer, daß isch lauter bin*, stimmte lautstark ein Kirchenlied an, in das die Gemeinde sofort einfiel.

5.4.2. Originale

Zwei aus unterschiedlichen Gründen allgemein bekannte, herausragende Persönlichkeiten sind der Wirt der Stadt Nürnberg, Pit Steiger, und die „Königin der Filsbach“. Pit Steiger, aus Ludwigshafen stammend und seit über 20 Jahren – neben seiner Tätigkeit als Pressefotograf – Wirt der stadtbekannten Stadt Nürnberg verstarb knapp 60jährig 1985. In einem Nachruf im Filsbachboten, verfaßt von einem *wascheschde Filsbacher* und persönlichen Freund, wird er als der „ungekrönte König der Filsbach“ gefeiert und an ihm vor allem seine überragende kommunikative Fähigkeit gerühmt, die es ihm ermöglichte, Angehörige sehr unterschiedlicher sozialer Kategorien, Kommunalpolitiker, Künstler und Schauspieler, Studenten und Intellektuelle, Zuhälter und Nutten, Filsbacher und Bürgerliche in seinem Lokal zu versammeln und mit allen den richtigen Ton zu treffen. Viele der Einheimischen gingen sehr vertraut mit ihm um. Auch im größeren regionalen Bereich war Pit Steiger bekannt durch seine Auftritte in der Regionalsendung des dritten Fernsehprogramms „Feuerwache“; hier fungierte er regelmäßig als der „Feuerwachenwirt“.

Eine der regelmäßigen Gäste von Pit und im wesentlichen durch ihn auch der breiteren Öffentlichkeit bekannt gemacht, ist die „Königin der Filsbach“. Die Bezeichnung und die Idee zu einem Orden „Königin der Filsbach“, der ihr bei einer Faschingsveranstaltung verliehen wurde, stammen im wesentlichen von Pit. Der Öffentlichkeit vorgestellt wurde sie in einer regionalen Fernsehsendung über die Westliche Unterstadt. Die heute 70jährige ist gebürtige Filsbacherin und verkörpert viele der filsbachspezifischen Eigenschaften für Geselligkeit, wie Trinkfreudigkeit und Trinkfestigkeit, Lust am Feiern, große Fähigkeit zum

witz un sprüsich klobbe, große Kontaktfreudigkeit und auch die Fähigkeit zum Kontakt mit Angehörigen sehr unterschiedlicher sozialer Kategorien (zu ihren Festen sind Ärzte, Pfarrer, Polizisten ebenso eingeladen wie Ausländer verschiedener Nationalitäten und Angehörige der Stammbevölkerung). Das Knüpfen neuer Kontakte scheint vor allem zu gelingen *dursch moi Monnemer gosch*.

Regelmäßig ein- bis zweimal die Woche geht die „Königin der Filsbach“ mit *iherm clan* (ca. 15 bis 20 befreundeten und bekannten Männern und Frauen) auf *lokaltour*, d.h., sie besucht von ca. 19.00 Uhr bis früh in den Morgen etwa fünf bis sechs Lokale. In vielen Lokalen wird sie sowohl vom Wirt als auch von den Gästen eingeladen zu *woi un asbach*, auch mal zum Abendessen. Die Lokale scheinen an ihrem Besuch interessiert, da sie immer viele Leute mitbringt, und so für Gäste und Unterhaltung im Lokal sorgt. Taucht sie mal längere Zeit in einem Lokal nicht auf, werde bei ihr angerufen: *her, bisch du kronk odder was is=n los mit dir?* Bei allen größeren Filsbachfesten ist sie dabei und wird auch namentlich geehrt. Das Publikum erwartet auch ihre Ehrung, denn *die Gerddl is die gregsch* (= größte) *Filsbachern, die mer hawwe*. Ihre Geburtstagsfeiern sind große festliche Ereignisse mit Essen, Tanz und Programm aus Karnevalsnummern. Diese Feste sind – nach ihrer Einschätzung – so großartig, daß *leid uff de schdröß gschdanne ware, die ham gsachd, des is=m Kohl soi dochder*. Trotz ihrer Trink- und Feierfreudigkeit kann sie Betrunkene in ihrer Umgebung nicht ertragen (vgl. auch oben 5.2.1.1.), weil es mit ihnen nur Schwierigkeiten und Streitereien gebe: *mit denne vollgsoffene ... denne staubische kerle denne=s hemm hinne raushängt, gibt=s bloß krach*. Viele ihrer Verehrer/innen, auch viele jüngere Männer, umsorgen sie in Lokalen, sorgen sich um ihre Gesundheit und ihre Sicherheit, denn *wann du mol nimmer do bisch, Gerddl, is die Filsbach dod*.

Doch die „Königin“ sorgt im Freundeskreis und im Lokal nicht nur für Unterhaltung und Stimmung, sondern sie betätigt sich auch als Streitschlichterin, was sie *sehr gut kann*. Wenn sie beispielsweise zum Schlichten im Streit zwischen einer Freundin und deren Ehemann gerufen werde, schlägt sie sich auf die Seite der Freundin und dann: *babb isch denn on die wond, wann er nit parriert, denn dregglumbe*.

Von vielen aus der angestammten Bevölkerung wird ihre Originalität erkannt und in die Nähe eines stadtbekannten Originals gerückt: *so ähnlich wie de blumepeter*. Von einem Verein wurde sie bereits mit dem *blumepeterorde* ausgezeichnet. In vielen Erzählungen und in Schilderungen ihrer charakteristischen Eigenschaften – und komplementär dazu ihres Mannes – wird sie zum Stadtteilorignal stilisiert. So illustriert die folgende Erzählung zwei Eigenschaften, ihre Naivität und ihre Geschäftstüchtigkeit im Umgang mit Männern. In der Nachkriegszeit habe sie, damals noch unverheiratet, sich auch öfter Geld mit *schäferstündchen* verdient. Als ihr von einer Freundin ein Mannheimer Geschäftsmann als besonders zahlungskräftiger Kunde genannt wird, empfängt sie ihn, sieht auch, daß er Geld unter den Aschenbecher legt und, im Vertrauen

auf die in Aussicht gestellte gute Bezahlung, prüft sie nicht nach. Als sie später den Aschenbecher hochhebt, *war do ä mark drunner*. Am folgenden Tag geht sie in das Lebensmittelgeschäft des besagten Geschäftsmanns, packt *e netz un e dasch voll zamm*, wobei sie genau aufpaßt, *daß isch fuffzisch mark zammekrigg, isch hab die deierschte sache, die hartwurscht un kaffee genumme*, geht dann zur Kasse und sagt zur Kassiererin: *so de chef verreschent des, uff widersehn*.

6. Soziale Ereignisse: Feste

Hier werde ich zwei unterschiedliche Typen von Festveranstaltungen im Stadtteil behandeln; zum einen die von der Begegnungsstätte Westliche Unterstadt initiierten bzw. organisierten Feste, da hier gut das Aufeinandertreffen unterschiedlicher Konzeptionen für die Gestaltung von Festen je nach Zugehörigkeit zu bestimmten sozialen Kategorien beobachtbar ist; zum anderen die Festveranstaltungen der Stammbevölkerung, die der Selbstdarstellung dieser Bevölkerungsgruppe dienen und die eine Manifestation ihrer Konzeption für Feste feiern sind.

6.1. Festveranstaltungen der Begegnungsstätte Westliche Unterstadt

Unter dem oben genannten Aspekt – Beobachtung des Aufeinandertreffens von Angehörigen unterschiedlicher sozialer Kategorien – sind von den verschiedenen Festveranstaltungen der Begegnungsstätte besonders interessant die jährlichen Stadtteilstefte, die öffentlichen Faschingsveranstaltungen und die Feste der Seniorengruppe in der Begegnungsstätte.

6.1.1. Stadtteilstefte

Diese Sommerfeste veranstaltet die Begegnungsstätte jährlich seit 1980. Zu Beginn fanden sie nur geringe Resonanz im Stadtteil; doch in den letzten Jahren sind sie zunehmend besser besucht. Diese Feste sollen, so das Vereinsprogramm, alle Stadtteilbewohner ansprechen, unabhängig von Alter und Nationalität u.ä. Entsprechend ist auch die Nutzung der Frei- und Spielfläche und die Zusammenstellung des Programms. Frei- und Spielfläche sind folgendermaßen für das Fest ausgestattet: Auf dem Spielplatz sind kleine Spielbuden aufgestellt für Kinder; hier kann gemalt werden, kann Puppentheater gespielt werden, können Clowns auftreten, können Flaschen geangelt und kann gezaubert werden. Dazwischen steht ein Krafterprobungsgerät „Hau den Lukas“, an dem sich besonders Jugendliche austoben. Auf dem Platz vor der Rutschbahn werden ausländische Eß- und Getränkepezialitäten angeboten. Einer der Kebab-Stände bietet neben Kebab (Fleisch am Spieß) auch eine deutsch-türkische Zeitschrift „ORTAM“ an. Ziel der Zeitschrift ist es, gegen die Ausländerfeindlichkeit in Mannheim anzugehen. Die ausländischen Stände sind meist gut besucht, auch von älteren Deutschen.

Die Freifläche von I 6 ist zum eigentlichen Festplatz umgestaltet; hier läuft das Programm ab. Die kleine Anhöhe im Norden des Platzes dient als Bühne, hier sitzt auch die Musikband. Vor der Anhöhe sind lange Tischreihen mit Holzbänken aufgestellt; am Durchgang zu I 7/H 7 stehen Grillstände. Auf der gegenüberliegenden Seite des Platzes vor der Begegnungsstätte sind verschiedene Stände eingerichtet, alle von Begegnungsstätte-Mitgliedern geführt, Getränke- und Kuchenstände, ein Second-hand-Kleiderstand und ein deutsch-türkischer Stand mit Teeausschank in Verbindung mit politischer Werbung für eine bessere deutsch-türkische Zusammenarbeit. Dem Augenschein nach ist das Ziel des Vereins erreicht, möglichst vielen Stadtteilgruppen etwas zu bieten; es sind Ausländer verschiedener Nationalitäten da, Ältere und Jüngere aus der Stammbevölkerung, studentisch-akademische Gruppen und Stadstreicher. Doch sitzt jede Gruppe von der anderen getrennt an ihrem Tisch, die Stadstreicher auf der Steineinfassung hinter den Tischen. Auch die Königin der Filsbach residiert mit ihrem *clan* an einem der Tische. Kontakte zwischen den mit verschiedenen Gruppen besetzten Tischen sind wenige zu beobachten; die einzelnen Gruppen bleiben separat.

Als an einem der Feste engere Kontakte zwischen Stadstreichern und älteren Filsbachern zustande kamen, waren die Reaktionen der einzelnen Gruppen darauf unterschiedlich. Im Laufe dieses Festes hatte es immer wieder Annäherungen von Pennern, die auf der Steineinfassung saßen, an ältere Filsbacher gegeben, die an einem der direkt anschließenden Tische saßen. Auf einmal stand ein älterer, leicht angetrunkener Mann von diesem Tisch auf und stellte sich, wie die Penner die Bierflasche in der Hand, zu ihnen an die Steineinfassung. Sie schienen sich zu kennen. Sie lachten und er piffte auf den Fingern die Melodie der Kapelle, was von den Pennern und den Leuten an seinem Tisch begeistert aufgenommen wurde. Einer der Penner, stark angetrunken, tanzte tapsig zur Musik. Der Mann vom Tisch gesellte sich zu ihm, beide tanzten übertrieben unbeholfen. Manche Festteilnehmer registrierten den Vorfall ohne sichtbare Reaktion, einige davon ordnete ich der Kategorie 'Gesunde' aus der Stammbevölkerung zu; andere lachten, vor allem studentisches und akademisches Publikum, auch einige Ausländer. Einige mißbilligten den Vorfall, darunter zwei Familien mit Alkoholproblemen.

Entsprechend breit gefächert wie das Publikum, ist auch das Festprogramm, es enthält für alle etwas. Bei einem der früheren Feste spielte rascher Wechsel Dixie und Rock für die jüngeren Gäste, die durch rhythmisches Wippen ihren Gefallen zu erkennen gaben, während die älteren Besucher etwas gelangweilt erschienen; dann Marsch und Walzer für die Älteren, die dabei schunkelten und lebhaft mitsangen. Währenddessen machten die Jüngeren einen gelangweilten Eindruck. Als nach Dixie, Marsch und Walzer ein türkischer Sänger mit Protest- und Liebesliedern angesagt wurde, klatschten türkische Jugendliche und einige studentisch-akademische Festbesucher, während einige der älteren Deutschen riefen: *her uff, weg mit=m*. Im Verlauf des türkischen Vortrags stand eine der

älteren Frauen auf und rief laut: *alle Deutsche müßte jetzt gehe, des is doch kä musik*. Einige türkische Jugendliche tanzten in der Nähe der Anhöhe zur Musik einen türkischen Männertanz.

Offenbar angeregt durch den Vortrag des Sängers und den Tanz der jungen Männer, leistete danach auch einer der älteren Filsbacher spontan einen Beitrag. Er ging zum Mikrophon und sang, begleitet von der Musikband „ich hab mal'n Hamburger Fährmaster sehn"; er war angetrunken, etwas unsicher im Ton, aber laut. Sein Tisch klatschte begeistert. Am Abend bot das Programm auch noch etwas für das studentisch-akademische Publikum: Eine Laienschauspielergruppe führte in einem gehobenen und gespreizten Sprachstil auf der Anhöhe eine englische Groteske auf. Bereits nach kurzer Zeit verließen ältere Deutsche und viele Ausländer den Platz.

Die Idee der Veranstalter „für alle etwas zu bieten", die vor allem bei den ersten Stadtteilsten zum Tragen kam, erwies sich als nicht fördernd für Feste. Das disparate Programm konnte nur künstlich eine gewisse Gemeinsamkeit schaffen, ließ jedoch keine gemeinsame Feststimmung aufkommen. Jede Gruppe fühlte sich nur kurzzeitig angesprochen, kam auch kurz in Festlaune, doch beim folgenden Programmteil für eine andere Gruppe kühlte sich die Feststimmung wieder ab und machte einer abwartenden Leere Platz. Die Feststimmung breitete sich gleichsam wellenartig über den Platz aus, erfaßte aber nie alle Besucher gleichzeitig. Auch in den Kommentaren der Festbesucher wurde der Eindruck des Nichtgelungen-seins deutlich: *ziemlich langweilisch; na, ä, zwee stund kam=ma dableiwe; so kam=ma doch kä stadtteilsten mache*. Mehr Zuspruch fanden die letzten Feste, das Programm schien ausgewogener; d.h., es gab keine Programmpunkte, die nur jeweils eine soziale Gruppe ansprachen. Die Veranstalter schienen so etwas wie den gemeinsamen Nenner des Geschmacks aller anwesenden Gruppen ausgemacht zu haben; die Programmpunkte für eine spezifische Gruppe waren jetzt auch für andere Gruppen leichter zugänglich. Die Band auf dem Festplatz spielte Schlager- und Tanzmusik, die sowohl jüngeren wie älteren Besuchern gefiel; von den ausländischen Gruppen trat nur eine hübsch gekleidete griechische Mädchen-Tanzgruppe auf, die großen Beifall von allen Festbesuchern erhielt. Räumlich weit getrennt vom Festplatz, auf dem vorderen Teil der Freifläche H 6, spielte eine Popgruppe, die besonders bei deutschen und ausländischen Jugendlichen großen Anklang fand. Die Clownereien der beiden Hinterhofbühnen-Clowns fanden unter Kindern und Erwachsenen begeisterte Zuschauer.

6.1.2. Kappenabend

Ich habe nur einen Kappenabend mit Faschingsprogramm im Café Filsbach beobachtet. Die Stühle im Café wurden umarrangiert, so daß an der Kopfseite des länglichen Raumes eine kleine Freifläche entstand, als Bühne oder Tanzfläche zu benutzen. Da es im Stadtteil keinen Faschingsverein gibt, hatte die Begegnungsstätte einen Neckarstädter Verein mit Prinzenpaar eingeladen. Das Prin-

zenpaar und die Ehrensensatoren saßen direkt vor der kleinen Freifläche. Der Geschäftsführer der Begegnungsstätte, ein kunstfertiger Freizeitzauberer und Pantomime, übernahm die Programm-Moderation und auch einige Programm-Beiträge.

Die Gäste gehörten vor allem zwei sozialen Gruppen an: zum einen die Vereinsmitglieder – Sozialpädagogen, Studenten, Jungakademiker – und zum anderen viele aus der Stammbevölkerung mittleren und höheren Alters. Die Büttenreden, zu Beginn der Veranstaltung von Faschingsprofis vorgetragen, entsprachen den üblichen öffentlichen Faschingsreden. Sie erhielten vom Publikum mäßigen Beifall. Die Zaubereien und pantomimischen Sketche des Geschäftsführers der Begegnungsstätte fanden großen Beifall. Einen Höhepunkt erreichte die Stimmlung bei der Darbietung der drei I-Tüpfelscher, die mit viel musikalischem Schwung und stark lokal gefärbten Songs (Sperrmüll-Lied, Trampler-Lied, vgl. unten Kap. 6.2.) die Leute in Hitze brachten. Danach meldete sich spontan aus dem Publikum ein Büttenredner, der vom Moderator auch erfreut begrüßt und vorgestellt wurde. Er übernahm das Mikrophon und startete als Büttenrede eine Serie von immer obszöner werdenden Witzen. Die Reaktion des Publikums war gespalten. Nach meiner Beobachtung machte sich bei den Vereinsmitgliedern und den Neckarstädter Faschingsprofis nach anfänglicher Überraschung schnell Betroffenheit breit; eine Reihe von Filsbachern, besonders einige Männer mittleren Alters (Stammgäste des Braunen Bock) und einige ältere Frauen (die meisten aus der Seniorengruppe) waren begeistert. Nach besonders „harten Witzen“ ertönte ein mehrfaches *zugabe*. Der Geschäftsführer der Begegnungsstätte versuchte mehrmals durch Gestik und Mimik den Witzereißer zu unterbrechen, allerdings ohne Erfolg. Die Resonanz bei einem Teil des Publikums war zu groß, der Witzeerzähler wurde immer ausgelassener. Nach kurzer Zeit brach der Geschäftsführer die Darbietung abrupt ab, indem er laute Musik anstellte. Nach diesem gewaltsamen Eingriff konnte ich Überraschung und Bedauern bei den Gästen feststellen, denen die Darbietung gefallen hatte, Aufatmen und ein Gefühl von „die Stimmung ist kaputt“ bei den anderen. Dieser Eindruck wurde von Besuchern bestätigt. Als ich einige ältere Frauen fragte, wie ihnen die Darbietung gefallen habe, meinten sie, *die witz ware gut*. Der Geschäftsführer berichtete, daß einer der Faschingsprofis aus der Neckarstadt geplant hatte, noch eine Büttenrede zu halten, doch nach der Witzdarbietung habe er keine *lust mehr* gehabt, die *laune war weg*.

Bei dieser Veranstaltung treffen – deutlich beobachtbar – zwei unterschiedliche Konzeptionen für Faschingsveranstaltungen aufeinander. Zum einen die Konzeption der Begegnungsstätte, die sich an „Salonfähigkeit“ auch im Fasching orientiert, die *nichts ordinäres, nichts was unter die gürtellinie geht* zuläßt. Sexuelle Anspielungen, Zoten u.ä. seien in öffentlichen Veranstaltungen im Café Filsbach untragbar – so ein maßgebliches Vereinsmitglied –, zumal *die gegend hier einen diesbezüglichen ruf* habe, dem der Verein keineswegs entsprechen wolle. Gewünscht wird vor allem *politisch kritisches, humorvoll gebracht*. Der

Spaß an sexuellen Anspielungen und Witzen in öffentlichen Reden wird zum Ausschlußkriterium: Wer Fastnacht mit *dieser art von lustigkeit* erleben wolle, müsse woanders hingehen, *wir im café wollen das nicht*. Im Gegensatz dazu steht die Konzeption der Stammbevölkerung, wonach zum Lustig- und Ausgelassensein zur Fastnacht oder bei anderen Festveranstaltungen auch „obszöne“ Darbietungen gehören in Form von Anspielungen, Witzen und Sketchen (vgl. unten 6.1.3. und 6.2).

6.1.3. Feste der Seniorengruppe

Zur Gruppe gehören vorwiegend ältere Frauen; die meisten sind aus der Stammbevölkerung. Es gibt aber auch einige Zugezogene, die sich sehr gut an die Stammbevölkerung angepaßt haben. Die Gruppe wird, wie jede Freizeitgruppe der Begegnungsstätte, von einem (meist ehrenamtlich arbeitenden) Vereinsmitglied betreut.

Die Feste dieser Gruppe sind geschlossene Veranstaltungen, d.h., Mitglieder können Bekannte mitbringen, aber sonst kommt kein Gruppenfremder zum Fest. Feste finden zur Weihnachts-, Faschings- und Osterzeit statt. Für alle diese Feste ist charakteristisch, daß die Frauen die Vorbereitungen im wesentlichen selbst übernehmen, d.h., Fleisch, Wurst, Salate und Kuchen selbst besorgen oder herstellen.

Auch bei diesen Veranstaltungen werden die vorher bereits beschriebenen unterschiedlichen Konzeptionen für solche Feste deutlich. Die Versuche des betreuenden Vereinsmitglieds, ein dem Festanlaß entsprechendes Programm einzubringen, zum Beispiel an Weihnachten Geschichten vorlesen, Lieder singen u.ä., werden zwar von den Gruppenmitgliedern angenommen, aber immer wieder eindeutig als nicht aus der Gruppe kommende Konzepte markiert. Dazu einige Beispiele: Als die Betreuerin zur Weihnachtsfeier vor dem Essen Weihnachtslieder anstimmte, sangen die Frauen zwar mit, doch sie unterbrachen immer wieder durch: *sin die würschtle noch nit bald heiß, mer hawwe hunger* u.ä. Als die Betreuerin nach dem Essen nochmals ein Weihnachtslied anstimmte, grölten die Frauen mehr als daß sie sangen, eine machte Grimassen, die andere schnoddrige Zwischenbemerkungen. Nach dem Lied fragte eine der Frauen eine andere: *her, hosch du kä luschedischi kassett do?*

Nach einigem Alkoholkonsum übernahmen dann die Frauen die weitere Programmgestaltung, was von seiten der Betreuerin ohne Widerstand gebilligt wurde. Es wurden Witze und lustige Anekdoten erzählt; auch harte Witze tauchten auf, wurden jedoch mit Blick auf die Betreuerin kokett kommentiert beispielsweise durch: *ach, des baßt heid eigendlich doch nit so rischdisch an weihnachte*. Außerdem funktionierten die Frauen einen im Raum aufgehängten Mistelzweig ihren Bedürfnissen entsprechend um. An die Tradition des Sich-Küssens unter dem Mistelzweig anknüpfend, hängten sie den Zweig positionsgerecht über der Eingangstür auf und riefen unter verschiedenen Vorwänden

junge männliche Vereinsmitglieder in den Raum. Standen diese unter dem Zweig am Eingang, stürzten sich mehrere Frauen auf sie und küßten sie unter kreischendem Beifall der übrigen. Die Verlegenheit der jungen Männer erhöhte nur die Ausgelassenheit der Frauen. Im Unterschied zu den oben beschriebenen Festveranstaltungen der Begegnungsstätte, bei denen sich das Festkonzept des Vereins im wesentlichen durchsetzt, haben es die Frauen aus der Stammbevölkerung geschafft, daß bei diesen Gruppenfeiern auch eigene Vorstellungen vom Feste-Feiern verwirklicht werden können. Das scheint am besten bei Faschingsfeiern zu gelingen. Die Betreuerin initiiert zwar auch hier eine Art Faschingsprogramm mit Schunkeln und Polonaise, doch bald, nach einiger Zeit des Anwärmens, übernehmen die Frauen spontan das Programm. Sie halten amüsant-„harmlose“ ebenso wie „stark zweideutige“ Büttensreden. Als ich bei einer dieser Feiern zu fotografieren anfang, erreichte die Stimmung ihren Höhepunkt. Aus dem Stehgreif stellten die Frauen in rascher Abfolge kurze Szenen (lebende Bilder) dar, die ich fotografieren sollte. Von Szene zu Szene wurde die Stimmung ausgelassener, jede Szene übertraf die vorangehende an Eindeutigkeit in der sexuellen Darstellung. Die Darstellungen wurden im Nachhinein kommentiert durch: *ach is des schä heid* und *ham mir heid mol widder gelacht* u.ä. Die abschließende Beurteilung der Faschingsfeier lautete: *des is hier viel schöner als do driww*. Gemeint war damit die Faschingsveranstaltung der städtischen Altentagesstätte mit 'normalem Programm', die einige Frauen zwei Tage vorher besucht hatten.

6.2. Filsbachtreffen

Ganz anders als die öffentlichen Festveranstaltungen der Begegnungsstätte sind die Filsbachtreffen. Hier hat ein homogenes Publikum sein Festprogramm. Teilnehmer sind Leute aus der Stammbevölkerung und vor allem Exilfilsbacher. Im Oktober 1979 fand das erste Treffen, 1982 das zweite Treffen statt; ein drittes und viertes folgten 1983 und 1986. Vorher gab es solche oder ähnliche Feste im Stadtteil nicht.

Ich erfuhr von dem Treffen 1982 von einer Informantin, die meinte, da müßte ich unbedingt hingehen, da würden sich all die alten Filsbacher treffen und gemeinsam feiern. Karten könne ich nicht an den sonst üblichen Verkaufsstellen erhalten; die Informantin wollte mir welche besorgen. Als ich kurz vor dem Treffen in der Westlichen Unterstadt in Geschäften, bei der Polizei und auf der Straße nach dem Fest und nach Kartenvorverkaufsstellen fragte, konnte mir keiner Auskunft geben. Über mehrere Umwege erfuhr ich von dem entscheidenden Festorganisator, und der berichtete folgendes über die Entstehung der Filsbachtreffen: Die Treffen sind Veranstaltungen auf private Initiative hin, die im wesentlichen von drei ehemaligen Filsbachern (einer wohnt jetzt in der Östlichen Unterstadt, zwei auf der Vogelstang), die vor der Sanierung in I und K wohnten, durchgeführt werden. Nach eigener Darstellung ist der Hauptorganisator des Festes ein *alter überzeugter Filsbacher*, in I 4 geboren, in I 2

in der Brezelfabrik, der ersten Mannheims, in die Lehre gegangen und in der Nachkriegszeit an Wochenenden in Filsbacher Lokalen als Mundart-Kabarettist aufgetreten. Er und seine Freunde trugen sich schon lange mit dem Gedanken, alle ehemaligen Filsbacher, besonders die aus I, H und K, *die eigendlichsch rischdische Filsbacher*, die vor allem durch die Sanierungsvorhaben aus dem Stadtteil rausmußten und sich seit Jahren nicht mehr gesehen hatten, zu einem Fest zusammenzurufen. Der Anlaß zu einem solchen Fest bot sich ihnen dann 1978. Ein allen Filsbachern bekannter Mann aus der Westlichen Unterstadt, Vater von fünf Kindern, starb, kurz darauf seine Frau. Eine andere Filsbacher Familie erbot sich, die fünf Waisen bei sich aufzunehmen, damit die Kinder *nit verroppt werre, nit in=ne heim kumme*. Die tragische Situation der Kinder, die Demonstration von Zusammenhalt und Gemeinschaftsgeist durch die Filsbacher Pflegeeltern war für die Planergruppe der Auslöser zum Fest: Hier bot sich die Gelegenheit, Gemeinschaftssinn mit einem starken Feierbedürfnis zu kombinieren; das Fest sollte ein die Filsbacher ansprechendes Programm erhalten, der Erlös einem *wohltätige zweck* dienen und den Waisenkindern übergeben werden: *daß ma sisch emol widder sieht noch longe johre ... daß ma ä schönes programm mache, un de reinerlös, daß ma den also denne kinner überweise dud un damit hod ma ä bissel was gemacht, der (Vater) hod jo schließlich do drunne gewohnt*.

Eines der aufwendigsten Probleme sei gewesen, die Adressen ehemaliger Filsbacher ausfindig zu machen und sie zu dem Fest einzuladen: *es hot halt ä johr gedauert, bis ma all die adresse ghabt hot vun iwuerall*. Das dabei angewandte Verfahren deutet wieder auf die auch nach dem Wegzug noch engen Kontakte ehemaliger Filsbacher hin: *es ham=ma im schneeballsystem gemacht un zwar ham=ma den ogschribbe un der hod uns widder ä adreß gewwe un donn hod ma den ogschribbe ... un so hawwe ma mittlerweile vierhundert adresse zusammenkriegt*. Zum Fest seien die Leute dann aus dem Schwarzwald, aus Oldenburg, aus Dortmund und *sogar von Zürich ... kumme*, alle, *die do unne gewohnt hawwe*; außerdem noch viele Filsbacher, die auch heute noch dort wohnen. Das erste Fest, für dessen Programm der Informant im wesentlichen selbst verantwortlich war, habe bei den Eingeladenen großen Anklang gefunden, und weitere Treffen wurden vereinbart.

Einladungen zum zweiten Fest, fast zwei Jahre später, seien dann im wesentlichen durch Mundpropaganda ergangen. Karten gab es in den Filsbacher Stammlokalen der Organisatoren zu kaufen (z.B. im „Neckarhafen“, im „Braunen Bock“). Bereits Wochen vor dem Fest seien alle Karten verkauft gewesen, und der Organisator hätte ca. 200 Karten mehr verkaufen können, so stark war die Nachfrage.

Das zweite Filsbachtreffen fand im Kaisergarten in der Neckarstadt statt, einem Saal, der ca. 450 Leute faßt. Die Leute saßen an langen Tischreihen, viele festlich gekleidet, die Frauen in langen Kleidern, in dunklen Röcken und hellen Blusen mit tiefen Dekolletés.

Viele der Gäste begrüßten sich durch Umarmung und Kuß. Das Programm der Veranstaltung war die derbe Variante eines Faschingsprogramms mit Akzent auf filsbach-spezifischer Thematik und Darstellungsweise. Es war dicht gedrängt, Lieder, Einzelvorträge, Tanzgruppendarbietungen und Sketche wechselten in schneller Reihenfolge. Das Programm hatte beim Publikum sehr großen Erfolg; wie der Organisator im Nachhinein feststellte, hat es *hunnerd-prozendisch besser gfallt wie=s letschte programm*. Nach meiner Beobachtung, wie auch nach seiner Einschätzung kamen einige Nummern besonders gut an, sie wurden mit kreischender Begeisterung aufgenommen, Verse und Refrains mitgeklatscht, zum Teil auch mitgesungen. Diese Nummern zeichneten sich aus entweder durch eine „anzügliche“ Darstellungsweise oder durch inhaltliche Anspielungen auf derzeitige Verhältnisse in der Filsbach, z.B. die vielen Ausländer und Penner, die Wohnverhältnisse in der Filsbach u.ä. Von den Liedern der I-Tüpfelcher, einem Frauentrio, das auch regelmäßig im Schinderhannes auftritt, begeisterte besonders der Song „Sperrmüll im Quadrat“ und der „Eber-Sau-Tango“. Der Song „Sperrmüll im Quadrat“ enthält Anspielungen auf Filsbacher Wohnverhältnisse und behandelt zentral das Verhalten türkischer Einwohner am Sperrmülltag, ihr Wühlen im Sperrmüll und ihr Aufsammeln von deutschen Abfallgütern. Im „Eber-Sau-Tango“ wird das Liebeswerben von Sau und Eber vermenschlicht und anzüglich dargestellt.

Das „Pennerlied“, von ca. zehn als Penner verkleideten Sängern vorgetragen, wurde vom Organisator angesagt durch: *guckt ämol, do kumme die penner, isch denk isch wär in de Filsbach oder im Quick*. Die Selbstdarstellung der Penner im Lied wird vom Publikum begeistert beklatscht. In der Vorstellung des Organisators sollte das Lied auf die jetzigen Bewohner der Filsbach hinweisen, *des is, was jetzt noch do drunne wohnt*.

Der „Sketch der Bundeswehrsoldaten“ begeisterte vor allem durch die stark sexuellen Assoziationen, die er auslöste. Auf der Bühne stellten sich fünf als Bundeswehrköche verkleidete Sänger in einer Reihe auf und sangen ein zunächst sehr unauffälliges Liedchen. Beim Refrain hoben sie alle kokett ihre langen Schürzen hoch, spreizten die Beine, wobei ein zwischen den Oberschenkeln befestigter Kochlöffel hochsprang und auf eine vor den Bauch gebundene Trommel schlug. Beim ersten Schlag des Kochlöffels auf die Trommel ging ein Schrei der Begeisterung durch den Saal, eine Frau in meiner Nähe kreischte ihrem Mann zu: *wenn des bei dir doch aa so gut ging*.

Begeistert aufgenommen wurden auch – wie bei allen Filsbachtreffen – die Darbietungen des Mannheimer Sängers Walter Schmitt. Mit vielen Schlagern aus den 60er Jahren, mit Nachahmungen bekannter Sänger wie Louis Armstrong, und mit Rock-Nummern heizte er die Stimmung an. Seine Gesangsnummern verband er mit (meist sexuellen) Witzen und anzüglichen Anekdoten, die großen Beifall beim Publikum fanden.

In einer der Pausen zwischen den Programmdarbietungen wurden die "alteren Gäste aus der Filsbach geehrt, auch die Königin der Filsbach. Die meisten im Saal kannten die Geehrten, sie klatschten anhaltend und riefen auch persönliche Glückwünsche zur Bühne hoch. Eine der Geehrten, die heute nicht mehr im Stadtteil wohnt, eine kleine, dicke, 70jährige Frau, wird vom Moderator angesagt durch: *jetz kummt die tante Luise, die hod die halb Filsbach selwer gstellt*. Die Königin der Filsbach kündigt er an: *jetz kummt die Gerddl, der gherd de halwe saal*. Die begeisterte Reaktion der Leute, ihr Klatschen, Auf-die-Tische-Klopfen, ihre Rufe, wie *hoch die tante Luise, hoch uff die Gerddl*, weisen auf den hohen Bekanntheitsgrad beider Frauen in der Filsbach hin.

An dem Gesamtprogramm wie auch an einzelnen Darbietungen fiel die Nähe zu Faschingsprogrammen auf zu nicht-faschingsmäßiger Zeit, am 1. Mai. Wie sich später im Gespräch mit dem Organisator ergab, ist die Nähe des Festprogramms zu Faschingsveranstaltungen aus seiner bisherigen Karnevalstätigkeit zu verstehen. Er hat viele Erfahrungen bei Neckarstädter Karnevalsvereinen gesammelt, hat dort selbst Programme zusammengestellt und Veranstaltungen moderiert. So stammten auch eine Reihe von Nummern bei dem Filsbachtreffen aus verschiedenen Karnevalsveranstaltungen, die Tanzgruppendarbietungen und einige komische Sketche. Doch gerade beim Vergleich von Programmen öffentlicher Faschingsveranstaltungen mit dem Programm des Filsbachtreffens und der Publikumsreaktion darauf wird die Spezifik des Filsbachtreffens deutlich. Diese Veranstaltung unterschied sich besonders durch den leichten, offenen, spielerisch-derben Umgang mit sexueller Thematik und der einhellig begeisterten Reaktion des Publikums auf solche Darbietungen.

Das Publikum ist lustig und ausgelassen, trotz Programm und lauter Musik äußerst lach- und redefreudig; man unterhält sich von Tisch zu Tisch, ruft laut über Tische weg und begrüßt sich freudig. Trotz hohem Alkoholkonsum habe ich bei keinem Treffen Betrunkene gesehen. Den Eindruck von 'Stabilität' und 'Gesundheit', den das Publikum insgesamt erweckt, finde ich bestätigt im Urteil eines Neu-Filsbachers (zugezogener Akademiker): *was mer hier sieht, is die creme der Filsbach, die die es geschafft ham, keine kaputten typen*. Auffallend sind auch die vielen jüngeren Gäste, viele Jugendliche, Kinder von Exil-Filsbachern, die den Stadtteil und das Leben im Stadtteil nur aus Erzählungen ihrer Eltern, kaum aber aus eigener Erfahrung kennen dürften. Für sie wünscht sich einer der Gäste, daß sie dort hinziehen könnten, wo ihre Eltern herkommen und dort ähnliche soziale Erfahrungen machen, wie er sie hatte: *so schä wie des frieher bei uns do unne war, so schä hawwes die (Jugendlichen) heid net, und: alle, die wu aus de Filsbach kumme, mißte widder do nunner ziehe kenne*.

Bei all den Treffen, wie auch bei anderen Festen der Stammbevölkerung (Feste des FC-Filsbachklause) ist es leicht, mit den Festteilnehmern in Kontakt zu kommen, bis auf die jüngeren Frauen. Sie scheinen mir und auch anderen Gästen gegenüber kühl, zurückhaltend, fast abweisend zu sein. Dies Verhalten hat jedoch innerhalb der Stammbevölkerung keine negativen Konsequenzen

(im Sinne von Isolierung), vor allem nicht bei den Männern aus der Stammbevölkerung. Sie holen die Frauen zum Tanzen, packen sie an Hüfte oder Schulter und umarmen sie. Das kühle, distanzierte Verhalten jüngerer Frauen aus der Stammbevölkerung habe ich auch bei Gelegenheiten beobachtet, bei denen es konträr lief zur Erwartungshaltung von Angehörigen anderer sozialer Kategorien. Bei einem Kappenabend im Goldenen Adler (zu diesem Lokal vgl. oben 3.2.6.), bei dem ausländische Männer nach deutschen Partnerinnen suchten (und umgekehrt), fielen mir vier jüngere, hübsche Frauen an einem Tisch auf, auffallend geschminkt und aufwendig gekleidet, die während des ganzen Abends keiner der ausländischen Männer zum Tanzen holte; sie bevorzugten ältere, wesentlich weniger attraktive Frauen. Die jungen Frauen saßen an ihrem Tisch, rauchten, tranken, unterhielten sich ruhig, fast ernst mit minimaler Gestik und Mimik, unternahmen keine Kontaktversuche nach außen (Blickkontakte, Zulächeln, Zublinzeln u.ä.), zeigten durch kaum eine Bewegung ihr Interesse an der Umgebung. Die für mich widersprüchlichen Signale – einerseits ihr aufwendiges Sich-schön-machen und die Wahl des Lokals, die auf Interesse an Männern und am Tanzen schließen ließen, andererseits ihr kühles und distanziertes Verhalten – schienen auch die ausländischen Männer zu verunsichern; sie wandten sich weniger attraktiven, aber leichter verstehbaren Frauen zu, die ihr Interesse direkt (Lachen, Blickkontakte, Winken u.ä.) zeigten. Die Kontaktaufnahmeregeln und das Werbeverhalten der jüngeren Frauen konnten die ausländischen Männer nicht entschlüsseln.

Nun zurück zum Filsbachtreffen: Neben der Ausrichtung der Feste auf wohltätige Zwecke (Veranstaltungen dieser Art für wohltätige Zwecke sind mir sonst nicht bekannt) erscheinen mir der Entstehungszeitpunkt des Festes und das Engagement seiner Organisatoren besonders interessant und auffallend. Das Festunternehmen wurde geboren, als die Kahlschlagsanierung im Stadtteil abgeschlossen war, die Gebäudesanierung gerade begann und die Bevölkerungs-umstrukturierung in der Filsbach in vollem Gange war. Mit dem Fest setzen sich seine Organisatoren bewußt und zielgerichtet von den Festaktivitäten der Begegnungsstätte ab, die einzige Organisation, die etwa zur gleichen Zeit Stadtteilstefte initiierte. Kontakte zur Begegnungsstätte oder Möglichkeiten der Zusammenarbeit mit der Begegnungsstätte im Zusammenhang mit Stadtteilstefen wurden von den Organisatoren zu Beginn erst gar nicht in Erwägung gezogen, *weil isch weëß nit, ob se do dobei wäre*. Die Unterschiede in der Konzeption für Feste werden deutlich gemacht: *des hod mid denne jo gar nix zu tue nä, überhaupt nit ... die ziehe des dann uff* (Begegnungsstätte-Feste) *un sorge widder gut für denne ihrn zweck ... un isch bin hald do defür* (Filsbachtreffen).³⁰ Daß der Organisator mit seiner Vorstellung von Festveranstaltungen den „Nerv“ der ehemaligen und jetzigen Filsbacher trifft, das wird aus der wachsenden

³⁰ Erst in jüngster Zeit bahnen sich zaghafte Kontakte zwischen den Organisatoren des Filsbachtreffens und der Begegnungsstätte an, auch hier wieder über den Filsbachboten.

Nachfrage nach seinen Festen und aus der Begeisterung des Publikums sehr deutlich. Mir scheint, daß der Initiator und Organisator dieses Festes hier eine neue Art von lokalem Bewußtsein konstituiert und eine neue Manifestationsform für lokale Kultur geschaffen hat, zu einer Zeit, als die „natürlich gelebte“ lokale Kultur des Stadtteils vom Untergang bedroht war. Die Gefahr allerdings, die ein solches Unternehmen in sich birgt, nämlich eine Art Museumskultur zu pflegen, sieht der Initiator selbst: Als die I-Tüpfelcher, die zur Zeit einzige Showgruppe aus der Filzbach, sich auf der Bühne verabschieden, ruft er ihnen zu: *sorgt defür, daß ihr nachwuchs kriggt, den könne ma gebrauche in de Filzbach un uff de bühn.*

Für die Absicht, lokale Kultur bewußt festzuhalten und ihrer Darstellung eine neue Tradition zu geben, spricht auch die ungeheure Anstrengung, die die Initiatoren und Organisatoren des Festes auf sich nehmen. Wie oben bereits angeführt, hatten die Initiatoren viel Arbeit und Mühe bei der Festvorbereitung: Adressenbeschaffung, Briefe schreiben, Telefonanrufe, Programmgestaltung, Beschaffung von Programmbeiträgen u.ä. Alles dies taten sie unentgeltlich, in ihrer Freizeit. Außerdem versuchten sie, durch Eigenleistung bei der Programmgestaltung (beispielsweise übernahm der Organisator auch die Moderation, seine Frau und sein Sohn halfen bei der Organisation, bei der Kostümherstellung usw.) und bei der Verhandlung mit Darbietern (*isch kenn se all un donn ham ma iwwer de preis vehannelt ... vieles ham se mer billischer gemacht*) soweit wie möglich Ausgaben zu sparen. Dadurch sollen einmal die Eintrittskarten niedrig gehalten werden (*für die leid soll=s a nit so deier werre*), und zum anderen soll möglichst viel Reinerlös erwirtschaftet werden für den *gude zweck*. Dieser enormen Leistung liegt ein Engagement zugrunde, das nicht nur dadurch zu erklären ist, daß sich hier eine Gruppe von Leuten ein Forum für die Selbstdarstellung schaffen und aufrechterhalten will. Solche Motive mögen mitgespielt haben (*isch mach des aus spaß an de freud ... isch bin fer so sache*). Doch die Idee des Treffens traf auf ein starkes Bedürfnis bei ehemaligen und jetzigen Filzbachern nach Identifikationsmöglichkeiten, und das Unternehmen gewann von daher eine Eigendynamik. Die Nachfragen nach dem nächsten Fest, das im Stadtteil bzw. am Rande des Stadtteils stattfinden wird, seien größer als bisher, die Erwartungen an das Fest noch höher.

7. Anhang

Einen Besuch im „Weißen Elefanten“ aus einer fingierten Außenperspektive schildert der folgende Zeitungsartikel vom 27.6.1930, Generalanzeiger, Nr. 375:

Antwort an Fridolin.

Streife durch Mannheimer Stadtteile/Die Filzbach.

Lieber Fridolin!

Wir kommen jetzt in die G-Quadrate. Da in der Nähe ist eine Wirtschaft, allen im Lande wohlbekannt, auch sicher Dir, lieber Fridolin. Wir bleiben eine Weile vis-à-vis stehen. Da kommt ein Auto, und ihm entsteigt die „Schaukel“, johlend begrüßt von seinen Kumpanen. Also, die Stimmung ist gut, denn man rin ins Vergnügen.

Wir bleiben doch lieber an der Türe sitzen, denn man weiß ja nicht, und bestellen einen Stein. Und trinken ihn auch, lieber Fridolin, das ist nämlich die Hauptsache. Der Kellner, wie auch die Musiker in weiß, begrüßt uns extra freundlich. Ein Bayer. „Gelt, Sie sind fremd hier. Aber das macht niz. Ihnen passiert nichts. Gegen Fremde sind sie immer anständig.“ Na, dann is ja gut. Wir trinken, rauchen, kommen ins Gespräch mit unserem Tischnachbarn. Er wäre ein Boxer. „Gelt, sie sind gut, die Musiker. Ja, mein Sohn“ – ein Leuchten geht über sein Gesicht – „studiert auch Musik. In der Hochschule.“

Allmählich vergißt unsere Umgebung, daß Fremde da sind, also Vorsicht zu üben ist. Die Musterung ist scheinbar ganz gut ausgefallen. Kriminal sind wir keine, denn die sind bekannt. Meinem Mann, auch mit Hornbrille, wird eine solche angeboten. Er probiert sie auch, aber, er kann nichts durch sehen. „Deshalb können Sie sie doch nehmen.“ Nein, nein, lieber nicht.

Auf einmal gehts hinten im Eck doch los. Der Kellner, ein Prachtkerl, 1,90, ist schon da, fährt aus mit seinem „Händchen“, daß dem Krakeeler Hören und Sehen vergeht. Nimmt ihn am Schlawittchen und stellt ihn grade: „Tuscht die Hand aus der Tasche. Meenschts dann, ich laß mir von Dir – Tuscht die Hand aus der Tasche“. Klatsch, noch einmal. Und er ist drauß.

„Sie, haben Sie den Klang gehört?“ fragt der Boxer, unser Tischnachbar. „Ich bin Fachmann, aber ich kann Ihnen sagen, nach dem Klang hört der Kerle drei Wochen nichts mehr. Ein paar Händ' hot unser Karlchen, wie anner Leit Fieß“. Er nimmt die Hände des vorbeieilenden Karlchens und zeigt sie uns, stolz, wie ein Vater. Wir betrachten sie wohlwollend, es ist uns jetzt auch wieder wohler, nachdem er uns auch noch seinen Gummiknüttel unter der weißen Schürze zeigt.

Während inzwischen die Kellnerinnen noch Ordnung schaffen, man hört die energischen Stimmen: „Glei setz dich hin, du hoscht gar niz zu saache, setzen solscht di, sunst fängscht aani“ – erzählt uns der Ober ein bisschen was.

„Es geht nicht immer so gut aus. Am Montag hat der Wirt eins gekriegt, ins Kreuz, er liegt jetzt im Krankenhaus. Seinen Sohn hats auch derwischt. I war nit schnell genug da, wie i aber kommen bin, sinds abgehauen. Do kleppert's als.“

Wir fragen ihn, ob er denn keine Angst habe.

„Na, Angscht hab i kaani, i paß aber auch immer auf. Man muß eben doch vorsichtig sein. Und auf der Straßen nachts, meinen Sie? Gewiß, ich werd auch schon mal eini fangen von einem, den ich schon verwasche hab, aber damit rechnet man halt.“ Sein Traum ist: A Häusle im Grünen“. –

Und dann, lieber Fridolin, sind wir gerne gegangen. Wir haben die herzliche

Aufforderung für ein extra großes Rumsteak schwermütig abgelehnt. S'Herz pumberte uns doch ein bisschen ...

Etwas später in demselben Artikel erzählt die fiktive Briefschreiberin von dem Besuch eines Lokals in den H-Quadranten:

Ein andermal waren wir in den H-Quadranten, irgendwo. Wir machen uns auch hier, zumal wir einen Musiker, rund und klein, ein lustiges Huhn, bei uns hatten, mit der Kellnerin ein bisschen vertraut. Für ein gutes Wort und ein Gläschen Wein sind sie so dankbar und erzählte.

„Vorhin hab ich dere do, sehens, die Aachedeckel poliert. Sacht die doch, ich wär a so eini. Dere hab ichs aber gebbe. Gewiß, was der Mensch braucht, des muß er habe, aber deswegen bin ich doch noch lange keini. Und i laß mich von dere nix heißen.“

Ein ausnahmsweise hübsches Mädchen ist es. Schlank und rank gewachsen. Und Mund und Herz auf dem rechten Fleck.

„Ob i recht bald heiraten möcht? Na, freilich, aber i hab noch nit alles beisammen. Meine Mutter ist bei mir. Ich habe mir jetzt eine Küche gekauft, und da muß ma halt spare.“

Die do hinne meine Sie? Des ist die „Pfauenfeder“. Die is nit ganz klar im Kopf. Aber alle Nacht hier. Pfauenfeder, geh mal her.“

Und die Pfauenfeder singt uns ein Liedchen vor, mit züchtigen Gebärden, nicht grad das Lolalied, aber sowas ähnliches, daß sogar unsere Männer verlegen in den Schoß gucken. Mich fragt sie so recht zutraulich: „Gelt, du hoscht Urlaub?“

– Ich werd heute noch blaß, wenn ich dran denk, mein süßer Gemahl lacht heute noch schadenfroh, und auch für diesen Abend war mein Wissensdurst gedeckt. In der Künstlerloge wohne sie, erzählte sie uns. Aber jetzt ist auch sie tot, die Auszeichnung hat sie im vorigen Jahr dahingerafft. Ihr ewig liebehungriges Herz schlägt nicht mehr.